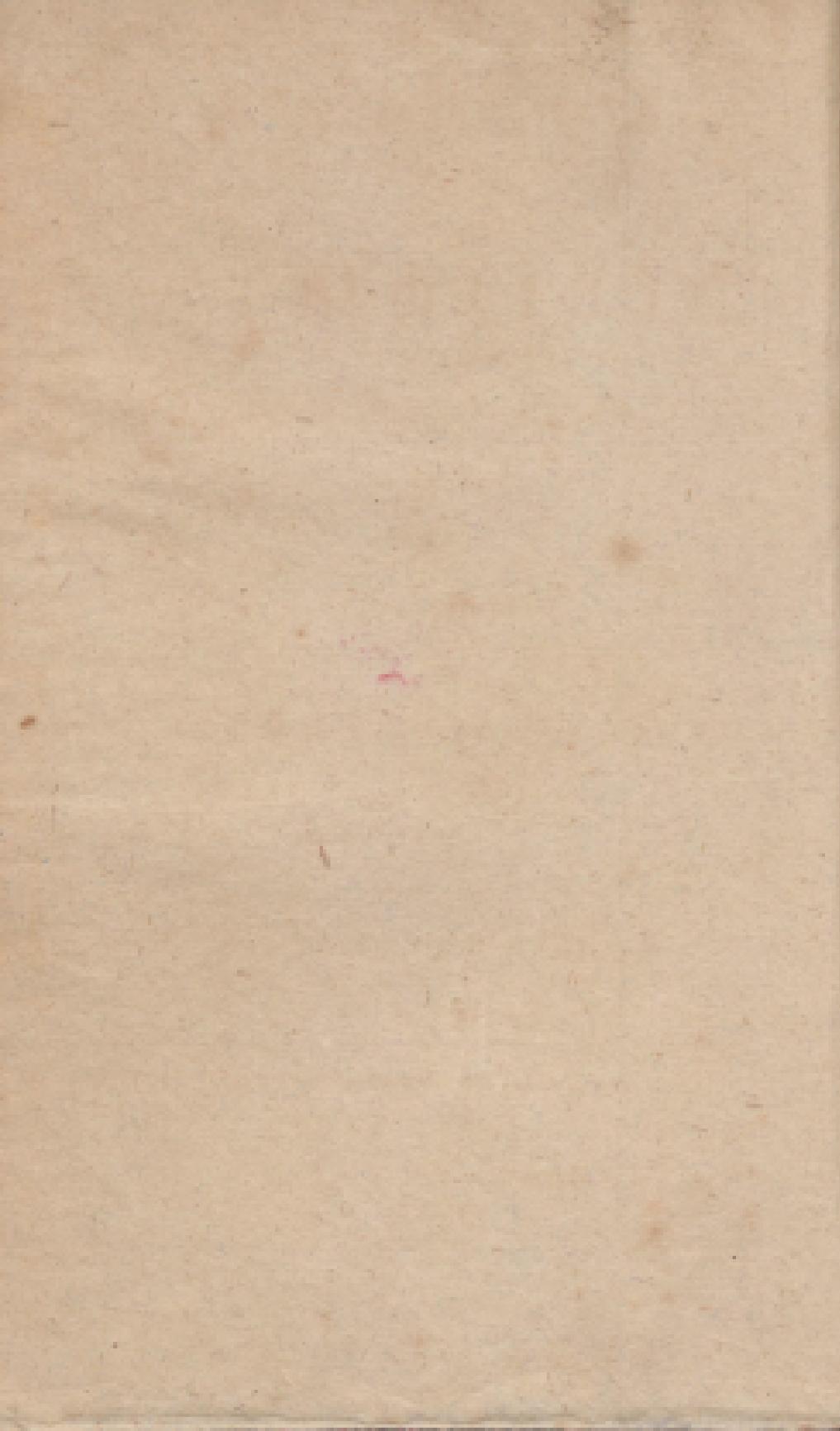


D 606







Neue Monatsschrift
für
Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

L 29

Verändertes



Friedrich Buehholz.

Neumann.



Fünf und dreißigster Band.

Berlin,
bei Theodor Chr. G. Neulin.
1831.



3648



Inhalt des fünf und dreißigsten Bandes.

	Seit
Untersuchungen über die allmäßige Entwicklung des preußischen Staats. (Fortsetzung.)	1
Der der Universität zu Bonn-Wörte in der ersten Reihe-Wörte	1
Staatswirthschaftliche Abberidmen. (Fortsetzung.)	33
St. Simon's Schrif. (Fortsetzung.)	43
Über Großbritannien's nächste Zukunft	90
Notizen, die Betriebswirtschaftsforchritte Russland be- treffend	109
Untersuchungen über die allmäßige Entwicklung des preußischen Staats. (Fortsetzung.)	113
Der der Regierung Friedrichs des Großen in der zweiten Reihe seiner Verwaltung	113
Staatswirthschaftliche Abberidmen. (Fortsetzung.)	149
Über Verfugung und Zensur	166
Über den wahrscheinlichen Verlauf des Kampfes zwischen dem Königreich Polen und Russland	191
Welchen Werth hat die öffentliche Meinung?	216
Schlussbemerkung der Revue britannique zu einem aus dem Englischen übersetzten Aufsatz über "Ent- scheidung, Freiheit und Verfall des Handels und des Wehrstandes in Holland."	222

	Seite
Untersuchungen über die allmähliche Entwicklung des peruischen Staates. (Fortsetzung.)	225
Die 1871 letzten Regierungsjahre Brasiliens der Kaiser. Staatswirthschaftliche Ueberreden. (Fortsetzung.) . .	270
Beiträgeungen über die Möglichkeit einer vollsammel- nen Handelsfreiheit	285
Was wird die nächste Sitzung der französischen Kam- mern bringen?	323
Untersuchungen über die allmähliche Entwicklung des peruischen Staates. (Fortsetzung.)	337
Ergebnisse reihenweise der ersten 1871 Regierungsjahre Brasiliens Wahlkreis der Kaiser.	
Staatswirthschaftliche Ueberreden. (Fortsetzung.) . .	370
Blick auf die soziale und politische Statistik Mittel- und Unter-Italiens.	395
(Ende des französischen.)	
Über Dr. Wilh. Buntz's neuße Schrift, berichtet: Die Streitfrage über das politische Haupt-Pro- blem aller Zeiten, besonders der neueren euro- päischen	420

Untersuchungen über die allmäßige Entwicklung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

Erstes Kapitel.

Von der Verwandlung der Kurfürsten-Würde in eine erbliche Könige-Würde.

Indem der Urheber der „Bestreitigkeiten des Hauses Brandenburg“ diesen Gegenstand verhandelt, widerlegt er die Meinung, daß ein Jesuit, Manres Vota, den ersten Schritt zur Annahme des Königstitels gegeben habe, und fügt darauf hinzu: „Es ist viel natürlicher, zu glauben, daß die Erhebung des Prinzen von Oranien und des Nachfolgers des alten Kurfürsten auf den polnischen Thron, Friedrich dem Dritten eifrigstig gemacht, und den Menschen nach ihrem Brüder auf den Thron zu setzen, in ihm angeregt haben. Man läßt sich immer, wenn man die Prinzipien menschlicher Handlungen außerhalb der Freundschafts- und des menschlichen Vertrags finden möchte.“

Wie richtig diese Bewertung auch seyn möge: so läßt sie doch die Frage übrig, warum Friedrich der Große in der Stellung des brandenburgischen Kurfürsten der Erste war, der das Verhältniß fühlte, einen höheren Stand anzunehmen; denn, wenn nur von Eiserhaut und Rebenkultivierung die Rede ist, so würde es nicht als verteogen seyn, seine schamlosen Vergnügungen davon frei zu sprechen. Hat man aber die Frage so hoch gestellt, so dürfte es nicht schwer seyn, zu beweisen, daß ein, von aller Eiserhaut und Rebenkultivierung befreier, kurz, daß selbst ein philosophischer Fürst an Friedrichs dritter Person nicht mehr andern hätte handeln können, als dieser handelt.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die deutsche Welt, um zu sehn, welche Umständerungen sie zur Entwicklung eines neuen Systeme gesellschaftlicher Ordnung verhüllt.

Der dreißigjährige Krieg hatte im westphälischen Frieden ein Resultat gegeben, das bemerkenswert bei seinem Ausbruch war berücksichtigt worden, schmerzhaft ausgegraben ließ; denn, anstatt die kaiserliche Statutarität zu erhöhen oder auch nur zu verstetigen, hatte er den Reichsfürsten die Unabhängigkeit zugewendet. Der Kaiser war also nicht länger der Mittelpunkt, um welchen sich alles drehte; und wenn der Begriff von Unabhängigkeit jemals Orientierung auf die deutschen Reichsfürsten gefunden hatte, so war dieser Zentrumspunkt vorüber. Man kamte aus Politik nach gefällig gegen den Kaiser seyn; allein seine Pflicht bestand dieß, sobald man im Staatskunde Reichsmeute gefunden hatte, durch welche man größere Sicherheit gewann, als durch die Reichsverfassung. An persönlichem Zusammenkünste des Kaisers mit den Reichsfürsten auf sogenannten Reichstagen war

nicht mehr zu verhindern; alles wurde durch Gesandte abgesprochen, und die natürliche Folge davon war, daß alles sich in die Hände gog. Kurz: die frühere Verfassung hatte ihre Daseyn nur noch in der Erinnerung; sie war zu einer Art von Schatten geworden. Die Wahlbarkeit des Kaisers dankte nur da jene fand; da fand war sie aufgehoben, weil jeder Reichsfürst seine Meinung dabei fand, daß die höchste Reichswürde in dem Hause Habsburg fortannte, weil dieser so gelegen war, daß er den Vorrechten der Reichsfürsten den wenigsten Abbruch thun konnte. Wie tief die Sichtung für die alte Reichsverfassung gesunken war, das zeigte sich am auffallendsten, als daß Haus Braunschweig sich um die achte Kurwürde bewarb, und keinen Zweck erreichte; was in einer früheren Zeit für eine Art von Gastelegium gegolten haben würde, das wurde von dem kaiserlichen Hofe für eine Besitzigkeit betracht, welche unter anderen Verhältnissen ein Gegenstand der Verhandlung gewesen seyn würde. Seitdem Preußen und Schweden Staatschefs des deutschen Reichs an sich gerissen hatten und integrirende Mitglieder des Reichstages geworden waren, galt es für keine Güte, daß man sich als kaiserlicher Reichsfürst um strenge Rechten bewarb, ohne daß man beschäftigt aussah, deutscher Reichsfürst zu seyn. Dies war der Fall mit August dem Zweiten, Kurfürsten von Sachsen, welcher im Jahre 1697 zum König von Polen gewählt wurde. Deutsche Fürsten unterstüzen sich gegenwärtig in selchen Verhandlungen, entweder weil ihnen die Auslösung entgang, welche daraus für das deutsche Reich entstand, oder weil die Dinge dahin gelichen waren, daß alle ihre Bemühungen, dieser Auslösung eine Gegen zu setzen, vergeblich gewesen

seyn würden. Sich durch alle nur erdenkliche Mittel zu sichern, war für sie zu einer schweren Aufgabe geworden: zu einer Aufgabe, welche nur höchst gefährdet werden konnte, daß man sein Urtheil auf alle Weise verstärkt.

Nicht schwächer war die Anforderung dazu in den Einzelstaaten; vorzüglich in solchen, die sich durch ihre Größe auszeichneten. Einz sind seine so glückgültige Sache, als man angemessen wohl gesagt ist. Sie können veralten; und so oft kost der Fall ist, müssen sie durch höhere Anstrengung werben: so wollen es die großfürstlichen Reichsverhältnisse. Der Kurfürstentitel hatte seine Bedeutung von dem Augenblick an verloren, wo die Kaiserordre faktisch erbläßt geworden war: er gewährte keine Rückrichtung mehr, wie in früheren Zeiten. Dies war jedoch seine geringste Unvollkommenheit. Wie erstaubt, daß der Vergangenheit angehöre, versuchte er durch Erinnerungen zu Herdenungen, die nicht bestreikt werden konnten, wenn der Kurfürst nicht mit sich selbst in Widerspruch treten wollte. Durch die Einführung eines schenken Hauses waren die Reichshäuser aufgehoben, wosin der Adel, so wie alle, was jemals als Landstaat bezeichnet werden war, zu dem Landesfürsten gespannt hatte; die Entwicklung aber, welche seit dem vorzüglichsten Gründen über die ganze europäische Welt gekommen war, brachte nicht so sicher mit sich, als die Fortbauart und weitere Ausbildung der neuen Schöpfung. Sollte diese nun nicht gefährdet werden durch Veränderungen, wodurch man auf die Durchführung eines verjüngten Reichsstaates bangt: so mußte von Seiten des Kurfürsten irgend etwas geschehen, was die Erinnerung an jeden früheren Zustand schwächte. Gab es für einen Erbprinzen aber wohl ein

reichsamtli. Titel, als Annahme eines höheren Titels, wodurch den Geistern und Gemüthen der neue Zustand der Dinge mit allen abgeänderten Verhältnissen stets vorgeführt wurde? Von dieser Seite aufgesezt, war der Königstitel für die Nachfolger des großen Kurfürsten nur allgemeinwendig geworden.

Wir sagen keineswegs, daß alle diese rechtseitigsten Kombinationen der Verhandlung des kurfürstlichen Titels in einem Königstitel vergangen; wohl aber sagen wir, daß sie, als auf dem Zusammensetzen der europäischen Angelegenheiten, so wir dieser beim Eintritt des achtzehnten Jahrhunderts vorlag, herzugetragen, hätten gemacht werden können, daß folglich Friedrich der Dritte über Einheit, Güterzuge und Heiratsbünden erhaben hätte, und doch den Königstitel, als allein für ihn passend, annehmen könnte. Im gekröntlichen Leben ist nichts gewöhnlicher, als daß man nach Vorausgegründen handelt, deren man sich nicht genug bewußt ist. Deswegen aber schlägt nicht allein fehl, was nicht aus klarem Gewissen geht; und ist etwas dem gekröntlichen Bedürfniß entsprechend, so gehört es trotz den minder achtungswürdigen Verhältnissen, dragen es seine Ausführung voran.

Unsere Chronik haben nicht darüber aufgesezt, wiewora die Annahme des Königstitels in den Absichten und Wünschen des großen Kurfürsten gelegen haben. Deshalb haben sie nicht unbemerkte gelassen, daß Friedrich Wilhelm beim Eintritt seiner Regierung — wahrscheinlich um seinen vielfachen Werthgenossen ein Ziel zu setzen — sich um die Hand der einzigen Tochter Gustav Adolphe beworben habe, welche, als Königin von Schweden, in einem

Über den vierzighen bis fünfzehn Jahren stand, als ihr lieber Heirat ge macht wurde. Die Verhältnisse der jungen Königin fanden nicht sie gut, darauf einzugehen; und die natürliche Folge davon war, daß Friedrich Wilhelm sich andere Wege bahnen müsste: Wege, auf welchen er in den Tempel der Unsterblichkeit eingegangen ist. Angemommen jedoch, der Geist der schwedischen Monarchie wahr weniger bringt gewesen, angenommen also, daß Haus Hohenzollern wäre in den Besitz des schwedischen Throns gelangt — was würde die Heilige davon gewesen seyn? Was sich zuerst verbüdet, ist der Gedanke, daß der große Kurfürst unter Einvernehmen des ersten Beispieles von der Vereinigung eines deutschen Staats mit einem nicht deutschen Königreiche geben haben würde. Dies aber würde in den Füßen, wo es allmählich kommen könnte, von unabsehbarem Folgen für die Entwicklung der europäischen Welt getroffen seyn. Zuerst hätte der dreißigjährige Krieg einen ganz anderen Ausgang genommen. Schon würde sobann zwar der Grundbestandtheil des neuen Königreiche geklärt seyn; allein, vergrößert durch Preußen, Hannover, die Kurmark, Magdeburg, Halberstadt und Westfalen, hätte es einen Staat gebildet, der stark genug gewesen wäre, um allen Pläneirungen Polens und Russlands mit Erfolg zu widerstehen. Mit einem Werk, die ganz Reihe von Gegebenheiten, welche die Geschichte des achtzigjährigen Jahrhunderts in sich schließt, redet alsdann eine ganz andere geworden. Wir gutem Rechte darf nun sogar daran zweifeln, ob es, in der hier aufgestellten Veranschlagung, jemals ein Königreich Preußen gegeben haben würde, oder vielleicht, man kann mit der größten Bestimmtheit sagen, daß hier König

rich, so wie wir es gegenwärtig fannen, nie in die Geschichtung eingetreten seyn würde; denn alles, wodurch der große Kurfürst, als Gemahl einer schwedischen Königin, das schwedische Königreich vergrößert hätte, würde den Charakter einer kleinen Provinz berechtet, und folglich nie ein unabhängiges Leben gewannen haben. Unstreitig handelte die schwedische Kurfürstinnerei, als sie dem jungen Kurfürsten die Hand der Königin Christine versagte, aus sehr eigenmächtigen Beweggründen, und sogar mit auffallender Kurzichtigkeit; wer sich jedoch am wenigsten darüber zu beklagen hat, sind die Bewohner unseres Königreichs, sofern sie nicht das Schicksal derjenigen Staaten getheilt haben, welche als Unabhängige größere Weise zu einer Schwäche herabstießen, von welcher sie sich nie wieder erholen konnen.

Man siehe, daß der Königstuhl über den Thron des Kurfürsten Friedrich Wilhelm nicht so hoch hinaufging, daß er ihn für unentridbar gehalten hätte. Was er auf seine mühseligen Laufbahn erarbeitet und erstanden hatte, kam seinem Sohne und Nachfolger zu Gute; und wenn Minister, wie Oberherr von Danchinmann und Hukel, bei es auf Schen vor den Schreierigkeiten, die sich an die Erweiterung des Königreichs hüpften, aber in der Versteigerung, daß das gesellschaftliche Fundament zur Unterstützung eines Throns noch nicht stark genug sei, das Widerspiel hielten: so ist darüber nichts weiter zu bemerken, als daß sie, als Staatsmänner, ihrer Bestimmung zur wenig entsprechen; denn sonst würden sie doch befürchtet haben, daß sie abgeworfen seindten. Giebt man zu, daß die Verwaltung der Kurfürstentwürde in eine erbliebne Königtwürde für die städtige Entwicklung der brandenburgischen Geschäftshälfte noch

teuerlich getreubten war: so muß man dem Kurfürsten Fried-
rich dem Dritten zugleich Glück dazu wünschen, daß er in dem Warren von Colle, welcher später den Titel eines
Großen von Wartenberg erhielt, einen Gesellen gesuchten
hätte, der ihm das schwere Werk durchhelfen half. Wie
sehr dieser Warren auch Hofmann sein möchte, so könnte
es ihm doch nicht an richtiger Politik fehlen, d. h. an Un-
schönungen, wodurch er die Minister von Danckelmann und
von Gauthé bei seinem Vortrum übertraf. Die Freiheit, womit man
zu Werke ging, verdient eine besondere Erwähnung. Da
der Kaiser die Hauptperson war, welche gewonnen werden
mußte: so unterschätzte Friedrich der Dritte den Herzog von
Hannover in seinen Bewerbungen um den kurfürstlichen Hof, und den Kurfürsten von Sachsen in seinen Bewer-
bungen um die polnische Krone; beides in einer andern
Absicht, als um den kaiserlichen Hof in seinen politischen
Grundsätzen zu erschüttern. Um jedoch Preußens den Ersten
(dies war der Name des Kaisers) noch mehr für sich zu
gewinnen, trat er ihm den schreibsameren Krieg ab, und be-
gnügte sich mit der Unabhängigkeit, die man ihm auf das
Fürstentum Westfalen und auf die Grafschaft Lipzburg
ertheilte. Dabei unterblieben die brandenburgischen Truppen
das kaiserliche Heer in Flandern, am Rhein und in Uga-
garn. Kurz, es gewann das Anschein, als ob Friedrich der
Dritte sich keine andere Bestimmung grübe, als dem Kaiser
gefährlich zu sein in allem, was dieser auch verlan-
gen möge.

Dies würde jedoch schwierlich zum Ziele geführt haben,
wenn das Verhängniß nicht einen Krieg herbeigeführt hätte,
wovon der Kaiser um so mehr des Verstandes bedurfte, je

mehr einzelne deutsche Fürsten, wie der Kurfürst von Baiern und der von Köln, ihm entgegen traten.

Dies war der spanische Erbcessions-Krieg.

In diesem Kriege handelte es sich um den Besitz des spanischen Throns, der, über die Gebiete der pyrenäischen Halbinsel weit hinausreichend, in Europa die Königreiche beider Sizilien und Sardinien, das Herzogthum Mailand und die sogenannten spanischen Niederlande, in Amerika ungewisse Ländereien unter der Bezeichnung von Kolonien, in Asien die Philippinen umfasst. Dieser ungewisse Thronbestreit, welche das Haus Habsburg im vorigen Jahrhundert zusammengebracht hatte, war hervorlos geworden in bewogenen Zeiten, welche, nach Karls des Künsten Lebe, auf Philipp dem Großten und dessen Nachkommen übergegangen war. Karl der Zweite, geboren 1661, König von Spanien in einem Alter von fünf Jahren, sein ganzes Leben hindurch gebundenes Verhängnis seiner Brüderter und Minister, starb den 1. November 1700; und mit dem Verschwinden dieses Schattensönigs hob eine Reihe neuer Begebenheiten an, welche nicht wenig zur Umgestaltung aller europäischen Verhältnisse beitrug, und noch gesetzdetig, vielleicht mit ganz verändertem Triebfedern, fortwirkt.

Karl des Zweiten Tamerilla-Föhrer war noch nicht bestätigt, als das fünfzige Schicksal der spanischen Monarchie ein Gegenstand ernstlicher Unterhandlungen zwischen Ludwig dem Vierzehnten und Wilhelm dem Dritten, König von England, wurde. Diese Unterhandlungen nahmen bald nach dem Habswieder Frieden ihrem Absang, und die Hauptfrage in denselben war, was geschehen müßt, um

die Eheverbindung der spanischen Monarchie mit dem deutschen Kaiserthum zu verhindern.

Da nämlich Karl der Zweite, dessen Tod schon im Jahre 1698 erwartet wurde, weder Sohn, noch Tochter, noch Bruder hinterließ, die Grundgesetz der spanischen Monarchie aber eine Erbfolge in den Seitenlinien nicht bloß gestatteten, sondern sogar verordneten: so musste das Thronrecht auf die beiden älteren Schwestern jenes Königs übergehen, von welchen Maria Theresia mit Ludwig dem XIV. verheirathet, Margaretha Theresia mit dem Kaiser Joseph verheirathet gewesen war. Nun hatte die Gemalin des spanischen Königs in ihrem Ehe-Vertrag auf die Thronfolge Verzicht geleistet, und diese Verzichtleistung war im pyrenäischen Friedensvertrage bestätigt worden. Anders verhielt es sich mit der Gemalin des Kaisers Joseph: sie hatte nicht Verzicht geleistet, und da sie längst verstorben war, so waren ihre Ansprüche auf den spanischen Thron übergegangen auf ihre einzige Tochter Maria Antonetta, welche verheirathet mit dem Fürsten von Savoyen, Mutter des Kurprinzen Joseph Ferdinand war. Dieser Prinz war demnach der einzige rechtmäßige Erbe Karls des Zweiten. Doch seine Ansprüche wurden dadurch erschwert, daß der Kaiser, welcher die spanische Monarchie bei seinem Hanke zu erhalten wünschte, sich auf eine Verzichtleistung berief, die er von seiner Tochter Maria Antonetta bei ihrer Vermählung mit dem Fürsten Maximilian erhalten zu haben versicherte. Er selbst trat also als Kron-Prätendent auf, indem er sich auf die Rechte seiner Mutter Anna, Tochter Philipp des VI. von Spanien, Könige von Spanien, berief und diese geltend machte. Seine Behauptung infolge war der leichten Prinzessin die

Thronfolger in der spanischen Monarchie, sowohl durch ihren Ehe-Kontrakt, als durch die Testamente der Könige von Spanien, gesichert werden; und da er auf seiner Ehe mit einer Prinzessin von Pfalz-Bayern zwei Söhne, die Erbherzöge Joseph und Karl, hatte: so wollte er genügen, dem älteren dieser Prinzen den deutschen Kaiserthron, dem jüngern die spanische Monarchie zu überlassen.

Man sieht, daß bei diesen Verwicklungen ein Krieg nicht zu vermeiden war. Frankreich, dessen Ansprüche auf die spanische Thronfolge am wenigsten begründet schienen, wollte zwar das Recht des habsürischen Karlsprinzen annehmen, doch immer nur, sofern die Vereinigung der spanischen Krone mit der spanischen eine politische Monarchie seyn würde. Behauptend also, daß die Vermählung der Gemalin Ludwig's des Mittleren den Kindern berüthten nicht zum Nachteil gerichten dürfe, weil diese ihr Vater nicht sowohl durch ihre Mutter als durch das Grundgesetz des spanischen Königreichs hätten, verlangte er, zum wenigsten einen bedeutenden Theil des Erbes. Dies war dennoch der eigentliche Gegenstand der Unterhandlungen, welche häufig der Herzogin mit Wilhelm dem Deinen pflegten. Da beide Könige sich mit einander verschant hatten, so war nicht billiger, als daß der König von England den deutschen Kaiser, seinen bisherigen Verbündeten, eben so aufsässig, als der König von Frankreich Jakob den Zweiten aufgesässig hatte. Es kam, auf diesem Wege, zur Verhüllung eines allgemeinen Kriegs, im Jahre 1698 zwischen Frankreich und England, ein Thilungsb-Traktat zu Spanie, nach welchem dem Karlsprinzen von Haken, auf dem Sterbefall Karls des Zweiten, die spanische Monar-

die mit ihrem transatlantischen Ursprung, dem Dauphin von Frankreich das Königreich beider Sizilien abß dem Toskanischen, so wie die Markgrafschaft Kivale und die spanische Provinz Guipuucca, dem Erbherzog Ferdinand, jüngster Sohn des Kaisers, das Herzogthum Mailand zugesichert wurde. Auswärtige Mächte warten auf diese Wahl des Herrs über Spanien, ohne weiter die Nation nach den hinsichtlichen König berufen im Mindesten zu befragen: so brachtrechtig war die Vorstellung, die man von der Schiedsrechte beider hatte.

Als Karl der Zweite starb, was in Beziehung auf sein Königreich geschehen war, mißbilligte er zwar den Theilungs-Vertrag, ließ sich jedoch dadurch nicht abhalten, den Erzprinzen von Neapel in seinem Testamente zu seinem Nachfolger in der spanischen Monarchie zu ernennen: eine Maßregel, bei welcher unsinnig darauf gerechnet war, daß er Mittel finden werde, die Erstürmung des Königreichs zu hinterstellen. Raum aber war das Testamente des Königs von Spanien bekannt geworden, als der junge Prinz, dem das größte europäische Erbe bezeichnet war, plötzlich zu Gräffel fiel, wosin er sich begeben hatte, um sich vorläufig mit einem Theile seiner künftigen Untertanen zu beschweden. Dies geschah den 6. Febr. 1665.

Ein zweiter Theilungs-Vertrag, welcher zunächst noch zweitig geworden war, kam am 13. März 1700 zu Sonnenbathin zu Stande, daß der Erzherzog Karl, jüngster Sohn des Kaisers, zum präsumtiven Erben des spanischen Throns bestimmt, und dem Dauphin, außer dem Königreiche beider Sizilien und der Provinz Guipuucca, das Herzogthum Toskana zugeschrieben wurde, wogegen der regierende Herzog

Welland einzutauschen sollte. Man glaubte den kaiserlichen Hof durch diese Überraschung bestimmt zu haben; und um von dem, was seine Zustimmung zu dem neuen Theilungst-Dratze beinhalteten könnte, nichts zu unterlassen, schickte Ludwig der Bayerische den Kurfürst von Böhmen nach Wien, recht eigentlich mit der Absicht, jede Konfrontation in der Zukunft zu verhindern. Doch im kaiserlichen Kabinete zweifelte das Gesetz unvermeidbarer Nöte: ein Gefühl, nach welchem der zweite Theilungst-Dratze, gleich dem früheren verworfen werden mußte. Gefangen hieß man den spanischen Erbanspruks durch unbestimmte Versprechungen hin; als dieser aber ungründlich wurde, brach man die Unterhandlung ab. Der kaiserliche Hof harrte, wie versichert werden ist, um die Zeit, wo er sich so störrig bemüht, nicht so viel Geld, daß er den Erzherzog Karl auf eine, seine Würde und seiner königlichen Bestimmung entsprechende Weise nach Madrid senden könnte; albin er sieß deshalb nicht weniger den günstigen Augenblick vorübergehen, wo er die spanische Monarchie, mit Zustimmung Ludwigs des Bayerischen und der reichsmeisten europäischen Mächte, in einem so bedeutsamen Umfange hätte an sein Haus bringen können.

Greise in diesem Zeitpunkte waren die Unterhandlungen, welche der Kurfürst Friedrich der Dritte wegen einer Verwandlung der Kurfürstentwürde in eine erbliche Königtumwürde zu Wien pflegte, sehr lebhaft. Es hat sich die Sage erhalten, daß der Reichsgraf des Kaisers, ein Jesuit Name Wolf, das Gelehrte für den Wunsch des Kurfürsten gethan habe. Wie es sich damit auch verhalten möcht — denn, den Einfluß des Reichsgrafen gerechtzugeßt abhängen

zu wollen, würde nur Mangel an Weit- und Weitschien-
kenntniß verrathen — : immer liegt es viel am Tage, daß
dem Verlangen des Kurfürsten nichts so sehr zu Hause kam,
als die besondere Lage des kaiserlichen Hofes am Vorabend
eines Krieges mit Frankreich, die welchen man die Unter-
sichtung des Kurfürsten nicht wohl entbehren konnte. Im
Gouvernement geblieb — nicht das Ungemessen und Ver-
nünftige, sondern das vorsichtig Weitwürdigste. Friedrich der
Dritte hätte noch Jahre lang unterhandeln können, wenn
die Natur der Dinge es nicht mit sich brächte, daß man
für das, was man zu erhalten wünscht, etwas preisgeben
muß. Mag also Prinz Eugen, wie der Ueberer der Dom-
würdigkeiten des Hauses Brandenburg versichert, immerhin
gesagt haben: „der Kaiser möge die Minister fragen las-
sen, welche ihm einen so persönlidh Nachtheit hätten:“ das
Einzige, was man zur Entschuldigung einer so rohen
Neufassung sagen kann, ist, daß jener Prinz selber die Lage
des kaiserlichen Hofes im Sommer des Jahres 1700, noch
daß Verhältniß der deutschen Fürsten zu dem Kaiser seit
dem Abschluß des westphälischen Friedens, genau kannte,
und nach höchst unvollständigem Abstraktionen von kaiser-
licher Machtweisheit geurtheilt habe. Erntausaub
mann, wie Friedrich der Dritte sie auf eine Röste zu
stellen und zu unterhalten vertrath, waren in der That
keine Kleinigkeit am wenigsten, wenn man in Anschlag
bringt, daß der sich erhebende Krieg (wie es wirklich der
Fall war) eine längere Dauer gewinnen könnte. Es war
dannach bei der Untertheilung der Königsthronrechte für den
Kurfürsten von Brandenburg von Seiten des kaiserlichen
Hofes nichts weniger im Spiele, als Geßigtheit oder

Vergeblichkeit. Der sogenannte Preußen-Vertrag wurde am 16. Nov. 1700 abgeschlossen; und außer der bereits angeführten Stipulation, machte der in einen König verwandelte Kurfürst sich verbindlich, *waffen* Anstreichen auf rücksichtige Habsburger zu entsagen, in der Reichsfestung Philippsburg eine Compagnie zu halten, seine deutschen Reichslande nicht der Hoheit des Deutschen Reichs und den Reichsständen gegen dasselbe zu entziehen, auch bei jeder künftigen Kaiserwahl seine Stimme dem österreichischen Prinzen zu geben, es sei denn, daß sehr wichtige Gründe die Wahl eines Kaisers auf einem andern Hause nötig machen würden.¹¹ Der Königstreich wurde folglich nur in Beziehung auf das sächsische Herzogthum Preußen bereitigt; und damit die Republik Polen keinen Widerspruch erheben möchte, sah Friedrich der Erste sich genötigt, Versailles zu unterzeichnen, welche enthielten: „daß die Königliche Macht von Preußen in ihrem Stilze den Reichs- und dem Besitz der Krone und Republik Polen über das Königliche aber polnische Preußen zum Machtheil sollt getrichten können; daß weder er, noch seine Nachfolger, sich jemals des Ziels bedienen wollten, um Anspruch auf diesen Theil von Preußen zu machen, und daß die Klausel in dem Vertrage von Weimar, welche den Rückfall der unmittelbaren Oberhoheitsherrschaft über das Herzogliche Preußen für den Fall sicherte, daß der von Friedrich Wilhelm ent sprechende Mannesstamm ausginge, in voller Kraft bleibet, und weder von dem neuen Kaiser, noch von irgend einem seiner Nachfolger verlegt werden sollt.“¹² Wie wenig reit bei diesen Versaillen in Betrachtung gelommen, daß der Mensch nichts weniger in seiner Gewalt hat, als die Be-

gibmheiten, und daß er in letzter Absichtung nicht weiter vermöge, als auf dem Strom vorzuhören fortzuschwimmen!...

„So entblößt sich“ — sagt Friedrich der Zweite in seinen Deaknäiglichkeiten — „diese große Angelegenheit, die seines Widerspruch gefunden hatte, sowohl in dem Staatsrathc der Kurfürsten, als an fremden Höfen, bei Freunden und bei Feinden. Dem letzten Kurfürsten schmeichelte in der That nur das Benehmen der Könige und Fürsten, das Gepräge und eine gewisse schamlose Lauer der Eitelkeit, die anderen fühlbar machen möchten, daß sie geringer sind. Doch war ursprünglich das Werk der Eitelkeit war, wurde in der Folge ein Meisterstück der Politik. Die Könige und Fürsten, daß Haus Brandenburg von dem Kurfürstentheil Gebt, wem das Haus Österreich damals alle deutsche Güter hieß. Friedrich der Dritte warf dadurch seinen sämmtlichen Nachkommen eine Hochspeise hin, und schien ihnen damit zu sagen: „Ich habe Euch einen Titel verschafft, macht Euch keine redig; ich legte den Grund zu Eurer Größe, Ihr müßt nun das Gebüde vollenden.“

Ganz gewiß war die Gestaltung eines Königtums neben dem Kaiserthul keine gleichgültige Sache für Deutschland; denn mitten im deutschen Reiche erhob sich von jetzt an eine neue Macht, welche mit der Kaiserlichen nur rivalisieren konnte. Allein man ist deshalb nicht zu der Meinung berechtigt, daß nur die Eitelkeit Friedrichs des Dritten, als daß Prinzip der großen Veränderungen zu betrachten sei, welche seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland vorgegangen sind. In einer philosophischen Sprache der geistlichtheitlichen Erscheinungen diente die Eitelkeit nur als Werkzeug oder Hebel zur Verhöhnung der höhern

höheren Entwicklung, zu welcher für Deutschland der Grund in den wahrschafflichen Freuden war gelegt werden.

Nahe war die künstlerische Gestaltung in Berlin angegangen, so wie sie Friedrich, trotz der strengen Zäsurpolitik (17. Sept. 1700) mit seiner Gemahlin, seinem einzigen Sohn, seinen Freuden und einem zahlreichen Hofstaat nach Königsberg ab, wo die Krönungsfestlichkeiten statt finden mussten. Zwei Hofschräger, für diese Feierlichkeit in Bischöfe verwandelt, trugen und von Gaben, jetzt reformiert, dieser katholisch beglückten dem König. Überhaupt war nichts vergessen, was dazu beitragen konnte, die Bewunderung eines Künstlers in einen König, der Erinnerung durch den Eindruck zu empfehlen, der bei dieser Gelegenheit auf die Sinne der Zuschauer gemacht werden musste. Von der Königin Sophie Charlotte sind Denkmäler übrig geblieben, nach welchen sie sich nur ungern diesem Ensprunge hingab. „Geben Sie mir nicht! — so schrieb sie an Leibniz, von Königsberg aus — „dass ich diese Herrlichkeiten und diese Freuden, die man hier so hoch anstiegt, den Unzähligkeiten der philosophischen Gespräche vergesse, die wir in Charlottenburg hielten.“ Diese Königin scheint ihrem Gemahle überhaupt wenig zugewan- gen zu sein . . . Nachdem nun Friedrich am 29. Okt. in Königsberg eingezogen war, nahmn die Feierlichkeiten ihren Anfang damit, dass am 15. Januar die Erhebung des Herzogthums zu einem Königreiche, unter dem Namen aller Städte und unter Königsadmonter, von vier Heralden, be- nom von Pauler und vier und zwanzig Trompeten veran- staltet, bekannt gemacht wurde. Das Jubelgeschrei der Menge unterstrückte den Ruf: „Lang lebe Friedrich, unser

allmächtiger Herr und König! Lunge liebe Sophie Thun-
herr, unsrer allmächtige Königin!

Am nächsten Tage, es war ein Sonntag, wurde die
Gelehrte um ihren Weisland zu der befehlenden Krönung
in einem feierlichen Gebete angesicht. Den 17. Januar
flüsterte Friedrich den schwäbischen Ulter-Orden, den er, mit
bedecktem Haupte auf dem Throne sitzend, schickten von dem
Ordenshaupte aufgerufenen Rittern erhielt, welche die
Zeichen der königlichen Gnade frischend empfingen. Hierauf
erfolgten am 18. Jan. Salbung und Krönung. In einem
Kleide von rotem Schärz, reich mit Gold gestickt und
mit Diamanten-Enden belegt, darüber ein mit Hermelin
gefütterter fuchswäschereicher Sammetter Königsmantel, dessen
Schleppe der Oberhaupter mit einem Rahmenchen
trag, trat Friedrich Morgens um 9 Uhr auf seinem Ra-
binet in einen großen Stadtsaal, wo er sich, ein mit
Diamantin und Rubinien bestückt Zepter in der Hand, auf
seinen Throne niederließ. Mit eigener Hand setzte er sich
hier die Krone auf, und empfing hierauf die Huldigung
seines Sohnes und seiner Weiber. Begleitet von seinem
vernehmen Hoffstaat ergab er sich hierauf zur Königin,
die ihn am Eingange des Verhauers erwartete und ihm
frischend huldigte. In dieser Stellung setzte ihr der
König die Krone auf und führte sie sodann auf den Thron,
wo auch ihr die Prinzen huldigten. Darauf brach das Al-
mächtige Paar, begleitet von dem ganzen Hoffstaat, nach
der Innenlichen Schlosskirche auf. Hier, nach beendigtem
Gottesdienste, trat der König vor den Altar, wo er Krone
und Zepter niederlegte. Der Oberhaupter schob, als alles
zur Salbung verbereitet war, die Verücke des Königs ein

heilig von der Götter zurück; und nun trat der Bischof Ulfilas hervor, hörlich die aufgedeckte Steinplatte, so wie die Pulse an beiden Händen des Königs mit gereihtem Orde, und nachdem er dabei seine Segnungsurteil gesprochen hatte, erwiderte, unter Pauken- und Trompetensaal, ein Chor, welcher rufen! rufen! sang, nicht ohne hinzufügen: „Göttlich dem Könige! Gott verleihe ihm längst Leben!“ Der König lehnte hierauf sich die Krone selbst wieder auf, und schrie, daß jetzt in der Hand, zum Throne gerückt. Zugelobe rührte mit der Königin niederkelt. Dann folgte, nach verschiedenen Gebeten und Gesängen, ein General-Parade für alle Gefangene, die Schuldner, Sünder und Majestäts-Schänder allein aufgenommen. Goldene und silberne Denkmünzen wurden, beim Ausgänge des Königs und der Königin aus der Kirche, unter die Menge geworfen, und das Gange der Prozession durch ein königliches Gesimal beschloß, das den Geschmack der Zeit entsprach: ein Quaßmal, an welchem, nach dem Muster der römischen Kaisertrabuung, auch der an einem großen Wallen gebraute und mit Wappentier gefüllte Löwe nicht fehlte, der dem Welle periodgegeben werden sollte. Ein Gewerwerk und eine allgemeine Ueberachtung beschloß die Feierlichkeit des Tages, doch nicht das Schmuckstück; denn dieses wurde in den mannigfaltigsten Gestaltungen, unter welchen es nicht einmal an Thierköpfen schlug, bis zum 8. März fortgesetztem Tage, an welchem der König nach der Kurmark zurückkehrte.

Das hiess alles mit einem grauen, die Kräfte des Landes fast erschöpfenden Haftvande verbunden war, verlor sich wohl von selbst; allzu, war die Vereinigung

der Kurfürstentümre in eine erlöste Königswürde eine Wohlthat für die Gesellschaft, so war der Zustand, ohne welchen diese Verbesserung nicht bestehen werden könnte, sein Werk, von welchem man sich nicht hätte erheben können; und welche Bemühungen der Sparsamkeitsgeist sich über diesen Gegenstand immer etlauben möge, so finden alle ihr Verherrnungs-Urtheil darin, daß es von sehr unmöglich ist, große Veränderungen in der Organisation der Gesellschaft zu Ende zu bringen, ohne daß von mehr als einer Seite zu verlängen.

Die Freiheit der Erste am 17. März nach der Karmel gerichtet, war bei weitem noch nicht soß zu seinem Empfange in der Hauptstadt vorbereitet. Daß zwei Minuten verstrichen, ehe er durch läben errichtete Threnperlen längs der Georgen-Straße, welche, von dem Tage des Einzugs (6. Mai) an, die Königstraße genannt wurde, in sein Schloß einzog. Die Feierlichkeiten dauerten einige Wochen, bis man endlich darüber zur Ueberzeugung kam, daß man zur Sicherheit gerücksichtigen müsse, wenn man in Thren blieben wolle.

Unerkennung der Königswürde erfolgte auf allen europäischen Staaten, nur nicht auf dem Einheitsstaate, wobalden sich Spanien, Frankreich, die polnischen Ordene und der deutsche Kitterorden (der letztere wegen seiner Ansprüche auf das Portugalthum Veniam) anschlossen.

Friedrich nahm sich von jetzt an, König Friedrich der Erste.

Der Erhebung des brandenburgischen Hauses ging ein Sturz gegen, welcher seit dem Jahre 1698, wo er erfolgte, nicht aufgehört hat die Gemüthe zu beschäftigen. Dies

war der Sturz des Ober-Präsidenten (Premier-Ministers) Görhard von Danckelmann, welchen wir eben als den Erzieher und Grund des Kurfürsten Friedrich kennen gelernt haben, und der nach dem Rücktritt des großen Kurfürsten, vermöge der Erkenntlichkeit seines fürstlichen Zuglings, zu dem höchsten Staatskantoren gelangt war. Unterstützt von solchen Freunden, welche nach und nach in den Staatsdienst gerufen worden waren, hatte Görhard von Danckelmann die Absicht seine Bahn in stürmer Ungeißbarkeit zunächst legen, als die Annahme der Königskrone zur Sprache kam. Einfach, streng und bei weitem mehr die Würlichkeit als dem Schammiit ergeben, hielt Danckelmann das Widerspiel mit um so größter Hartnäckigkeit, weil er verharrte, daß der Königstitel in der Kurmark dieselben Wirkungen herrechbenen würde, welche die Unumkehrbarkeit, zu welcher sich Ludwig der XIV. erhob, in Frankreich hervergebracht hatte. Um also, als oberster Verwalter, nicht in seinem Wirkungskreise gefangen zu werden, verwarf er die von seinem Knecht verfolgte Idee mit dem vollen Ernst eines Mannes, der sich der Wirklichkeit bewußt war, die er um eben diesen Kurfürsten hatte. Wir sagen nicht, daß er hinter von diesem richtigen Zelt gelöst wurde; denn zum Wesen eines vollendeten Staatsmannes gehört auch das, daß er nicht alles auf die Spanne Zeit bezieht, in welche seine Wirksamkeit gefallen ist, sondern auch der Zukunft vertraut. Gerade durch dieses Mängel an Zelt gab Görhard von Danckelmann den zahlreichen Gründen, welche er sich durch seine Strenge erzeugten hatte, freien Spielraum für Rücken aller Art; der Kurfürst aber wurde um so leichter gegen seinen ehemaligen Erzieher und jetzigen

Vermieter-Minister eingesetzt, weil er nicht fähig, daß er mit Dandernaus Geschwrigung die Königstrau, dies Ziel seiner Wünsche, nicht erreichen würde. Wie groß nun auch seine Schätzung für den Mann seyn möchte, dessen einziger Fehler darin bestand, daß ihm die für sein Verhältniß nötige Geschwrigkeit abging, so mußte er ihn doch fallen lassen, um den Fürsten zu retten. Was in der Sache zu viel geschah, kommt nur im sofern auf die Rechnung Friedrichs, als man in Zeiten lebte, wo das Schöpfungsgefühl weniger ausgebildet war. Wenn man also den gefallenen Vermieter-Minister nicht blöß seiner im Staatsdienste erworbenen Güter beraubt, sondern ihm auch einen Prozeß mache, in dessen Folge er zu einem lebenslänglichen Gefangene-Urteil verurtheilt wurde: so kannte ein so barbarisches Verfahren seitens ihres Heims nur darin haben, daß man zu Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht wußte, wie sehr alle Gerechtigkeit dadurch verloren wird, daß man Bussig-Höfen ein Urtheil über politische Freiheiten gestattet, die, weil sie immaterieller Natur sind, immer nur von Seiten der Idioten, welche ihm zum Heimde liegen, angegriffen werden können. Unter den ein und dreißig Klagepunkten, welche gegen den gestürzten Minister eingerichtet wurden, war die Beschuldigung des Großherzogs hauptsächlichste; als ob ein Vermieter-Minister, in freien Händen die oberste Verwaltung gelegt trate, hätte vermeiden können, eine solche Stellung zu nehmen, worin er Untergesetzten gebe! Derselbe Mann, den man bei Oetigk beschuldigte, hatte aber die ihm angetragene Reichsgrafenwürde abgelehnt, so wie die Grafschaft Spiegelberg, welche zur Ausstattung dieser Würde dienen sollte. Trotz

dieser Thatsache, welche seine Feinde nur allzu sehr befürchtete, wurde er auf die Gestalt eines gebeugten. Auch seinen Brüdern möchte man den Prozeß; da man aber hinsichtlich ihrer kleinen gegründeten Vorwurf ausmitteln könnte, so wurden sie um so schneller freigesprochen, weil man dadurch den Schein der Gerechtigkeit in Beziehung auf den wirklich Unschuldigen gewann.

Die Späte, welche Griedelich der Erste darin bewies, daß er seinen ehemaligen Erzieher und Minister noch zu einer Zeit versetzte, wo dieser ganz unschuldig getoetet war, d. h. wo sich hinsichtlich der Königstreue nicht mehr richtigzeitig machen ließ, schont keinen andern Grund gehabt zu haben, als daß ein erleschendes Gefühl von Uchtung und Werthschätzung sich zur durch Hass erzeugt läßt, hinsichtlich weil man nicht Unrecht habe teil. So zum Hinsichtlich Griedelich blieb Oberherr von Danchelmann in seinem Verder, aus welchem er nur durch den Gerechtigkeits-Ginn Friedrich Wilhelm des Ersten befreit werden konnte.

Im Übrigen hatte der Sturz des Sternier-Ministers Gelegen, welche noch jetzt fortzusetzen. Wie Oberherr von Danchelmann aus Sparsamkeit und Lebhaftigkeit der Verwaltung der Kurfürstentümre in eine erbliche Königswürde entgegen wirkte, eben so wirkte er auch der Entstehung der gegenwärtigen Akademie der Wissenschaften entgegengetreift haben, wenn er darüber nicht zu Rathe gegezen werden. Was sich noch beträchtlichere Überlebungen über diese Institution erweisen läßt, ist folgendes.

Wenige sind von dem Corpus Evangelicorum berührenden Beschlüsse, die Einführung des verbesserten Leibes in den Ländern der evangelischen Kirchen bezeugend,

war Berlin zum Hauptorte der Beratungen über diese An-
gelegenheit bestimmt worden. Dem gründlich hatte Friedrich
mehrere in der Akademie erfahrene Männer mit der Aus-
arbeitung eines verbesserten Dokuments beauftragt. Diese
waren mit ihrem Auftrage im Jahre 1700 beauftragt, als
Leibniz, welcher sich gerade in Berlin aufhielt, auf den Ge-
danken geriet, seine Idee einer gelehrten Gesellschaft, welche
er bis dahin in keinem deutschen Hofe vergeblich empfohlen
hätte, ins Werk zu rufen.

Staatsflüchtig, wie Leibniz war, benutzte er die Unter-
handlungen zweier der Könige, welche ihrem Abschluß
nahe waren, um dem Kurfürsten eine Denkschrift zu über-
reichen, welche er seine Gesellschaft von Seiten des Papstes
empfahl, den sie dem Staat in jeder Beziehung günstigen
würde; sogar für die Ausbildung des Handels,
und für die Verbesserung der Finanzen und für die Verbesserung
der Gelehrten und für die Verbesserung des Handels
und der Gelehrten; er ging in seiner Empfehlung so sehr ins
Einzelne, daß er dem Kurfürsten von seiner gelehrten Ge-
sellschaft sogar verbreitete Nutzen sprach, nützlichere Schriften
und eine erfolgreicher Heideabschaffung versprach.

Es gab um diese Zeit, anjetzt der in Bremen bereits
in Wetsell gründeten Accademia di Clemento, welche der
Geckherzog Ferdinand der Zweite in unverschämter Oppo-
sition gegen das Papstthum gegründet hatte, zwei sonstige
Akademien der Wissenschaften: die eine zu Leiden, gegründet
im Jahre 1610 von Karl dem Zweiten unmittelbar nach
seiner Rückkehr auf der Verhannung, zwein er seit dem
Jahre 1648 gegründet hatte; die andere zu Paris, gegründet
von Ludwig dem XIV. im Jahre 1666 zur Verleibung
der von Colbert gegründeten Manufakturen und Fabriken.

Dem ließ vorangegangenen Master würde sich Friedrich schreinlich zur Annahme des Leibnizischen Entwurfs entschlossen haben. Der Gedanke, daß eine Akademie der Wissenschaften zum Königtum gehöret, erschiente also absurd; denn von der wahren Bestimmung einer solchen Institutio hatte man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch weit weniger einen deutlichen Begriff, als gegenwärtig.

Da kein Eberhard von Donndorfmann einprechen konnte, so erreichte Leibniz Wied, wie im Sturm. Die Ausbildung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften — denn Wied war der schärfere Name der gegenwärtigen Akademie — erfolgte in dem Geheim, den man von dem verbesserten Kalender zu ziehen hoffte; und so wurde, nach Leibniz' Vorschläge beschlossen, daß die Gesellschaft aus vier Klassen bestehen sollte; namentlich: 1) aus einer mathematischen und astronomischen, 2) aus einer physischen und medizinischen, 3) aus einer, die sich mit der deutschen Sprache und vaterländischer Geschichte beschäftigen sollte, endlich 4) aus einer, welche die ausländische Literatur zur Fortpflanzung des Evangeliums unter den Heiden zu bearbeiten bestimmt wäre. Friedrich vollzog den Gründungsbrief für diese Gesellschaft im Jahre 1700 an seinem Geburtstage; und indem er sich zum Protestant beschreiben erklärte, machte er es ihr besonders zur Pflicht „aufs wahre Christenthum, sowohl in der Christenheit als bei exogenen, noch unkatholischen Nationen, zu beibrachten,“ und „abschöpflich zu besiegeln, was zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer ausländigen Heimigkeit, auch zur Ehre und Zierde der deutschen Nation gerichte, also daß sie eine deutsch-gesinnte Gesellschaft der

Störungen seyn möglic, dabei auch die ganze deutsche und spro-
ßlich der preußisch-brandenburgischen Lande weltliche und
Kirchen-Pfistere nicht zu verschämen.¹¹

Man sieht aus diesem Augaben, wie die Idee einer
Akademie der Wissenschaften zu Anfang des achtzehnten
Jahrhunderts ausgeführt wurde. Dem gesellschaftlichen Körper
eingrampft, ohne im mindesten auf dessen Bedürfnissen
hervorzuheben, diente sie gelebt nur, die Eitelkeit eines Ed-
nigs und derjenigen zu befriedigen, der ihr Stifter war
und zu ihrem Präsidenten ernannt wurde. Auch entspre-
chen ihre nächsten Geschäfte dieser unerträlichen Entstehung.
Nicht weniger als zehn Jahre verstrichen, ehe es einen Ort
gab, wo sie sich versammeln konnte; und der aus Gaben
berühmter Astronom Gottfried Kiesch starb, bevor er die
ihm übertragene Einrichtung des Kalenderverzeichns vollendet
hatte. Als endlich im Jahre 1710 die Hauptstädterrichten
auf dem Wege gegründet waren, schließt es an Würtern,
auf welchen die Hauptstädte hätten zusammengelegt werden
sollten; denn Berlin hatte in diesen Zeiten keine andere
Gelehrten, als Geiger, Prediger und Schulmeister, benen-
nbaronie und Physik eben so fernb war, wie meegen-
ständliche Literatur. Man kann sich also die Versammlun-
gen der ersten Akademie nicht andres als schrecklich oder
grauenvolig denken. Was Leibniz auch thun mochte sein
Wort aufrecht zu erhalten: so vermochte er doch nicht, ihm
irgend eine öffentliche Achtung zu verschaffen, und nach dem
Tode dieses berühmten Gelehrten, verlorb Friedrich Wil-
helm der Erste die Schäpfung seines Vaters dadurch, daß
er seinen Hofnarren Grotling zum Präsidenten der Akade-
mie der Wissenschaften ernannte.

Diese Elektricität war nicht die einzige Erfolgesschaffung, zu welcher die Vermautlung der Kurfürstentümre in eine erbliche Königswürde Veranlassung gab. Nicht anders verhielt es sich mit dem im Jahre 1706 von Preßreich geschafften Oberhertoldb.-Amt, dessen Bestimmung keiner anderen war, als die Würdigkeit des Amts in Staat- und Hofämtern zu ermitteln.

Diese Klasse für den Verlust zu entschädigen, der sie indirekt bei verfolgungswürigen Kriegen, und, nach bewillben, durch die Schäpfung des großen Kurfürsten, in ihren Souveränitäts-Rechten getroffen hatte, warum ihr im Zivil die höchste und einträglichste Stellung, im Militär alle Offizier-Stellen vom niedrigsten bis zum höchsten Rangr, endlich als Hofkunter vorzuhalten werden. Man nun meintet wohl zu greifen bei Ausstellungen, über welche im letzter Aufsatz die Wahrheit entschied, traf der König die Einsicht, daß es ein Amt gab, vor welchem jeder Würdige seine Würdigkeit nachweisen konnte. Darauf nun war das Oberhertoldb.-Amt, zusammengekehrt auf einem Oberhertoldb.-Meister (dem Herrn von Hohenstein) und fünf Oberhertoldb.-Rathäßen, benen ein Archivar, ein Konsistor, ein Kappmaler und einige Unterbediente beigegeben worden. Der Würzungskreis dieses Collegiums war dahin abgeschlossen, daß es die Wappen der adeligen Familien des Landes untersuchen, jede willkürliche Abänderung derselben verhindern, und für diesen Zweck ein allgemeines Wappensbuch oder Memorial anlegen, und genau Beschreibung derselber der adeligen Familien führen sollte. Diesen großen Zweck zu erreichen, wurden durch ein Patent vom 21. April 1706 alle adeligen Familien des Landes aufgerufen,

größere Zeichnungen ihres Wappen, so wie auch ihre Stammbaume entweder unmittelbar an das Oberhaupt des Hauses, oder an die für dieses Geschäft angerechneten Würthe in den Predingen mitzuheilen, und stets dergestalt anzuzeigen, so oft eine Person männlichen Geschlechtes abginge oder gehen würde.

Dieses neue Institut, dem nicht viel mehr zum Grunde lag, als eine bloße Fantaſie, kam nie in anhaltende Ehrtigheit, entweder weil der Adel in seiner Allgemeinheit seine Legitimation für unethisch hielte, oder weil er die Kosten schaute, welche mit verschwommen verbunden waren; denn, mit kleinen Spenden ausgestattet, konnte das Oberhaupt des Hauses nicht wohl vermögen, sich seine Dienste entzücklicher zu machen, als dem Geld-Interesse des Adels entsprach. Unbeschäftigt, gelangte das neue Institut so wenig zu irgend einem Anfange, daß der nächste König es bald nach seinem Regierungsb. Antritt gänzlich aufhob.

Langweile Dauer, zwangsläich nicht glänzenderen Erfolg, wehrten die Unzufallen, welche um eben diese Zeit getroffen wurden, um den Adel in Kunst und Wissenschaft einzuführen, d. h. ihm von derjenigen Nachlässigkeit zu befreien, welche ihn, als Herren und Gebieter über Leibeigene oder Erbunterthänige, für alten Zeiten eigen war.

Erstere gab es, zu Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts, für diesen vollen Zweck kein bessres Mittel, als dem Adel das zu lehren, was auf der Wirths der Gelehrten-Klasse beruhte, d. h. die Schulwissenschaft, die ihn zu einem Predikant anderer Art machte. Wie, im Jahre 1705 von Friedrich dem Ersten zu Berlin geführte Ritter- und Fürsten-Academie erfüllte also die Erwartungen nicht,

Welche sie erzeugt hatte; und diese war kinderlos ein Brust, wenn man erredet, daß, sofern es auf die Einrichung des Universitätses größtem Abel und Bürger ankommt, der Bürgertliche doch jüngst der Einzige war, der den Geist des Abeligen hildten konnte").

Eine gleiche Bewandtniß hatte es mit dem, im nächsten Jahre (1706) errichteten Mittel-Collegium zu Brandenburg. Ein an die Dom-Kirche gehinktes Zisterzienserkloster mit seinen alten Zellen wurde hier der Aufenthaltsraum junger Edelknute, deren Bestimmung der Staatsdienst war, gleichviel ob in der militärischen oder in der zivilistischen Laufbahn. Wirklich war der erste Unterricht war, der hier gegeben wurde, läßt sich abschauen auf mehrere Deutnallen, bis auf unsre Zeiten gekommen sind. Dazin gehört vor allen eine mit deutschem Namen versehene Abegabe des Horaz, dem Urheber der erßt Dietrichs dieser Auszähl (Geschichtling) war: ein Mann, der seine verschüttete Kenntniss geführt zu haben scheint, weil er sehr früh der Leitung des Mittel-Collegiums entzogt, und das Rektorat der Neustadt Brandenburg vorzog. Zu allen Zeiten hat der Schulisations-Grab über dem öffentlichen Unterricht, sowohl der Form als der Materie nach entschieden; doch scheinen sich besondere Schwierigkeiten an Haltungen zu knüpfen, welche darauf berechnet sind, Standes-Unterschiede schützen zu können. In der That ist der Verbreitung nützlicher Kenntniss nichts

*) Diese Abrechnung war in der Klosterkirche angelegt, und die Zahl ihrer Mälzlinge auf 30 eingeholt. Als Oberkämmerer stand die bei Oberk. von Gersp. vor, die Oberaufsicht aber war dem Grafen von Brandenburg, Bubing. bei Krieg, untertraten.

absenkt, als Unterordnung auf Seiten Denz, von welchen Belehrung auszugehen soll.

Einflusslich der französischen Religion blieb Friedrich der Große den Grundsätzen seines großen Vaters getreu, indem er alles that, was in seinen Städten stand, die Religion in Aufnahme zu bringen. Im Jahre 1703 wurden die Statuten des im Jahre 1699 gegründeten Collège royal français vollzogen, für welche das Haus des Generals von Wangenheim vor erlaust worden. Die aus dem betriebenen französischen Ausgewanderer, so wie auch bishiniges, welche zunächst bei Wittenheim und Schaffhausen aus dem Fürstentum Orange neuerdings vertrieben hatte, fanden Aufnahme in dem neu errichteten Maison de réfuge; und von Ulmern, welche in England waren gesammelt worden, wurde das Hôpital des Maison d'Orange erbaut. Ein königliches Edict saßte die Eingewanderten den eingeborenen Untertanen gleich, sobald sie sich dem Könige und dem Königlichen Hause durch Eidspflichten verbindlich gemacht haben würden.

Das unter diesen Umständen die Bevölkerung der Hauptstadt wuchs, verlor sich wohl von selbst; die allgemeine Vorauflösung ist, daß die Einwohnerzahl sich bei dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts schon auf 30,000 belausen habe. Eine ungemeine Thätigkeit herrschte in allen Theilen der Stadt; sie war hervorgerufen durch die manichfältigste Bau. Im Jahre 1701 wurde der Grundstein zu drei neuen Kirchen gelegt, nämlich zu der Garnisonkirche auf dem Wallort am Spandauer Thore, und zu den beiden Kirchen auf dem Berste der Friedrichsstadt. Hier wurden um tiefsste Zeit durch den Ingenieur

Seite die Leipziger- und die Jerusalemer-Straße angelegt. Der Winkel, wo die brandische und französische Straße sonstig zusammen waren, erhielt in dem, von Schlosser Gepläne entworfenen Rathaus eine seltsame Ecke. Der selbe Architekt legte zur Bequemlichkeit der Münze den Müngkanal an. In Köln, diesem dichten Besiedeltheile der Deutschenstadt, wurde die Fischergasse gebaut, und den 27ten Mai 1710 legte der König selbst, dem Gründstein des königlichen Rathauses, das urtheillich bestimmt war, das gemeinschaftliche Rathaus der ganzen Reichsstadt zu vertheilen, dessen Bestimmung aber in der Folge abgeändert wurde. Schon im Jahre 1703 erhielt die lange Brücke, in der Statue des großen Kurfürsten, ihre stolz bezeichnete Zierde. Mit ganz vorzüglicher Eßdigkeit wurde für dem Jahre 1699 der Bau des Schlosses betrieben: ein ungeheures Werk, sofern es darauf ankom, aus einer unsömmlichen Masse von Gebäuden, ganz verschiedener Zeiten und höchst abweichenden Geschmacke, ein Ganzen zu schaffen, dessen ständige Veränderung einflußt. Der Bau des Schlosses zu Charlottenburg wurde darüber nicht unterbrochen; nicht einmal durch den Tod der Königin Sophie Charlotte, welche im Jahre 1708 erfolgte. Das Allgemeine darf man sagen, daß Berlin, so wie es gegenwärtig besteht, ohne ganz tollendet zu sagen, in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts entworfen wurde. Der Friedrich-Straße gab der Königin seinen Namen; die Charlotten-Straße den der Königin . . .

Wir Nicht fragt man, aus welchen Hülfsquellen die Mauer gestöpft wurden, womit Friedrich so große Aus-

gaben befürt: Ausgaben, welche noch eiligst beendet werden, sobald man befürt, daß eben dieser König den spanischen Erfolgszug mit 20,000 Mann unterstützen werde.

Diese Frage, welche uns in das Gebiet der Staatsfeindschaft führt, soll im nächsten Kapitel bearbeitet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

„In welchem Verhältniß steht die Zustimmung zu den Prinzipien der Staatswirthschaft?

Wie auffallend diese Frage auch für sehr viele Geiste seyn möge, so läßt sich doch über einen Überschlag hinaus beweisen:

„daß, wenn die Gesellschaft nur durch die Freiheit bestimmt, die aber ohne Einschränkung der Personen und des Eigentums in ihren Grundprinzipien verhindert werden würde, der letzte Zweck aller Gerechtigkeit, aber Zustimmung kann anderer seyn können, als die gesellschaftliche Freiheit zu unterstützen durch Bekämpfung alles dessen, was ihr Widerstand getheilt hat, oder zu ihrem Zweck.“

„Die andere Bestimmung der Zustimmung würde, in letzter Beziehung, eine gegengesellschaftliche, und, als solche, ohne allen Wert seyn.“

„Auf einer sehr niedrigen Stufe der Zivilisation, d. h. in demjenigen Gesellschaftsstande, welcher durch die sogenannten Wilden gekennzeichnet wird, hat das gute Werk, die natürliche Willigkeit, keine Gewalt; die physische Kraft, die man auch die brutale nennt, wird in diesem Zustande allein geachtet. Im Zustande vorgebildete Zivilisation kommt die Macht der gesellschaftlichen Macht dem Werke und der Willigkeit zu Hülfe; und ist die gesellschaftliche

Organisation gut und unverwüstlich, so werden Ungeduld, Irre, Loyaligkeit, Unzug, das alle ungewöhnlich Rücksichten geübt, weil dies dem Vortheil der Stärke entspricht.

Hat man jedoch einige Mittel, um zu erneuern, auf
welchen Seite das gute Recht ist? Weiß man, was die na-
türliche Schönheit befiehlt?

Ja! Das gute Recht gründet sich auf wahrhaftig geschlossene Vereinbarungen, so wie auf Gesetze, welchen man sich stellrechtlich unterworfen hat. Die natürliche Willigkeit aber hat nicht minder sichere Regeln. Wer darf, selbst in Erwartung eines positiven Gesetzes und eines Vereinbaarments, behaupten, daß die Frucht meines Arbeit einem anderen größer, als gerade mir?

Durch diese Regeln des Rechts, durch Prinzipien der natürlichen Willigkeit wollen angewandt seyn; und dazu ist erforderlich, daß die Organe der öffentlichen Gewalt darüber entscheiden, ob jene verkißt sind; daß sie ferner die Verleger auffinden und zur Rechenschaft ziehen, und daß sie dieselben bestrafen, sobald sie schuldig befunden sind. Dies ist der Gegenstand aller richterlichen Verwaltung. Nehme sie, so würde sich jetzt Einzelne in der Rechtswidrigkeit befinden, seine Personen und sein Eigenthum gegen jeden Angriffenden zu verteidigen, was nicht geschehen könnte, ohne den Krieg aller gegen alle in Gang zu bringen, was immer nicht oder weniger zu einer Auflösung der Gesellschaft führen müsste.

In unseren Personen und in unseren Gütern können wir auf eine rechtmäßige und auf eine unrechtmäßige Weise eingefüchten werden. Das erüttet geschieht, wenn man uns z. B. unseren Stand im Leben streitig mache, indem man

und ein Gut abschert, das wir als unser Eigentum besaßdim. In diesem Falle entscheiden die Zivil-Gerichte über das gute, oder über das schlechte Recht ... Unverhältnißig werden wir in wissen Personen und in wissens Gütern angefeschelt durch ein Urtheil, das die Gesetze bestrafen. Alsdann erkennen die Kriminal-Gerichte über das Geschehene. In dem einen, wie in dem andern Falle heißt das Urtheil der Gesellschaft, daß die Justiz billig, untergegert und eben nicht fessiglich sei.

Wischen drei Vergügen steht sich aber nichts so bestimmt entgegen, als eine vertheidigte Zivil-Gesetzgebung. Wenn sieb die Gesetze zahlreich und komplizirt, so bieten sie der Chancen mehr Hilfsmittel, dem schlechten Rechte mehr Ausflucht dar; das gute Recht ist alsdann schwer zu ermittel. Auf denselben Grunde ziehen sich die Prozesse in die Länge. Endlich wird die Justizpflege auch kostbarer, weil Einzelnde die Instrumente vereinfachten und die Güter auszunehmen; es müssen alsdann mehr Körper und mehr Hände zugleich in Bewegung gesetzt werden, und die Beurtheilung mit Abschafften nimmt kein Ende. Dieser, wieche die Gesetze kennen sollten, sogen ihrer Tugendlichkeit leicht in die Herrigkeit, womit sie dieselben vermengen, kloß um dadurch ihre Einschränke zu verbessern. Das in den Prozeß Verstochene steht sich indes gräßig, seine Zeit und seine Kraft einträglichen Veränderungen zu entziehen, und vielleicht einen lebentenden Theil seines Einkommens auf Reisen und in der Stadt zu verlieren, welcher der Wohlstand des Einträchtigsten ist. Selbst wenn der Prozeß gerichtet wird so befindet sich der, auf dessen Seite das gute Recht geblieben ist, nicht besser, als wenn eine bessere Gesetzgebung

einem Gegner genügend hätte, ihn unangreifbar zu lassen. Die bessere Gesetzgebung ist also ohne allen Widerspruch einzurichten, welche die wenigsten Prozesse in Gang bringt, und den Richtern, den Prokuratoren und den Bürgschaften den meisten Gewinn entzieht. Freilich straubt man sich, diese Weisheit anzuerkennen; allein es liegt nur allzu sehr am Tage, daß selbst die beste Justizpflege für den, in einen Prozeß Verwickelten, wenn das gute Recht auf seiner Seite bleibt, immer nur ein negativer Vortheil ist, durch welchen er vor einem Nebel bewahrt wird, ohne daß die Gunst seiner Freunde sich verschert.

Man ist sehr gewiß, die Zusammengesetztheit der Gesetze durch die Vereinfachung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu ordnungsreinigen, und Germania als Schutzwächterin zu betrachten. Doch es dürfte sehr schwierig seyn, zu beweisen, was in dieser Gesammterschöhnung Ursache, und was Wirkung ist. Hätte der Verstand der Gesetzgeber es zu allen Zeiten nur darauf angelegt, daß Gleichartige in den gesellschaftlichen Verhältnissen aufzufinden: so ist eine hohe Weisheit unbedingt vorhanden, daß der Gesetzestweig und das Urtheil über vercommune Fälle leichter seyn würde. Was die Germanen das Prozesse betrifft: so schreien sie in ihrer Zusammengesetztheit nur in sofern gut und lebenswichtig zu seyn, als sie in Kriminal-Prozessen der Weisheit des Richters wenig Spielraum übrig lassen, und folglich die Unschuld beschützen. In Zivil-Prozessen können die Germanen schreinlich die eine Partei beschützen, ohne eine Ungerechtigkeit gegen die andere zu verüben. Gute teill die Interessen der Bürgerfamilien seyn in einander geflechtet sind, muß man nicht darauf aufsehen, alle Fälle zu berücksichtigen

und für jeden einzigen eine Regel zum Berufe aufstellen zu wollen; nichts davon zu sagen, daß dies immer nur zum Schein geschieht, weil es in sich selbst unmöglich ist.

Billigkeitsgefühl und Gewissen sind es: reiz sichere Regeln, als die das Gesetz gebietet. Es gibt zwecklich noch verschleimte Interessen, als die der Kaufleute. Die Billigkeiten vermögen sich für sie; die Preise verhelfen; die Eigenschaften der Waren schlagen an, aber verschleichen sich in unverhüllten Abfassungen. Was wissen Schulz dies alles kommt, ist schwer zu ermitteln; und ob ein geschahenes Vertrauen ein Verbrechen, oder eine bloße Unvorsichtigkeit genannt werden muß, bleibt im höchsten Grade unselbst. Unter allen diesen Umständen ist es schwer das Wahrer herauszufinden. Nichts heißt zweigleit werden die Streitigkeiten der Kaufleute unter einander am schnellsten und vielleicht auch am billigsten geschlichtet; und — machen wir uns nur kein Scheimspiel daraus! — sind tüchtig daher, daß sie fast immer durch Schiedsrichter, nach der Weise einer Billigkeit, kurz und ohne Rücksicht auf juristische Formen, abgethan werden. Es gibt vielleicht keine Handels-Unternehmung, welche nicht in wenigen Jahren zu Grunde gerichtet seyn würde, wenn ihre Verbände, anstatt sich mit ihren Angelegenheiten zu beschäftigen, alle Preise, die man ihnen anhängen könnte, vor geschäftlichen Unzichthöfen aufhalten müßten.

Eine besondere Rechtsverdigkeit hat die Handels-Dribinsel ins Leben gerufen. Sollte es aber wohl unverhüllt seyn, anzunehmen, daß, auf gleiche Weise, alle Freil-Gachen durch Schiedsrichter entschieden werden könnten? Zu Grunde würde es auf nichts weiter ankommen, als die

nichtige Regelmäßigkeit in ein solches Verfahren zu bringen. Die Zivil-Gerichte würden also dann aus einer gereiften Anzahl von angefertigten Schiedsrichterurtheilen, unter welchen die strittenden Parteien zwei oder vier Richter wählen dürfen, welche selbige einen fünften aus denselben Rechtsgut zu wählen hätten. Dies schiedsrichterliche Tribunal würde, vor allem Dingen, die Übereinkünfte der Parteien zu berücksichtigen haben; denn in Dingen des Privat-Interesses liegt das oberste Gesetz in den gegenseitig geschlossenen Übereinkünften, vorzugehen, daß sie nichts enthalten, was den gesellschaftlichen Besessen entziegen ist. In Erwähnung von Übereinkünften, wie im Falle eines Erbvertrags ohne legitime Willen (Erbsammt), einer Ehe ohne Kontrakt, würden die Schiedsrichter nach einem sehr sorgfältigen Gesetzbuch urtheilen; denn dieses Gesetzbuch würde nur diejenigen Fälle vertheilen, wo das Recht nicht ohne Nachdruck unmöglich bleiben kann. Bei allen Fragen, welche nicht durch schriftliche Übereinkünfte oder durch das Gesetzbuch gedeckt werden, würde die Entscheidung dem Willensentschluß der Schiedsrichter anheim gegeben sein.

Genüge Richtergerichter werden diesen Vertrag durchaus bekämpfen, daß sie die Einsegnung der Justizgenossen und die Güterrechte vorangegangener Erbschaften gefahr tragen.

Allein sollte sich die Möglichkeit der einen wie der andern streng beweisen lassen?

Zwei durchaus gleiche Fälle können ganz verschieden abgerathet werden. Warum denn nicht? Warum soll man für immer ungerecht seyn, wenn man sich, was so leicht möglich ist, das erste Mal geirrt hat? Deshalb

selben führe, entsober unmöglich aber verringernemus Richter späten, besser unterrichten und unparteiischen Richter das Gesetz verschreiben? Verwandelt sich denn nicht die Rechtsgleichheit, wenn das Gesetz verändert wird? Wie häufig tritt der Fall ein, daß heute freigesprochen wird, was gestern verbannt wurde? und warum soll das, was gestern schade brachte wurde, auch heute schade beinhaltet werden? Es kommt noch dazu, daß es schwerlich zwei vollkommen gleiche Fälle giebt. Alle Fälle sind nämlich von Umständen begleitet, welche die beigefügten Rechte sehr verschärfen maßföhren; eine Vereinigung von gleichen Umständen in ganz verschiedenen Zeiten und in Dertümlichkeiten, welche nicht bestehen sind, reicht an das Unmöglichste, trocken man nicht sagen darf, sie sei die Unmöglichkeit selbst. Gibt einen billigen Widerspruch ist dennoch nicht gefährlicher, als sich in irgend einer Sache auf das Urtheil zu berufen, was in einer andern Sache gesetzt worden ist. Hätte man dies nicht zu allen Zeiten gespürt, so würde das zum Sprichwort gewordene *Suum suum ius, summa iustitia, non* Entstechung erhalten haben; und soll in einem zweiten Sprichwort, welches *Post justitia et pacem mundus latet*, die mindeste Wahrheit enthalten seyn, so muß verändert werden, daß die Gerechtigkeit und die Willigkeit eins seyn; denn, da das unbedingte Recht eine metaphysische Einheit ist, die gar nicht angewendet werden kann ohne die Gesellschaft zu Grunde zu richten, der Zweck der Gerechtigkeitspflege aber auf die Erhaltung der Gesellschaft geht: so ist jede von der Willigkeit gesetzte Justiz nur zerstörend, und ohne dadurch nur beweislich. Das, woran es aller Welt ankommt, ist, daß man in jedem verlic-

gunden Fälle so gerecht sei, als die menschliche Unvollkommenheit es gestattet. Dieser Betrachtung mößt jetzt andere widchen . . .

Die Schiedsrichter müssen von den Parteien unabhängt werden, und zwar nicht nach Maßgabe der Wahrheit des Prozesses, sondern je nach der Wichtigkeit des verhandelten Gegenstandes. Dabri mößte es in dem Urteil der Parteien stehen, ob sie sich des Gegenstandes der Auseinanden bedienen wollten. Die natürliche Folge davon würde keine andere seyn, als daß die Richter nach dem ehemaligen Maß der Wichtigkeit urtheilen würden, um keine späteren Entscheidungen aufgefordert zu werden. Richter würde in die Länge gründen, oder, nach dem üblichen Aufbruch, verschärfpt werden; die Ausprägung aber würde seyn, daß es keine unangenehmen Kosten mehr gäbe, so wir überhaupt keinen unerträglichen Widerstand von Zeit und Kraft, weder von Seiten der Parteien, noch von Seiten der Richter. Die Jurisdicition der legem würde über allen Zweifel erhaben seyn, und die gesellschaftliche Harmonie einen bedeutlichen Fortschritt gemacht haben.

Man sieht hieraus, daß es keineswegs unmöglich ist daß Prinzip der Konkurrenz auch in demjenigen Theile des öffentlichen Dienstes einzuführen, der durch Gerechtigkeitspflege beprägt wird; und vielleicht reden die Wirkungen dieser Einführung noch bei weitem fröhligenderen seyn, als sie es in den Operationen der Herstellungung sind. Doch welche Menge von Unzerttheiten muß verschwinden, ehe man zu einem so glücklichen Resultat in der Gerechtigkeitspflege gelangen wird!

Was die Kriminal-Justiz betrifft, so darf es für ein

gute Zeichen der Zeit geist, daß man allenthalben darüber einverstanden ist, sie möge zum Gebelde der Gesellschaft ausgenutzt werden. Ein überwiegendes Interesse verbreitete den Verbesserungen, die ihr zu Theil werden können; denn jeder Mensch will, daß sie schnell, billig und so wenig kostspielig als möglich sei. Gründe der Menschlichkeit verkaufen damit noch den Wunsch, daß sie menschlich sei, üblicher vor dem Verbrechen bereite und dem Verbrecher durch die ihm geplanten Bestrafung bessere. Gleichzeitig fordert man in dieser Beziehung zu viel von ihr; denn was für die Menschlichkeit der Gesellschaft geleistet werden kann, muß in Rahmen erfolgen, welche mit der Kriminal-Justizsorge nicht gemein haben. Dafür bleibt es jedoch wünschenswerth, daß alle Einrichtungen, welche ihrer Einsicht einen niedrigeren Civilisations-Grade verleiht, nicht länger beibehalten werden, als es nötig ist. Vor allen Dingen muß der Kriminal-Code billig und geziertigt seyn, und nicht Handlungen zu Verbrechen strafen, welche in dem Urtheil der Mensch, wo nicht lästig, doch in einem hohen Grade unschuldig sind, wie z. B. die Uezeichnungen gegen übernatürliche Dogmen, für welche es auf Erden keine Richter giebt.

Was man sich immer gegenwärtig erhalten sollte, ist, daß die meisten Verbrechen, die in der Gesellschaft begangen werden, ihre Quelle in der Mensch, und in dem, von dieser ungestümlichen Elaute haben. Reiche Kräfte sind nicht tugendhafter, als bedürftige; aber sie gebieten über eine größere Hülle von Menschen, sich ohne Andenken zu räben, Genugthuungen aller Art zu verschaffen; ihr größter Freethiel besteht darin, daß die Gesellschaft keine Güteungen

ertride; sich Bestrafungen, oder auch nur Strafen aufzusetzen, welche für sie mit allzu großen Verlusten verbunden seyn. Hierach wäre wohl zu wünschen, daß es in der Gesellschaft keinen so Ungünstlichen gäbe, daß er an seinem Daseyn nichts zu verlieren hätte. Dies ist das Problem, daß die Wissenschaft der Gesellschaft zu lösen herausgesetzt ist durch die Erscheinungen der Gegenwart, wo eine Revolution auf die andere folgt, ohne daß sich abschätzen läßt, wo und wie der Umsturz der alten Ordnung der Dinge endigen werde. Wenn in einem Weile eine größere Zahl von Menschen anwürtzen ist, die sich in einer so ungünstigen Lage befinden, daß sie nur durch das Werkzeug fortbewegen können, alsdann ist jeder in seiner Person oder in seinem Vermögen bedroht. Um ein Volk von Kriegern zu erhalten, bedarf es nur armer und fanatischer Bürger; denn wo die Armut ist, da vermehrt sich ihr der Fanatismus, welcher in sich selbst nichts weiter ist, als eine Verherrlichung des Göttingestzes. Ein tugendhaftes und ruhiges Volk wird auf dem entgegengesetzten Wege erwerben; denn dazu bedarf es wohlhabender und aufgeklärter Bürger. Und so prägt sich denn auch hier, daß die besten Leute, die man einem Volk geben kann, staatswirtschaftlicher Natur sind, und daß die Ettlichkeit, ihrem Grade nach, von früher Schöpfe noch mehr abhängt, als von der Finanz-Verwaltung.

(Die Fortsetzung folgt.)

St. Simons Lehre.

(Schriftkunst.)

Wirst man einen unparteiischen Blick auf die europäischen Gesellschaften, welche, über allen Widerstreit hinaus, an die Spitze der Zivilisation gestellt sind: so ist es fast unabdinglich, daß man nicht getroffen werde von dem Schauspiel der Missbilligkeit, welche in ihren Gefügen, in ihrer rationalen Thätigkeit und in ihrem materialien Zusammensein, mögen diese allgemeine oder besondere seyn, verübt. Die Gesellschaft ist jüngst in eine Unzahl sogenannter religiöser oder philosophischer Sekten: in Sizilien, vielleicht, vielleicht der bei jedem Jahrh., vereinigt waren in ihrer übereinstimmenden Rückung gegen den Katholizismus, welche sich jedoch, sridem bei instrumentalischem Theismus nur in den Augen der Weltläre einen drehenden Charakter behalten hat, je rücksicht und mehr von einander sonden und unter einander bildeten. Nicht anders verhält es sich im Gebiete der Politik. So lange das Gespennst der Unzufriedenheit sich als furchtbar erwies, haben sich alle Parteien, einen Augenblick lang, zum Angriff auf dieselbe vereinigt. Nur seine Gegenwart bildete ihre Eintracht. Raum war es gefallen, so legten die Brüdertheile aufeinander, von dem habschürzigen Despoten an bis zum lärm Republicaner.

Geht halb wird es in unseren politischen Versammlungen eines besonderen Eides für jedes Mitglied derselben befrüffen; denn eine Partei wird viel zu gern am fayn sie eine ganze Meinungs-Abstufung. Dies nun sind die Folgen der negativen Freiheit, welche immer nur dann übereinstimmen, wenn es Zersetzung gilt; denn haben sie ihre Entstehung nicht dadurch erhalten, daß sie sich fröhlig gegen eine Sache wenden, welche, obgleich positiv in ihren Dogmen und Vortheilen, hinter den errungenen Kultur-Grab zurückgeblieben war, und folglich kein Bedürfnis der Gesellschaft mehr befriedigte?

Ersteschen reit — wie es geschehen muß — dem Zustand der stürzlichen Gefühle in der Sprache des Gefühls, d. h. in den schönen Künsten: so stellen uns diese ein nieverschägndendes Bild dar. Welche poetische Stimmen haben hier zu Tage wölflich einen Wiederhall in den Gemüthern? Nur diejenigen, welche die Lüne des Schmerzes vernehmen lassen. Man geht eines Weihall Zügen bitterer Verstreuung, aber auch einer Kaltvergänglichkeit, welche nicht weint ist, als Selbstsucht, zur Schau getragen mit einer Unverschämtheit, welche der Gesellschaft den Prozeß macht, ohne die widerwärtige Stimmung derselben zu verändern. In allen schönen Künsten werden hier zu Tage die sanguinen, und die ekstatischen Hormen am meisten belebt; diese Hormonen aber vergreisen sich, die eine teilt die andere, an die gesellschaftlichen Gefühle, sei es durch den kriegerischen Rücktritt der Unverreisung, oder durch den der Verachtung, deren holdliches Höcheln alles belabeln mödigt, was rein und heilig ist. Bedarf es anzutreten, um das, was

teir so eben über die Individualität und Freiheit der Gefühle beweist haben, zu bestätigen noch eines anderen Beweises, als der Art von Geselligkeit, womit man unsere Instinkte in den schönen Künsten in Vergleich mit meinen vorigen Jahrhunderten so allgemein eingesetzt? Dieser Beweis erscheint um so klarer, wenn man erwidigt, daß der Mensch nur durch die sympathetische Sprache der schönen Künste zu gesellschaftlichen Handlungen bestimmt wird — daß er sich nur durch sie bewegen fühlt, seinen Privat-Bereich in dem allgemeinen Verein zu suchen, kurz, daß die schönen Künste, welche das ganze Denken der Menschheit, der Poesie, der Malerei, der Baukunst und der Wissenschaft umfassen, die Quelle der Hingabe, der lebhaften und gänzlichen Affectionen sind, freimüdig aber kostbare Spiele einer wohnseligen Geschäftlichkeit.

Der bestrebte Denk, wenn sich unter Zeitalter über seine Instinkte in den schönen Künsten ausdehnt, kontrastirt nur allzu sehr mit seinen Annahmen hinsichtlich der sogenannten positiven Arbeit; ich meine die der Wissenschaften und der Betriebsamkeit.

Dennoch vernachlässigen die Gelehrten unserer Zeit fast gänzlich die Theorien, um sich einer einleidlichen Theorie zu reibnen, oder, seit dem sechzehnten Jahrhundert, d. h. seit Bacon, sich in derselben Wahn forschergend, bringt sie vereinigte Thatsachen zu Hause und bedecken den Boden mit Schutt, ohne daß irgend eine allgemeine Ursache ihre einzige, welche nur dadurch entstehen kann, daß man die geistreichen Materialien flüssigst und erneut. Ihre Wissenschaft hat ihre bestrebte Theorie, welche nicht selten in

Widerspruch steht mit den Theorien der übrigen Wissenschaften. Was die Organisation der Geschreienvereine betrifft, so sieht sehr viel daran, daß sie zum Entzweifel habe, Einheit in die Erforschung zu bringen, und diesen eine Stützung zu geben. Diese Organisation sieht sie bleß in den Staub, Geschreien, deren Möglichkeit bereits erschöpft ist, in Alimentar-Pensionen elende Selektionen anpöbeln; denn finden elende anrech rüstige Männer einen Platz in diesen Vereinen, so widmen sie sich ihren Arbeitern in derselben Abscheuerung, wie zuvor. Allenthalben werden bereits grusige Experimente wiederholt, und beendigte Urteile auf's Neue begonnen: dies führt in Erwartung eines antisod. Identitätismus konstaterter Entdeckungen. Der Einzelne fragt nur besser, sich mit Schamlosigkeit zu umgeben, um nicht von einem gewandten Plagiarius beraubt zu werden, dessen Konkurrenz ihm Nachteil bringen könnte.

Wir haben so eben von der Konkurrenz unter den Geschreien gesprochen. Noch weit verberbler ist diese in der Betriebsamkeit. Vereinzelt, umringt von Individuen, die er als seine natürlichen Freunde betrachtet, weil sie sich mit bestürzter Gattung der Arbeit befassen, kennt der Betriebsame kein anderes Mittel, als die Zü, aber vielmehr den Betrug, um sein Glück auf das Gedeck eines Nebenmenschen zu bauen. Was sympathetische Gefühle anregen sollte, ich meine die Schamlosigkeit der Werrichtung, bewirkt das hohe Gegenteil. Erfindet jemand ein neues Geschreien, daß, nach seinem Eintritt in die Öffentlichkeit, zahlreiche Werstellungen erhalten würde: so verschangt er sich hinter ein Erfindungs-Patent, und dieses wird zu einer Quelle von Angst und Proessen, wenn es nicht still-

stand besitzt; oder der Gelehrte richtet seine Entdeckung mit der größten Schreibhaltung ins Werk, und läßt sie aus bloßer Furcht vor Druckfehl, lieber unvollkommen, als daß er sich bei einem geschickten Jungenkur Stichs erholen sollte. Dieselbe Furcht verhindert ihn, Erfindungen einzuführen, um sich über den Umfang der Nachfrage zu beklagen; auch in dieser Beziehung behilft er sich mit dem Kompaß, den seine eigenen, höchst unvollkommenen Erfahrungen ihm an die Hand geben. Daher das Verhalten in veralteten Methoden; daher der Mangel an Erfahrung nicht geistiger Herverbringung und Verbrauch; daher endlich viele zahlreichen Katastrophen, diese Handels-Krisen, welche den Spekulanten betäuben und die Wallfahrt der besten Entdecker hemmen.

Dies niederschlagende Gemälde nun sollte nicht menschenfeindlich wirken — den Eintritt einer neuen gesellschaftlichen Ethe, die, indem sie die Harmonie unter den verschiedenen Tätigkeits-Ephoden des Menschen wieder herstellt, seinem Herzen, seinem Geiste, seinen Kräften den Frieden gewährt, für welchen sie geschaffen sind? Beweiset es nicht, daß der Augenblick für die Herverbringung einer solchen Ethe gekommen ist? Wir! die Anarchie, welche wir nachgewiesen haben, wäre der Definitio-Zustand der Gesellschaften? Alle unsere Sympathien sagen das Gegenteil aus, und die Wünsche der Menschheit sind Erhebungen ihrer Zukunft; denn nie hat die Menschheit zweckmäßig einen Fortschritt gemacht. Doch die Wissenschaft kommt in diesem Falle den Sympathien zu Hilfe, indem sie ihre Erhebung vertreibt. Sie lehrt uns, daß die Unordnung nicht der Normal-Zustand der menschlichen Gesellschaften sei; sie erlaubt uns,

nicht Neß zu hessen, sondern auch an eine wesentlich von der Gegenwart verschiedene Zukunft zu glauben.

Dieser Glaube, eben so sehr das Werk des Geistes, als das der Vernunft, ruht sich auf die Kenntniß des Entwicklung-Gesetzes der Menschheit: eines Gesetzes, das St. Simon erkannt hat, wie man alles erkennt, nämlich durch eine freie Bewegung des Geistes; das aber durch ihn zugleich verifiziert worden ist, nämlich vermag die Kenntniß jener positiven Methode, welche für die physiologischen Eigenschaften im Gebrauch ist. Um diese Methode auf die Thatsachen der Vergangenheit anzuwenden, und um in diesen Thatsachen das Entwicklungsgesetz des menschlichen Geschlechtes zu beweisen, muß man unter den verschiedenen Serien der Zivilisation, welche die Weltgeschichte bietet, 1) die allerbekannteste, 2) diejenige zu wählen, welche die größte Zahl von Völkern oder Gliedern in sich schließt, 3) endlich diejenige, deren letztes Glied den am meisten vollendeten Zivilisations-Zustand repräsentiert. Die Reihe muß, welche sich von den Griechen bis auf und herabsetzt, erfüllt diese besaße Bedingung. Um, mit Vermehrung aller Kenntniß, die Entwicklung der Menschheit zulern, diese historischen Produkte zu studiren, muß man die gesellschaftlichen Thatsachen, welche sie in sich schließt, in Reihen gleichartiger Glieder aufheben; und indem man in jeder derselben den historischen Thatsachen folgt, anfangend mit den allgemeinsten, erforschen, ob ihrer Werthung, ob das zu- und das Abnehmen, daß sie erledigt, mit dem aufgesetzten Gesetz in Einklang steht; denn, wenn dies der Fall ist, so ist das Gesetz beweisbar. Die drei Haupt-Serien, welche alle übrigen umfassen, sind diejenigen,

die den drei Ordnungen von Thatsachen entsprechen, welche aus der Sichtbarkeit des Geschehens, der Wissenschaft und der Materialität hervorgehen.

Wesentlich wie nun mehr, die Einübung St. Simons und nicht zu föhlen.

Die Menschheit — so hat er sich ausgedrückt — muß betrachtet werden als ein Kollektiv-Wesen, das sich in der Auseinandersetzung der Generationen eben so entwickelt, wie das Individuum sich entwickelt in der Auseinandersetzung der Altersstufen. Ihre Entwicklung ist fortgeschritten; denn sie ist einem Gesetz unterworfen, das man das physiologische Gesetz des menschlichen Geschlechtes nennen könnte. Vor St. Simon hatten Nico, Rassing, Turgot, Rant, Herder, Gentz aus der Idee der Verbesserungsfähigkeit mehr oder weniger klar erschaut; und heut zu Tage wird diese Idee, so scheint es, allgemein zugelassen. Allein sie blieb unter den Händen der so eben genannten Philosophen unstradiebar, wie sie es zwischen noch ist. St. Simon allein hat sie dadurch stradiebar gemacht, daß er ihren Geist scheint charakterisiert, daß er ihm einen Zweck gegeben, und daß er gezeigt hat, wie dieser erreicht ist, und wie er noch erreicht werden wird. zunächst von dem Zwecke, welcher, nach St. Simon, dem Geiste des eigenen ist; wir werden hinterher den Zweck bewußtlich machen, den er ihm gegeben, und den er, seiner Methode gemäß, erfüllt hat.

Die Entwicklung der menschlichen Geschlechter ist nicht auf eine anhalrende, d. h. ununterbrochene Weise, sondern unter Wechsel-Phasen erfolgt, welche die neue Schre als organische und als kritische Epochen der Menschheit bezeichnet hat. Alle organischen Epochen haben gleiche

abstrakte Charaktere; und eben so verhält es sich mit allen frischen Epochen. In den ersten begreift die Menschheit, daß sie eine Bestimmung hat; und aus dieser Thatsache geht für die gesellschaftliche Thätigkeit eine bestimmte Tendenz hervor. Erziehung und Beschlebung bestimmen, daß alle Handlungen, alle Gedanken, alle Gefühle dem gemeinschaftlichen Ziele zustreben. Die gesellschaftliche Hierarchie wird der Lusttrieb derselbe Zweck; sie regelt sich nach den Bedürfnissen, welche für die Errichtung derselben die günstigsten sind; in den Gewalten geht es allzunahm Gewalttätigkeit und Begierde, im dritten Stunde des Werks. Die organischen Epochen haben einen allgemeinen Charakter dar, welcher alle diese besonderen Charaktere beherrscht: sie sind religiöse. Die Religion umfaßt allzunahm alle Handlungen menschliche Thätigkeit; sie ist, mit einem Worte, die gesellschaftliche Synthese.

Die frischen Epochen, welche ihren Anfang nehmen, sobald das Dogma, daß eine organische Epoche bestimmt hätte, entstellt ist, haben schursträcht entgegengesetzte Charaktere dar. In ihrem Laufe vermisst die Menschheit eine Erkenntnung; Erziehung und Beschlebung sind ungewiß über ihren Zweck, und stellen sich unablässig dar als in Widerspruch mit dem Sinn, den Gewohnheiten und den Verhältnissen der Gesellschaft; die öffentlichen Gewalten haben nicht mehr den Lusttrieb einer treuen gesellschaftlichen Hierarchie; sie sind entblößt von aller Mutteridee, und selbst die schwache Einwirkung, welche sie ausüben, wird ihnen beschränkt. Eine allgemeine Thatsache fröhlich beherrscht alle diese besonderen Thatsachen: die frischen Epochen sind irreligiöse. — Die frischen Epochen selbst teilen sich in drei

verschiedene Perioden. In der ersten, welche den Anfang derselben bildet, sieht man die Geistir eines mehr oder minder bedeutenden Theiletheils der Gesellschaft sich zu einem und dasselben Entwurf vereinigen und die Handlungen übereinstimmend derselben Ziele zustreben, nämlich der Errichtung der alten moralischen und politischen Ordnung. In der zweiten, welche die Zwischenzeit zwischen der Zerstörung und dem Wiederaufbau ist, nimmt man keine Gemeinschaftlichkeit mehr, weder in dem Geben als, noch in der Unternehmung; alles löst sich in Individualität auf und die Selbstsucht wird vorherrschend.

Die geschichtliche Reihenfolge, welche sich von dem griechischen Alterthum bis auf und erstreckt, bietet der Beobachtung zwei organische und zwei kritische Epochen dar. Die erste organische Epoche wird bezeichnet durch den Panteonismus; sie findet ihr Ziel in dem Eintritt der philosophischen Woraufklärung. Die zweite beginnt mit dem Christianismus und endigt mit dem Schluß des fünften Jahrhunderts. Die erste kritische Epoche erstreckt sich von der Erörterung griechischer Philosophen bis zur Verkündigung des Evangeliums; die zweite umfaßt den Zeitraum, der von Luther bis auf und verlassen ist. Die europäische Gesellschaften finden sich gegenwärtig, mehr oder minder, in die zweite Periode dieser letzten kritischen Epoche hineingezogen; und, gerade wie nach dem Sterb des Polykhrismus und den Veränderungen, welche diesen Sterb begleiteten, die Menschheit sich unter daß neue religiöse Geist erhoben, bereitet sich brutzige Zeiten, nach dem Untergang des christlichen Kirchenstaates, welcher seit drei Jahrh. andhalt, die Menschheit zum Eintritt in eine neue sinnliche und politische Ordnung.

Wir haben gezeigt, welchem Gang die Entwicklung der Gesellschaften folgt. Zeigt mir nun, welches das Endziel ist, auf welches diese Entwicklung in der nachstehenden Aufrinandersetze von schreibbaren Steigen und Fallen abweicht: in dieser Aufrinandersetze, die man wohl die Wechselseit oder veränderten Zustände der Menschheit genannt hat, welche aber in sich selbst nichts weint sind, als die Reihe von Ausstromungen, welche sie in der Bahn ihrer Geschicke macht. Dieses Endziel ist die allgemeine Begegnung, d. h. der Verein aller Menschen auf der ganzen Oberfläche des Erdballs und in allen Ordnungen ihrer Vergehnungen.

Wachdem der Zweck festgesetzt ist, muß von der Theorie die Rede seyn, welche der Weiser angezeigt hat.

Er verlangt, daß wir uns in den höchsten Gesichtspunkt stellen, und in dem Gange der Thatlosen diejenigen erforschen sollen, welche eine Lembur nach Annahme, so wie diejenigen, welche eine Lembur nach Abnahme manifestiren; und weiterlich, was uns zunächst auffällt, ist die allmäßige Annahme des Zustandes von Untergang und auf der einen, und die allmäßige Verneilbarmung des Zustandes von Begegnung auf der andern Seite.

Ein Bild auf den Inhalt der Geschichte wird diesen Satz rechtfertigen.

Der Zustand des Unterganges ist derjenige, wo jeder partiale Menschenverein in einem, der ihn umgeben, Grinde steht, und diese zu vernichten trachtet; wo sogar im Schlafe jedes Untergang die Elemente, und welchen er besteht, in einem anhaltenden Kampfe verschafft sind.

Ze weiter man in die Vergangenheit zurückgeht, desto

enger wird die Sphäre der Vergesellschaftung, desto umfassender ist selbst die Vergesellschaftung in dieser Sphäre. Der engste Kreis, der, von welchem man beginnt, daß er sich zuerst bilden mußte, ist die Familie. Die Geschichte weist Gesellschaften nach, welche kein anderes Band haben: es giebt auf dem Erdball noch immer Völkerstämme, in welchen sich die Vergesellschaftung nicht über diese Schranken ausdehnt: fürg, rund um und her, selbst in Europa, lassen einige Völker, die durch besondere Umstände bis zu einem gewissen Punkte von der Entwicklung der Civilisation gesondert werden sind, in ihren gesellschaftlichen Beziehungen noch fast Spuren dieses ursprünglichen Zustandes nachnehmen. Der erste Geistesteit in der Entwicklung der Vergesellschaftung ist die Vereinigung mehrerer Familien in eine Stadt; der zweite ist die Vereinigung mehrerer Städte in einen Weltkörper; der dritte ist die Vereinigung mehrerer Völker in eine Nation, welche einen gemeinschaftlichen Glauben zum Gange hat. Auf diesem hohen Geisteit, realisiert in der katholischen Association, ist die Menschheit zurückgeblieben.

Die Reihe von Gesellschaftsverbänden, welche wir angebrüdet haben — Familie, Stadt, Nation, Kirche — bietet dem Gliele des Verbauders das Gemüde eines ununterbrochenen Kampfes dar. Dieser Kampf besteht, nach einander, in zeller Intimität; zuerst von Familie zu Familie, sobann von Stadt zu Stadt, von Nation zu Nation, von Glauben zu Glauben. Doch nicht bloß in den verschiedenen Vergesellschaftungen offenbart er sich; man findet ihn wieder in dem Schreie einer jenen, die als terroristisch betrachtet. Wir haben gesähen, daß Mörder, welche

die katholische Missionspation bildeten, sich verbriege haben, teis-
wehl diese Völker sehr oft, und namentlich in ihren ge-
meinsamen Bewohnungen, den Islamismus zu beschränken
und dessen Erroberungen zu bremsen; an den Tag gelegt
hatten, wie stark dies Hand sei, das sie vereinigte. Die
Geschichte reicht uns Mörderabsichten wider den Christen
und Propheten nach, welche Theile derselben Nation sind; im
Zusam. einer Stadt sogar unter den verschiedenen Kla-
ßen ihrer Bewohner. Endlich findet sich derselbe Kampf
teilscher im Schreie der Kamik, zwischen den Geschlech-
tern und den verschiedenen Alters, zwischen Brüdern und
Schwestern, zwischen Erstgeborenen und Nachgebornen.
Die jetzt Vergleichschaftung eigenthümlichen Reime der Zwei-
tracht sterben nicht ab, weil jene sich in einer gesetzten
Vergleichschaftung verliert; allein sie werden in eben dem
Maße schwächer, wenn sich der Reim erweicht.

Die, für die Männer des westlichen Europa durch den
Katholizismus bewirkte Vereinigung, ist das letzte realisierte
Glied der Entwicklung des menschlichen Geschlechtes nach allge-
meiner Vergleichschaftung, welche sich darstellt als der be-
finitivte Zustand, wozu unsre Gattung, repräsentiert durch
die in der Zivilisation am meisten fortgeschrittenen Völker,
eintraten soll.

Diese neue Auswidderung der Geschlechtern, angefün-
digt und vorbereitet durch ihre früheren Verschlechterungen,
reicht die letzte seyn. In der That, wenn die Insti-
tutionen der Vergangenheit nur previsorisch gewesen sind,
so sind sie dieses dadurch geworden, daß sie nicht die wes-
stümliche Epoche der Entwicklung der Menschheit in ihrem
wirklichen Werthung ansehen, d. h. in der sündigen, der

intellektuellen und der physischen; daß für Reime des Lobes in den Stimmen der Geistesritte erschien, welche nicht vorhergesprochen waren. Der Polytheismus, durchaus materiell, hatte nicht die sinnlichen Geistesritte vorhergesprochen; der Christentum, durchaus geistlich, hatte nicht die der Wissenschaft und der Betriebsamkeit vorhergesprochen.

Die Lehren dieser beiden Religionen, allzu eng, um unverzweigte Erbbedingungen zugelassen, wurden von diesen erschwert und gesperrt. In der Zukunft hingegen wird die Menschheit, nachdem sie endlich ihre Bewusstsein ihre Wertheilserkenntnis-Fähigkeit gelangt ist, sich so organisiren, daß sie, ohne neue Erfindungen, alle künftigen Geistesritte in sich aufnehmen kann.

Die von St. Simon angekündigte allgemeine Gesellschaftsordnung, deren bloße Benennung einer Definition gleich kommt, ist der Zustand, wherein alle menschlichen Kräfte harmonisch verbunden seyn werden. Da nun diese nur in einer friedlichen Richtung möglich ist: so kann die Gesamtmithilfe keinen andren Zweck haben, als Benutzung und Verschönerung des Erbbaus zum Wertheil seiner Bewohner. Ihre Spur von Antagonismus wird bewußtlich verschwinden; mit ihr jede Unterdrückung des Schwächeren durch den Starke. Mit einem Worte: die Entwicklung der Menschheit kann aufgedeutet werden durch regelmäßige Verminderung der Benutzung des Menschen durch seinesgleichen, und durch stetig nachsteigende Benutzung des Erbbaus durch den Menschen;“ Maßtrüche, welche genau der Wahrheit des Antagonismus und der Zunahme der Gesellschaftsordnung entsprechen.

Wir werden sehen, daß, wie wir es so eben bemerk-

haben, diese Ausdrücke sich wahrlich entsprechen, und daß man sie in die von der St. Omerischen Schule angenommenen Formel zusammenfassen kann: Städige Verbesserung des Schicksals der zahlreichsten und armen Klasse in sittlicher, intellektueller und physischer Beziehung.

Angesehen haben die Geschäftshäuser mit dem Kriege; denn dieser ist der lebendigste Ausdruck des Zustandes von Untergangswut. Die allgemeinste Thatsache, welche aus dem Kriege entspringt, ist die Herrschaft der physischen Gewalt, welche sich Anfangs vorlegt im Gemüth und Menschenherzen. Die Instinktion der Sklaverei, welche auf die bestialische Wildheit folgt, muß als ein Gescheit betrachtet werden, weil der Gefangene nicht länger zu einem unvermeidlichen Ende verurtheilt wird, und unter den Händen des Gingers sich zu einem Werkzeuge der Herrverbringung gestaltet. Die Benutzung umfaßt also dann daß materielle, sittliche und intellektuelle Leben des Menschen, der für es führt. Der Sklave befindet sich außerhalb des Kreises der Menschlichkeit; er gehört seinem Herrn, gerade wie die Tiere dieren, welche dieser besitzt, wie sein Vieh, wie sein Hausrath; er ist seine Sache. Der Sklave besitzt kein Recht, nicht einmal das des Lebend: der Herr kann über seine Tage verfügen und ihn nach Belieben verstümmeln, um ihn fähig zu machen für die Bestimmung, die er ihm giebt. Der Sklave ist nicht bloß zum Dienste und zu physischen Sitten verurtheilt; er ist auch verdammt zur intellektuellen und sittlichen Verkühlung: er hat keinen Namen, keinen Haushalt, kein Eigentum, keine Hanbe der Zurechnung, keine anerkannte Beziehung zu Menschen, eht zu den

Göttern; denn der Slave hat keine Götter, er hat nur einen Herrn. Er kann endlich auch nicht Ansehen machen auf die Errichtung irgendeines besondren Götter, die ihm ver sagt sind; nicht einmal in der Annäherung. So verhält es sich mit der Sklaverei in ihrem Ursprunge. In der Folge wird der Stand des Slaven gemildert: der Gesetzgeber tritt freischen ihn und seinen Herrn ein. So hört er, noch und mehr, auf, lebende Sklaverei zu seyn; man bestilligt ihm einen eben nicht beträchtlichen Anteil an dem Gewinne seiner Herren; die Gesetze geben ihm einige Bürgschaften für sein Daseyn. Erst sehr spät kann er vermeide der Freisprechung, die nur selten und ausnahmsweise erfolgt; einen Schritt zum Eintritt in die Bürgerliche und religiöse Gesellschaft thun, und sein Geschlecht in die Menschheit einführen, ohne daß dieses gleichwohl außoreglement pessibler und bemüht zu werden, so lange man seinem Ursprung erlesen kann.

Das Christenthum, welches die Einheit Gottes und die Brüderlichkeit der Menschen gleichzeitig proklamirte, veränderte auf's Weltständigste die religiösen und politischen Beziehungen, die Verhältnisse des Menschen zu Gott und der Menschen unter einander. Beim Eintritt seiner Herrschaft giebt es noch zwei Klassen von Menschen, von welchen die eine der andern unterworfen ist; allrin der Stand dieser Klasse ist moralisch verbessert. Der Erbgeborene ist nicht, wie der Slave, das direkte Eigenthum des Herrn; er ist nur an die Scholle gebunden und kann von dieser nicht gründet werden; er empfängt einen Theil der Gnade seiner Macht; er hat eine Familie; sein Daseyn wird von dem bürgerlichen, noch weit mehr aber von dem religiösen

Gesetz beschreibt. Das sittliche Leben des Gläubers hatte nicht gemein mit dem Leben seines Herrn; der Heilige und der Herr haben denselben Gott, denselben Glauben gemein, und empfangen denselben religiösen Unterricht; dieselben geistlichen Hülften werden ihnen von dem Diener des Altars gereicht; die Seele des Heiligenen ist in den Augen des höchsten Wesens vom so viel wert, als die des Herren; sie ist sogar noch mehr wert; denn, nach dem Evangelium, ist der Name der Erwählte Gottselig. Zug: Die Familie des Heiligenen ist geheiligt, wie die des Herren. Zweck: zum viele Tage der der Gläubern bei seinem Berg zujähren ist, so ist doch auch sie nur persönlich; der Heilige wird später von der Scholle abgelöst; er erhält, was man das Recht der Ortsveränderung nennen könnte; er kann sich also seinem Herren wöhnen. Ohne Zweifel bleibt der Heilige nach der Vererbung dieses Rechtes, das man seine Freisprechung nennen könnte, unter einigen Besitzungen noch mit dem Zeichen der Echttheit behaftet; er ist noch persönlichen Diensten unterworfen, er verzichtet Großdienste, er bezahlt Schatz-Güter. Allein diese Kosten erledigen sich für ihn von einem Tage zum andern.

Zuletzt macht die ganze Klasse der Arbeit in der materiellen Ordnung einen entschiedenen Fortschritt; sie erwirkt die politische Bähigkeit durch die Einführung der Gemeinden.

Wenn, wie wir geschen haben, das Schicksal der wohlreichen und armen Klasse sich nach und nach verbessert hat, so bleibt noch viele Geestschritte zu machen übrig; denn die Beaufsichtigung des Menschen durch den Menschen hat noch nicht aufgehört: sie wird in einem hohen Grade fort-

gründt in den Beziehungen der Eigentümer zu den Arbeitern, der Meister zu den beaufsichtigten Gehülfen. Ganz unstrittig ist eine stark Kluft bestaigt zwischen der Lage, worin diese Klassen sich heut zu Tage befinden, und derjenigen, worin sich in früherer Zeit Meister und Slaven, Hörten und Leibeigene befanden; es scheint sogar, als ob jetzt Ungleichung zwischen beiden unbestreitbar ist. Dabei muß zugestanden werden, daß die einen nur die Verlängerung der andern sind. Das Unhöflichstes des Meisters zu seinem beaufsichtigten Gehülfen ist die letzte Verneidung, welche die Slaverei erlaubt hat. Man braucht nur hinzublicken auf das, was rund um und her vorgeht, um zu erkennen, daß der Arbeiter, bis auf die Unzufriedenheit, materiell, intellektuell und spirituell noch eben so brüderlich wird, wie vermaß der Slave. Es springt in die Augen, daß er durch seine Arbeit kann seinen eigenen Bedürfnissen abhelfen kann, und daß es nicht von ihm abhängt, ob er arbeitet will, oder nicht. Nicht wenig verschlimmert er seine Lage, wenn er unbefangen genug ist, zu glauben, er sei bestimmt dasselbe zu gewünscht, was das Glück der Reichen ausmacht, wenn er sich verheirathet und eine Familie in die Welt setzt. Gedenkt von dem Elende, unter welchem er schmälergt — wie kann der Arbeitermann Zeit gewinnen, seine intellektuellen Fähigkeiten, seine spirituellen Affectionen zu entfalten? Kann dazu auch nur der Wunsch in ihm ankommen? Und wenn das instinktive Verlangen nach Befreiung seines Zustandes in ihm erge werden sollte — wer wird ihm bei Weit, reichen, wer die Wissenschaft in seine Hände bringen, wer die Ergründung seines Herzens in sich aufsuchen? Niemand gewußt findet; daß physi-

seiner Elend erhält ihn kaum; die Dummheit führt ihn zur Verderbtheit, welche die Quelle neuen Elendes ist: ein schlimmster Zirkel, in welchem jeder Punkt Elend und Elenden einfließt, da er doch nur Elend einfließen soll.

So verhält es sich mit der Lage der armen Arbeiter, welche in allen Gesellschaften die unermeßliche Mehrheit der Bevölkerung ausmachen. Gleichwohl bleibt diese Thatsache, welche jedes Mitleid ausregen soll, unberachtet von unseren politischen Speculatorn. Das falsche Dogma, wodurch erklärt wird, daß Niemand, um seiner Geburt willen, der Unfähigkeit beschuldigt werden soll, ist seit lange Zeit in alle Kreise eingebrungen; die politischen Konstitutionen der letzten Zeit haben es ausdrücklich sanktionirt. Es schreit demnach, daß die Bewohnung des Menschen, als Resultat der Klassifikationen, die wir so eben angebrüten haben, um wenigsten zu denken erlaubt, diese Klassen seien notwendig schwarzend, und unter ihnen finde ein anhaltender Kultus nach der Familie und der Individualität statt, aus welchen sie zusammengezogen sind. Der That nach ist jedoch dieser Kultus nicht vorhanden. Die, mit jeder gesellschaftlichen Lage verbundenen Vortheile und Nachtheile pflanzen sich durch Erbhaftkeit fort, und die Odenamissen haben diese Thatsache (die Erblichkeit des Elendes) festgestellt, als sie das Daseyn einer Klasse von Proletarien in der Gesellschaft anerkannt haben.

Diese verlängerte Bewohnung des Menschen durch seinen Glichen hat, ohne allen Zweifel, ihren Grund in dem Gange der gesellschaftlichen Thatsachen; doch findet sie ihre besondere Ursache in der Konstitution des Eigentumsmöd, deren Prinzip gewisse Rechte bis zum Ende

der Erziehung aufsteigt und die daß Sprüche ihres Ursprungs beibehalten hat. Wenn man also die allmäßliche Abnahme der Benutzung des Menschen durch seines Fleisches zugiebt, welche nicht weiter ist, als die Vertheilung der gesellschaftlichen Wertheile nach einem, daß Verlust unbedingt lassenden Prinzip; — wenn die Sympathie sich dahin ausstreckt, daß sie gänzlich aufhören muß; — wenn es mehr ist (wie die Cr. Simenische Schrift es gesellt), daß die Menschheit sich einem Zustande der Dinge nähert, worin alle Menschen, ohne Unterschied der Geburts, von der Gesellschaft dirige Erziehung erhalten werden, welche ihren Fähigkeiten die höchste Entwicklung, deren sie empfänglich sind, zu geben verspricht, damit sie hinterher ihren natürlichen Rechten gemäß, d. h. nach ihren Geschicklichkeiten und Liebhaberden Massirt werden können; — wenn, daß sich ohne Mühe beweisen läßt, es von einer andern Seite mehr ist, daß die gegenwärtige Konstitution des Eigentums und seine Wertheilung durch die Geburt, die Thatsachen einer den natürlichen Rechten entgegen stehenden Klassifikation bereitstehen: so wird man auf eine unvermeidliche Weise zu dem Urtheile gebracht: „daß die Konstitution des Eigentums und die Art seiner Wertheilung verändert werden müssen.“

Das Eigentumstreit ist kindsmäßig unbereuglich, wie man uns so angelegentlich wiederholt; es ist eine gesellschaftliche Thatsache, verdrücklich über vielmehr scheinbarlich, wie alle andern gesellschaftlichen Thatsachen. Nach jeder großen politischen Umwälzung hat das Eigentumstreit mehr oder weniger gründliche Verstiftationen erfahren. So lange die Elternheit galt, bildeten die Menschen selbst

dem wichtigsten Bestandtheil des Eigentums. Dieser Besitztheil wurde später davon abgezogen. Verpflichtungen sehr verschiedener Geschäftsschreit wurden unter der Benennung von Lehn-Gütern an die Stelle der persönlichen Haftbarkeit gebracht. Im Verlauf der Zeiten sind diese Lehn-Güter verschwunden, während sie in ihrem Ursprunge als etwas betrachtet wurden, daß ein sehr regelmäßiges Eigentum bildet. Endlich hat die Art der Vererbung des Eigentums nicht geringere Veränderungen erfahren, als seine Geschaffenheit selbst. Dem Stocke, nach dem Willke über sein Vermögen nach dem Tode zu verfügen, ist bald ausschließende Recht des ältesten Sohnes gezeigt; später, die gleiche Theilung unter sämtlichen Kindern. In Folge aller dieser Veränderungen, deren Wirkung keine andere gesessen ist, als daß sich die dem persönlichen Dienste geöffnete Laufbahn je mehr und mehr erweitert hat, steht heut zu Tage noch eine letzte Veränderung zu bewirken übrig; sie wird darin bestehen, daß eine Lebendung der Diage zum Wahrschein kommt, so ein der Staat, nicht die Familie, Erbe der angehenden Reichthum ist, sofern diese das wollen, nach die Ordnungen des Produktions-Gesetzes nennen. Vermittelst eines herrlichsten Systems, dessen Geschicklichkeit in dem großen Grade einer Bekanntmachung aneinander gefügt werden soll, wird die Gesellschaft das Eigentum, d. h. die Werträge der Arbeit, nicht vom Vater auf den Sohn, sondern vom Elterlichen auf den Jüngsten übertragen; für welche sie direkt auf den Händen steht, die sie um soviel zu gebrauchen verstanden, in die Hände einer verfügen, die sie nach ihnen am besten anpassen gelernt haben. Wie bestigen Tages die Obrigkeit

auf die Obrigkeit, der Verwalter auf den Verwalter, der Gewalde auf den Militär folgt: also so wird in Zukunft der Künftige auf den Künstler, der Gelehrte auf den Gelehrten, der Betriebsmann auf den Betriebsmann folgen.

Die St. Simonianer fordern vorhersehen, daß gewisse Brüder dieses Systems mit demjenigen verbündet würden, daß unter der Bezeichnung der Gütergemeinschaft bekannt ist. Sie haben hierauf zum Vorwurf, in dem Buche grantmeint, welches wie hier präsen. Indes haben Männer, welche, eine hohe Stelle in der Gesellschaft einnehmend, ohne es gelesen zu haben, von der Höhe des partimonialistischen Nebenstuhls zu behaupten sich verpflichtet gefühlt, daß dies die Waren der Schule wären. Indes haben sie ausgefügt, die Schule wolle ein agrarischsches Gesetz, mindest, um dies im Vorbeigehen zu sagen, die Wiedervereinigung und die Verstärkung sehr verschiedene Dinge sind. Die Slavpat der Scher haben, bei dieser Gelegenheit, an den Gedächtnissen der Wahlkammer ein Schreiben gerichtet, daß in meinen Tagblättern möglichkeit ist, und wogen wir hier ein Bruchstück anführen wollen:

„Das System der Gütergemeinschaft hat seinen Sinn darin, daß eine gleiche Theilung unter sämmtlichen Mitgliedern der Gesellschaft statt findet, sowohl das Gende selbe, als der Brüder der Arbeit aller.“

„Die St. Simonianer versetzen diese gleiche Theilung des Eigentums, welche in ihrem Urtheile eine noch größere Gewaltthätigkeit, eine noch empfehlendere Ungerechtigkeit in sich schließen würde, als die ungleiche Theilung, welche in ihrem Urtheile bewirkt werden ist durch die Gewalt der Waffen, durch die Erzwingung.“

"Denn sie glauben an die natürliche Ungleichheit der Menschen, und sie betrachten diese Ungleichheit sogar als die Basis der Vergesellschaftung, als die unumgängliche Bedingung der gesellschaftlichen Ordnung."

"Sie zerstören das System der Gütergemeinschaft; denn diese Gemeinschaft würde eine handgreifliche Verzweigung des ersten der sittlichen Besitzes seyn, denn Verkündung ihrer Bestimmung anfängt: jenes Besitzes, welches bestimmt, daß in Zukunft jeder nach seiner Fähigkeit angestellt werde, und den Lohn seiner Werke erhalten."

"Doch, in Kraft dieser Gesetze, verlangen sie die Abschaffung aller von der Geburt herrührenden Privilegien, ohne Ausnahme, und folglich die Entfernung der Vererbung, dieses größten aller Privilegien; denn sie umsofort brütt zu Tage alle, und ihre Wirkung ist, daß sie die Vertheilung der gesellschaftlichen Vortheile dem Zufall unter der kleinen Anzahl derselben überläßt, welche darauf Anspruch machen können, und daß sie die zahlreichste Classe der Ver- schlechterung, der Unwissenheit und dem Glende reicht."

"Sie verlangen also, daß alle Mittelzeugen der Arbeit (Handwerk und Kapitalien), welche gegenwärtig den gesuchten Zweck des Privat-Eigentums bilden, in einen gesellschaftlichen Zweck vereinigt werden, und daß dieser Zweck, vergesellschaftungswise und hierarchisch, so braukt werde, daß das Tagewert eines Lebens der Ausdruck seiner Fähigkeit und sein Reichtum der Maßstab seiner Werke sei."

Die St. Simonianer bestreiten die Konstitution des Eigentums also nur, sofern es für einige das gottlose

Privilegium des Erblassungsb., d. h. das Recht von der Arbeit anderer zu leben, heilig; und sofern es dem Zufalle der Geburt die gesellschaftliche Klassifizierung des Individuum überlässt.

Die Geschichte reibt diesem Systeme das Werk, indem sie nachweist, wie die verschiedenen Klassifikations-Arten, welche auf einander gefolgt sind, stets darauf abgegossen haben, das Prinzip der Erblichkeit nach dem Geschlecht zu schützen, um es zu retten durch das der Erblichkeit nach dem Geschlecht. Unter der Kastenherrschaft unterhielt sich also von Vater auf Sohn, von dem höchsten Blanche an, bis zu den niedrigsten Handwerkern. In Epochen, welche uns näher liegen, hat die Erblichkeit zunächst die politischen Funktionen umfasst (denn der Herzog, der Baron u. s. w. waren wirthlich Beamte), und später nur gewisse Würden, gewisse Rechte, gewisse Ehrentitel. Heute zu Tage spricht sich die öffentliche Meinung ganz laut gegen diese letzte Enthüllung frudaler Institutionen aus. In den am meisten vergessenen Gesellschaften wird nur noch ein einziges Privilegium durch den Zufall der Geburt fortgepflanzt: das des Fleischhamls. Es schützt sich aber für die gesunde Rasse, den Fleischspund zu thun, daß es das Edict des älteren Privilegium erlahmen werde. — daß also der für diese, gern wenigstens virtuell angenommene Übertragungsb. Melus seine Anwendung auch auf den Fleischhamm finden müsse. Die gegenwärtige Überbung des Schaffens, heißt freilich so viel, als daß Eigentum verlieren; dann sind noch die Professoren verloren werden durch die Abtrennung der Kästen, aber die öffentlichen Verrichtungen durch die Abtrennung der Gewerbe-Institutionen? Es heißt nichts

ein Werk, das bisher nur wenigen aufbewahrt war, auf alle ausdehnen; es heißt, jedem ein Erbteil geben: denn, wenn alles Eigentum zu einer Vernichtung wird, so wird auch jeder Arbeiter einen Lösen zu ersuchen haben.

Für die St. Simonianer würde es jedoch nur wenig seyn, wenn sie Noß gute Regeln reden. Die Welt wird nur dann die Kraft haben, die Gesellschaft umzubilden, wenn es dem Bedürfniß derjenigen entspricht, welche das weisse Mitgefühl mit den Leidern der Armen haben. Drogen und Habenuf haben dies Bedürfniß durch ihre Theorie oder Gemeinschaftsökonomie-Erziehung zu formuliren versucht; doch diese veralteten Lösungen eines neuen Problems haben wenig Begeisterung erregt. Die Lösung hingegen, welche aus der St. Simonistischen Vergesellschaftung entstammt, hat, so oft sie richtig aufgefaßt und mit Unparteilichkeit bravourös verarbeitet ist, einen sehr lebhaften Eindruck auf die Dreyen gemacht. Darauftheile ist es unmöglich, hinzuzufügen, daß die Schule St. Simon's, welche die Geschichte studirt, welche also weiß, daß die Entwicklung der Menschheit nicht Knall und Fall geschieht, sondern in sehr allmäßlichen Überzufungen erfolgt, ganz und gar nicht der Meinung ist, der Übergang von dem gegenwärtigen Zustande zu einem bessern müsse rasch und gewaltsam seyn. Für die Rettung der Menschen gibt es, nach ihr, keine andere Richtir, als die der Überredung, der Überzeugung. Nicht einen Umsturz der jetzt noch geltenden Weltordnungen, nicht eine Umstaltung fördert sie an, aber möchte sie zu Stande bringen. Eine Ausbreitung (évolution), eine radikale Umwandlung des Geistes der Gesinnungen, der Ideen und folglich der materiellen Interessen, möchte sie zu Stande

bringen vermöchte solcher Übergänge, welche die auf den früheren Gesellschaftsstand geprägten Hoffnungen in nichts verleihen: Übergänge, die man nicht eher deutlich kennt und bestimmen kann, als bis man den Definitio-Satz, auf welchen sie gerichtet seyn müssen, deutlich gebracht und bestimmt hat.

Wir haben geschen, daß das Dogma von der Rangordnung noch Völkigkeit, und von der Zeichnung nach Herrn Simm zutreffend eine Modifikation des Eigentumsrechts noch ist. Eben so haben wir geschen, daß eine Modifikation des Eigentumsrechts keine unerhörte Sache ist, weil ohne eine solche Veränderung nie irgend eine Revolution hat bestehen werden können. Es bleibt und jetzt noch zu erforchen übrig, welche, hinsichtlich der industriellen Arbeit, die Vorschräge der von den St. Simonianen angeführten neuen Verfassung seyn werden.

Soll die industrielle Arbeit zu demjenigen Grade der Vollkommenheit gelangen, auf welchem sie Nutzen machen kann: so müssen folgende Bedingungen erfüllt werden. Erstlich müssen die Werkzeuge verteilt werden nach Maßgabe der Bedürfnisse über Öffentlichkeit und jenseit Zweiges der Betriebsamkeit. Zweitens müssen sie verteilt werden nach Maßgabe der individuellen Fähigkeiten, um bei den geschicktesten Händen in Thätigkeit gebracht zu werden. Drittens endlich muß die Produktion so organisiert seyn, daß man in keinem ihrer Zweige weder Mangel noch Überschuss jemals zu befürchten habe.

Wie macht sich nun in welchen Tagen die Verteilung der Arbeit-Werkzeuge? Zunächst durch den blindsten der Geschlechter, durch den Zufall, welcher einem Künstler, einem

theoretischer, daß Erbteil und Erbverhältnisse, eines Regelkonsens über eines Unterbaus vertritt, um nicht zu sagen von den Reichtümern, welche in die Hände nicht-mehriger, leichtsinniger oder widerbissiger Wesen fallen. Und was ist sodann beantragt, die Reichtümer des Zusfalls zu verbessern, und die Werke in geschicktere Hände zu bringen? Gerade diejenigen, welche der Zusfall vermöge seiner launenhaften Gunst dazu auferkern hat. Eigentümer und Kapitalisten, meistens ganz unbekannt mit den Arbeiten der Betriebsamkeit, dabei unfähig, ihren Produktions-Zweck geziert zu machen, sind dazu berufen, ihre Pacht, die Renten, zu rechnen, denen sie die Betriebsmänner schulden für eine Produktion, welche ihrer Misslodge geahnt wird. Diefen schlechten Beurtheilung von Käntzleien und Kapitalien, so wie die Fehlgriffe und Beträgerien, die davon sich frühesten, und mehr überrachten, wenn man weiß, daß die Kunden und die Ohnmächtigen Rückte über die Erde und die Einsicht sind! Ist es nicht schmerz, die Überordnung der Betriebsamkeit, neuen wir zu Anfangs geredet haben, zu erklären?

Bei dem allen hat sich, innerst in dieser Überordnung, eine Art von Betriebsamkeit erhoben, um der Unzulänglichkeit der Eigentümer und der Kapitalisten abzuhelfen. Deneben, die sich als Mittelpersonen zwischen diesen und den Arbeitern aufstellen, und, vermöge ihrer Geschäftshabten und ihrer Erziehungen, die Bedürfnisse der Betriebsamkeit und die Fähigkeit der Betriebsmänner besser zu würdigen verstehen, leiten die Produktion und die Verteilung mit größter Einsicht. Trotz diesen unbestreitbaren Vorzügen, bietet jedoch die gegenwärtige Organisation der Banken zum Theil die

Unternehmen jenes Zusammensetzen der, wenn die Wohlfahrt der Arbeiterschaften selbst die Verfügung darüber hätten. Möcht genug, daß diese Organisationen keinen Mittelpunkt in sich schließen, von welchem aus alle Operationen ihrer Wohlfahrt nehmen; aber von wo aus man den Ganzen umfassen, die besaglichen Bedürfnisse jeder Wohlfahrt der gesellschaftlichen Überfälle bearbeiten, hier die Bewilligung, weil sie schwach ist, beschließen, deet, weil sie minber notwendig ist, zugelassen — diese Theile gar nicht in Anschlag gebracht, muß man hinzuflügen, daß gerade der wichtigste Theil der materiellen Thätigkeit noch gänzlich dem Einfluß des Bankiers entgeht; wir reden hier von den läblichen Arbeiten.

Das allgemeine Bank-System, das die St. Gaudensche Schule erdacht hat, und als dessen Theim die Entwicklungsfähigkeit des Bankiers betrachtet werden kann, dünkt, weil der Theim selbst noch sehr teh ist, einer größern Ausbildung fähig seyn. Wir wollen davon einen Umriss in den Ausdrücken der Auseinandersetzung geben, nur muß der Erste sich dadurch nicht abhalten lassen, auf die Ausführungsfrage selbst zurückzugehen, da kein Theil eines gesellschaftlichen Systems außerhalb des Ganzen der Waren und der Kaufsachen, wenn er seine Rechtfertigung findet, abgeschlagen werden darf.

Dieser große Institution würde zunächst eine Zentral-Bank umfassen, welche in der materiellen Ordnung die Regierung darüber hätte. Diese Bank würde der Deputat aller Reichshäuser, des gesamten Produktions-Handels, gemeinschaftlicher Arbeitserzeugnisse, kurz alles Daseinigen seyn; was die Gesamtheit des individuellen Eigentumst auf-

modt. Von dieser General-Bank würden Banken einer zweiten Ordnung abhangen, welche nur ihrer Veränderung folgen, und nicht deren sie sich in Zusammenhang befindet mit den Haupt-Sekundären, um sowohl die Bedürfnisse als die Produktiv-Kraft derselben zu tragen. Diese Banken würden in der von ihnen umfassten Territorial-Zirkumscriptien andern gebürtig: Banken, welche, je mehr und mehr, speziell würden, ein minder ausgedehntes Gebiet, schmalere Zweige des Raums der Betriebsamkeit umfassen. Alle Bedürfnisse würden nach dem obigen Banken konzentriert; von ihnen würden alle Verstrebungen divergieren; die General-Bank würde der Öffentlichkeit ihren Reicht, d. h. die Wertschöpfung der Arbeit immer erst dann bereitstellen, wenn sie die verschiedenen Operationen gegen einander abgewogen und kombiniert hätte; und diese Rechte würden sodann unter den Arbeitern verteilt werden durch die Spezial-Banken, welche die verschiedenen Zweige der Betriebsamkeit repräsentirten.

Die Betriebsamts-Organisationen, welche wir hier in meigm Werte dargestellt haben, vereinigt, wenn gleich nach einer großen Stale, alle Zweige der Corporationen, Schwurämter und Zünfte; und von allen gesetzlichen Verfassungen, wodurch die Regierungen bis auf heut' Tag die Betriebsamts in Ordnung zu erhalten (zu reglementiren) versucht haben, hinter sie treten die sich daran knüpfenden Nachtheile vor. Auf der einen Seite wenden sich die Kapitaler greide dahin, wo ihre Notwendigkeit anerkannt ist, denn ein Monopol ist nicht zu dulden; auf der andern wenden sie solchen Händen anvertraut, welche den meisten Betheil davon gieben können, und die Ungerechtigkeiten,

Die Gewaltthum und die fühlstlichen Zwecke, welche man den alten beworbenen Überzeugungen zum Vertrage macht, sind nicht mehr zu führen. Da der That, jeder Betriebsamkeitseigter ist nur ein Theil, und, so zu sagen, ein Blüth des großen Gesellschaftsvertrages, welche alle Menschen ohne Ausnahme umfaßt. An der Spitze des gesellschaftlichen Staates stehen die General-Menschen, deren Verrichtung darauf beruht, daß sie einem Leben dem Maß antragen, welchen empfohlen sowohl für ihr Selbst, als für alle Menschen als vortheilhaftesten ist. Versagt sich der Staat eines Zweige der Betriebsamkeit, so geschieht es, weil daß Ursache vorangegangen ist, daß die Kapitale, zum Vortheil aller, bestir angelegt werden können. Erhält jemand nicht die Arbeitserzeugung, um welche er hütet, so ist die Ursache, daß competente Chefs geachtet haben, er sei fähiger, eine andere Verrichtung zu verrichten. Ohne Zweifel trüpt sich der Zustand an die menschliche Unvollkommenheit; bei dem alten aber muß man gestehen, daß überlegene Fähigkeiten, in einen allgemeinen Gesichtspunkt gestellt und frei von allen Hemmnissen der Spezialität, in den ihnen übertragenen Wahlen unbedingt vereinigt schließen werden, weil ihre Denkweise und selbst ihre persönlichen Wünsche sie bestimmen, der Betriebsamkeit so viel Gewissen, und in jenen Zweige berücksigen dem Individuum so viel Arbeitserzeugung zu verleihen, als der Zustand des Stichthums und der menschlichen Thätigkeit mit vertragen.

Diese beiden Phasen, und das, was weiter oben gesagt werden ist von der Unmöglichkeit, die, auf die Zukunft sich beziehenden Ideen von dem Guten zu trennen, dem sie angehören, führen und unvermeidlich dahin, von den beiden

großen Mitteln einer politischen Ordnung, von der Erziehung und der Gelehrtengewalt, zu reben.

Die Erziehung sondert sich ganz natürlich in zwei Zweige: in die öffentliche oder allgemeine, und in die professionelle oder besondere. Die erste hat zum Zweck, die Gebräuche und Gewohnheiten in Harmonie zu bringen mit dem gesellschaftlichen Ziele. Sie bemächtigt sich des Menschen von der Wiege an, und begleitet ihn durch die ganze Erwachsenenzeit; in den Gewissen berichtet sie vor und kontrolliert alle Veränderungen, welche die fortschreitliche Tendenz der Menschheit herbeiführt. Ihr direkter kürziger Einfluss ist, bestrebt vermehrt nachwändig wird die repressive Diktatorenkraft der Gelehrtengewalt. Das letzte Ziel des Fortschritts würde sagen, den Willen der eingegrabenen Gewalt, welche durch die Gelehrtengewalt aufgerichtet wird, auf die fehlerhaften Anomalien zu beschränken, auf welche die öffentliche Erziehung, bis zu welchem Grade sie auch vollkommen sei möge, ohne allen Einfluß, ohne alle Gewalt geblieben wäre mührer. Die fortschreitliche Macht der Erziehung kann dennoch betrachtet werden als eine Mühelosigkeit auf den Menschen die Freiheit, welche vor allem darin besteht, daß man nur das liebt und will, was gethan werden muß. Da die öffentliche Erziehung zum Hauptzweck hat, die Sympathien zu entwickeln, so kann sie nur von solchen Menschen gegeben werden, welche im höchsten Grade mit der sympathischen Fähigkeit ausgestattet sind; die ihrer Entwicklung angemessenen Formen sind alle diejenigen, welche der sentimentale Zustand bestimmt. In den英雄ischen Epochen unter der Herrschaft des Staates, in den klassischen Epochen unter der Herrschaft der schönen Künste,

haben sie zum Resultat, daß sie Würtzungen anlegen, welche dem Zweck entsprechen, den die Gesellschaft ertragen möchte, daß sie folglich diejenigen Handlungen herauszuführen, welche dem Geschehnen nachtheilig sind.

Die Wichtigkeit der sozialen Erziehung ist zwar zu allen Zeiten groß gewesen; sie ist es aber noch mehr geworden, seitdem die gesellschaftlichen Interessen sich mehr vereinigt haben, und gleichzeitig haben sich ihre Einflussmittel beträchtlich vermehrt.

Zu Altersheren, wo jeder Würtz berufen war, die Vorsorgebehörde der Gemeinde auf dem öffentlichen Markt zu erörtern, und Anteil zu haben an den Untersuchungen, welche die Würtzgegenheiten nachtheilig machten — im Altersheren, sagt ich, war jahr Würtz so hoch gefürchtet, daß er das Verhältniß seiner persönlichen Handlungen zu dem allgemeinen Weittheile erkenne konnte; doch sprach ihm jedoch nicht frei von einer ersten Erziehung, welche ihm die Gesellschaft, deren Mitglied er war, ins Gedächtnis. Ohne Zweifel hätten die Vorschriften dieser Erziehung sich in ihm erhalten können, ohne den Beifand einer Spezial-Zusammenst. welche bestimmt war, sie anzufrischen. Und doch — man sehe die Würze der olympischen Spiele, die Meister, die religiösen Zeremonien, und diese zahlreiche Klaß von Priestern, Sphären und Auguren! Säkenthalben wird ein lebenslanger Unterricht über die gesellschaftliche Bestimmung die Selbstvertheidigung und die Verteidigung.

Diese Tage hat sich verändert. Kein Volk ist mehr auf die Würzmauer seiner Stadt beschrankt; keine Städte mehr auf einem öffentlichen Platz vereint werden, wo der gesellschaftliche Weittheil von allen, oder in Gegenwart aller

besprochen seind. Die Threibung der Arbeit, eine von den allgemeinsten Wirkungen der Zivilisation, hat die Individuen in einen engeren Kreis gebracht, und sie eben dadurch, je mehr und mehr, von der Betrachtung der allgemeinen Wertheil abgesegnet; und dies zwar zu dem der Zeit, wo dieser Wertheil, in Folge der Vermeidung der gesellschaftlichen Verhältnisse, nur um so schwächer aufzufallen war. In derselben Weise also, warin die Threibung der Arbeit sich ausgedehnt hat, ist man, um sie von ihr herrschendem Verzuge zu vermeidlichen, gezwungen gewesen, der allmälichen Erziehung, eben weil sie allein die Individuen in den allgemeinen Gesichtspunkt umfasst, und welchen die zunehmende Spezialisation der Arbeiten sie verändert, größere Intensität und Regelmäßigkeit zu geben; man hat George dafür fragen müssen, daß die Einzelne der ersten Erziehung unablässig unterhalten und befähigt wurden durch eine dusiere, direkte und sympathetische Einwirkung. Allrin, wenn das unmittelbare Resultat der Threibung der Arbeit kein anderes gewesen ist, als den Kreis der individuellen Beschäftigungen ins Enge zu ziehen: so hat sie den priviliegirten Organisationen gleichzeitig erlaubt, sich ausschließend der Betrachtung der allgemeinen Thatsachen hinzugeben, und durch ihre Einwirkung auf andere Menschen die Wertheile, welche man der Verschärfung der Arbeiten in den Händen eines jeden zuschreiben kann, an die Gesellschaft mit Wachter zurückzuführen.

Im Mittelalter waren die vornehmsten Werkezeuge der Erziehung: der Lateinismus, die Bibel und die Psalmen. Die beiden ersten, für die Massen bestimmt, hatten zum Zweck, die allgemeinen Söhne zu lösen, und zu einem

beispielhaft werden auf einem durchschnittlichen Stand von Einsichten und Gesinnungen; die Weisheit könnte ihnen zum Kommentar, that Nachspruch über die so zahlreichen individuellen Fälle und eignete die Vorschriften jedem Fassungs- und Empfindungsvermögen an. Sie war eine Art von Ronsultation, wodurch die münster aufgeklärten Menschen den guten Stand ihrer vernahmen, die ihnen an Einsicht und Geistlichkeit überlegen waren; die Weisheit war also ein Mittel, welches diese annehmen, um die geistliche und individuellen Empathien in Demutigen zu werden, welche ihrer Weisheit anvertraut waren, und um Jüdem seine Pflichten begreiflich zu machen. Daß die Geistlichkeit hatte in ihr ein Umbildungs- und Rehabilitationss. Mittel der Schuldigen. Seitdem sie zu Unterstützen der Sippe, Schutz einer reisenden geworfenen Söhne, aber zum Vertheil persönlicher Leidenschaften benutzt werden ist, hat man sich mit dem roßigen Weiche gegen die Weisheit erhobt, wiewohl selbst der Hass und die Zürcht, welche sie eingeschlägt hat, ihrer Weisheit als einer Wirkung verhindern. Welche Veränderungen nun auch die öffentliche Predigt und die Art und Weise individueller Beratung und Rehabilitation erfahren, und welche Benennungen werden auch erhalten werden mögen: so darf man doch schäupern, daß analoge Mittel, wiewohl nicht vollkommen, als die, von welchen so eben die Sippe gewesen ist, häufig in Gebrauch kommen werden, um die Erziehung der Menschen nachhaltig seinem Lebenslaufes zu verlängern.

Die besondere aber professuelle Erziehung hat den Zweck, den Instridum der, zur Wohlbringung der verschiedenen Arbeit- oder Berichtungs-Ordnungen erforderlichen

Grundlage zu erhalten. Das Reglement dieser Erziehung sagt voraus: auf der einen Seite, daß alle Verordnungen, alle Ordnungen der Arbeit brauchlich bestimmt sind; auf der andern, daß es nicht an Maßregeln fehlt, um die Entwicklung der persönlichen Fähigkeiten zu befördern und zu bilden, um ihre dienliche Kultur zu geben, welche sie fördern kann. Da jetzt Verwandtheit, Freiwilligkeit, sondern es vom Gebliebenen herrscht, für die Zukunft abgethan ist, so wird Niemand durch eine erbliche Tatschicht bestimmt werden, eine freie Neigung und seinen natürlichen Fähigkeiten widerstrebennde Profession zu ergreifen. Die allgemeine Erziehung wird für alle dieselbe sein, weil alle berufen sind, in einer einstimmig organisierten Gesellschaft zu leben. Allein, die Spezial-Erziehung, welche jene Kultur der Gefühle, der Intelligenz und der Kraft umfaßt, die geeignet ist, Künstler, Gelehrte und Betriebsame zu bilden (es ist unmöglich, außer dieser besonderen Abtheilung in der Gesellschaft etwas mehrzunehmen), wird, ohne allen Scheinschein, ausschließend nach den Verlangen der verschiedenen individuellen Organisationen erhält werden. Nach einer ersten, allen Kindern gemeinschaftlichen und alle Bestimmungen vorbereitenden Erziehung, werden also diejenigen, deren Nutzen von geschicktem Lehrern studiert und betrachtet sind, über drei große Schulen verteilt werden, admilich über die der schönen Künste, der Wissenschaften und der Betriebsamkeit.

Wie zahlreich auch die besonderen Abtheilungen sein mögen, denen jede dieser Schulen unterteilt werden mag, so trautest doch die Notwendigkeit einer gemeinschaftlichen Erziehung für alle Künstler, als solche, ein; eben so für

alle Gelehrte und für alle Betriebsamme. Erst in Folge dieser zweiten Verbesserung werden die jungen Leute, deren einzige Laufbahn nun ausgeschieden ist, in die verschiedenen Ausbildungsschulen (écoles d'application) versetzen, welche allen den Unterabteilungen entsprechen, deren die drei großen (hier nur auf eine allgemeine Weise bezeichneten) Betriebs-Abteilungen empfindlich sind, und diese werden die Jünglinge bis zu dem Augenblick leiten, wo die Gesellschaft einem Leben, weil sie ihn für hinreichend ausgebildet hält, die Herrschaft anvertrauen wird, zu welches es sich gestellt gemacht hat. Da die Errichtungen, die Professoren alsdann nach Maßgabe der Fähigkeiten verteilt seyn werden: so wird daraus hervorgehen, daß sie in einem höheren Grade von Vollkommenheit werden ausgebildet werden, und mehr wird es nicht bedürfen, damit die Fortschritte in allen Zweigen der menschlichen Erkenntnis unendlich rascher werden, als sie es in jeder früheren Epoche getroffen sind. Die Erziehung der Arbeit ist mit Recht als eine von den allerniedersamsten Ursachen der fortschreitenden Zivilisation betrachtet werden; allein es springt in die Augen, daß sie alle ihre Früchte nicht eher tragen wird, als bis sie die Unterschiedenheit in den Fähigkeiten der Arbeiter zu ihrer Grundlage gemacht hat.

Wir können hier nicht eingehen, wodür auf die allmäßigen Verbesserungen der Erziehung, noch auf die Tücken und Schrecken ihres gegenwärtigen Zustandes, noch endlich auf die Weise, nach welcher vier abstrakte Bedingungen zu realisiren, ohne welche sich kein vollständig und regelmäßiges System fürsamer Erziehung berufen läßt; nämlich: 1) eine Wasserleitung, welche sämmtliche menschliche

Erkenntniß in ihrem vergleichsreichen Zustande umfaßt; 2) ein Lehrer-Korps, so organisiert, daß alle Geistesgeiste leicht von der Theorie zur Praxis, und den Händen der Gelehrten, welche die Wissenschaft vertrümmern, in die der Gelehrten, welche sie fortpflanzen, und aus den Händen dieser in die Hände dener, welche unmittelbare Erziehung haben wollen, übergehen; 3) eine Spezial-Erziehung, welche alle, von den gesellschaftlichen Verhältnissen notwendig gemachten Professionen umfaßt; 4) endlich, eine Unterweisung, welche so vertheilt ist, daß jedes Kind gleichzeitig die Folge bei ihm vorangegangenen und der Übergang zu dem auf ihn folgenden Grade ist. Die so konstituierte Erziehung wird in Zukunft für jedes Individuum eine regelmäßige und gleichmäßige Reihe von Studien darbieten, deren letztes Glied unmittelbar zu einer Profession, zu einer gesellschaftlichen Errichtung führt.

Die Begegnung hat zum Zweck die Aufrechterhaltung der Sittengesetz und seiner Verarbeitung unter einer besondrem Form. Sie umfaßt die regulären (receptionism) Thatsachen der Gesellschaft, d. h. die verschriintlichen oder rücksichtlichen Maximalien derselben; mit andern Werten, die sinnlichen oder unsinnlichen Handlungen, welche am meisten das Leb oder den Tadel ausüben. Sie thut sich also in zwei disjunkte Theile; in negative und positive Begegnung, oder in Straftheit und belohnende. In beiden, wo alles direkte Erziehungsmitte in den Händen der Gewalt beinahe null und nichtig ist, weil diese, der Wirklichkeit nach, mehr die Fähigkeit nach den Beruf hat, die Männer zu unterwerfen, heißt die Strafgegnerung die einzige Waffe, welche sie besitzt, nicht um die Gesellschaft in die Wahn zu

Guten, d. h. der Zukunft entgegen, zu führen, welche als dann bekannt wird, auch nicht, um sie, vermöge einer teils Vorsicht an der Weiterung der entgegengesetzten Wahn zu verhindern, d. h. sich der Barbarei der Vergangenheit zu nähern, sondern einzig und allein um daß Laster durch daß Schauspiel des bestraften Schuldigen in Schrecken zu setzen. Dies Belehrungsmittel, das schwächer von allen in organischen Epochen, teil es immer nur indirekt wirkt, ist daß einzig, daß in frischen Epochen übrig bleibt. In den organischen Epochen macht die Gesetzgebung zu ihrem Hauptzweck, den Arbeitsmärt zu bessern; in den frischen Epochen geht sie darauf aus, ihn unschädlich zu machen. In den organischen Epochen ist die Gesetzgebung einfach, weil der Zweck der Gesetzgebung kausalisch festgesetzt ist; sie ist daher leicht zu fassen und braucht kaum geschrieben zu sein, kann sie leicht in allen, die eine Autorität auszuüben haben. In den frischen Epochen ist sie verzweigt; sie wird zu einer Wissenschaft, die nur wenige fassen, und gelangt dahin, daß es der Spezial-Wicht für sie bedarf; ihre besten Ausleger sind die Gewandtesten, nicht die Tugendhastesten; denn Willigkeit und Gerechtigkeit gelten für ganz verschiedene Dinge. Kurz: in organischen Epochen ist der vollkommenste Dichter Dichter, reicher dem Stand, die Beziehungen, das Gewissen des Angestellten am besten frant; in frischen Epochen ist es Dergenige, der, am meistens unbekannt mit seinem Leben, seinem Thun und Treiben, die Verhügungen des Gesetzbuches mit gänzlicher Unparteilichkeit darauf antreten kann.

Diese Parallele zwischen der Gesetzgebung und Regierungen organischer und frischer Epochen reicht hin, um die

Gesagung und die Magistratur der organischen Epoch, die man die St. Simonistische nennen kann, auf eine verständliche Weise zu bestimmen.

Die Erziehung wird einfach seyn; es ist brinckt unmögl, es zu sagen, da bereits die Weise getroffen ist von der Erziehung, die der reichen Quelle gleichlicher Streitigkeit. Sie wird leicht zu fassen und zu befolgen seyn; denn der gesellschaftliche Zweck wird ja von allen gefaßt und geliebt. Alles, was darauf abweicht die Entwicklung der Gefühle, der Einsicht, der Kräfte zu begünstigen, ist Zugest; alles, was die Entwicklung aufhält, ist Hass. In jeder Klasse der Gesellschaft wird jedes Individuum seine Löwen zu seinen Mänteln haben — diejenigen, welche sich am besten darauf verleihen, als Umstände seiner Handlungen zu würdigen. Endlich wird auch die Erziehungsgesetzgebung in ihren Formen bedeutlich gesäubert seyn; sie wird kein anderes Ziel verfolgen, als Menschen, welche sich von den, durch die gewöhnliche Erziehung angebrachten Bahnen entfernen, einer besseren Erziehungswise zu unterwerfen.

Dirk letzten Betrachtungen über die beiden großen Zweiel gesellschaftlicher Ordnung, enthalten den Grundsatz des Bedürfniß eines höheren Genußes für die von der Erziehung empfohlenen, von der Gesagung verordneten Lehren. Wer aber werden diejenigen seyn, welche das Geschäft übernehmen, die Unterweisung zu leiten? Wer diejenigen, welche den Auftrag erhalten, die Weise zu unterrichten? Wen kann wird ihr Mandat betrüben? Welches wird ihr Charakter seyn? Welches ist Stellung in der gesellschaftlichen Hierarchie? Welcher Art wird endlich diese Hierarchie seyn, die man sich nur als den Abschluß der ganzen

Gesellschaft, ihrer Strukturen und ihrer Konzeptionen bedenken kann?

Alle diese Fragen können ihre Lösung nur in der einen unermesslichen Problematik finden, welche sich in nachfolgender Gestalt darstellt: Hat die Menschheit eine religiöse Zukunft? und im Bejahungsfalle: darf die Religionen sich auf eine bloß individueller Betrachtung beziehen? darf man sie nur als einen inneren, in dem Ganzen der Geist, im Inneren-System eines Lebens vereinigten Gedanken, ohne Einfluß auf seine gesellschaftliche Handlungen, auf sein politisches Leben, aussäßen? aber muß diese Religionen der Zukunft sich nicht vielmehr manifestiren als der Ausdruck des Kollektiv-Gedankens der Menschheit, als die Synthese aller ihrer Konzeptionen, aller ihrer Arten des Segens? Muß sie nicht Platz nehmen in der politischen Ordnung und diese gänzlich beherrschen?

Die St. Simonische Schule hat das Problem in ihrerseits legigern Sinne gelöst. Allein im Kampfe mit einem Jahrhundert, das den religiösen Ideen eben nicht günstig ist, hat sie die Besangenheit des Geistes berücksichtigen und eine große Zahl ihrer Schüler verloren müssen zur Bekämpfung der Argumente, welche sich wider eine Prüfung dieser Vital-Gragen auflehnen, gerade als wären sie schon längst und für immer entschieden. Sie hat sich angelegen lassen, folgende Punkte ins Klare zu legen: Die Religion, welche den allgemeinen Charakter unserer Epoche, wie den aller früheren Epochen, bildet, ist nur das Erzeugniß der Materialien, welche sich entzweigt haben gegen ein verelbstete, unverhohlen gewordenes Regen, und gegen die Institutionen, welche dasselbe realisierte. Zu einer andern We-

gierung ist sie nicht weiter, als der Ausdruck der That, daß der Mensch bei Betrachtung des Universums und seines eigenen Daseins, zwar aufgehort hat, darin Ordnung, Harmonie und Einheit wahrzunehmen, daß aber die Menschheit, vermöge ihres Wesens, unablässig nach einem neuen Ordnungs-Gebau den strebt, und daß, von dem Augenblick an, wo sie sich derselben bemüht hat haben wird, ihre Süßigkeit zur Stilleinheit entschieden ist; weil Ordnung, Harmonie und Einheit nur die verdeckten Stofftheile eines religiösen Gebauens sind. Zudem die St. Simoniische Schule hervor auf das Zeugniß der Wissenschaften prahlt, welche, der gemeinen Meinung zufolge, gegen jede Theorie dieser Gattung aussagen, pricht sie, daß die Wissenschaften, vermöge ihres Gegenstandes, so wie vermöge ihrer Art der Erforschung, ja sogar vermöge ihrer Maßprüfung, sich der Grundlage jedes religiösen Gebauedes: Gott und ein Plan der Vorsehung, zur Seite stellen; daß sie folglich, weit davon entfernt, ihrem Wesen nach atheistisch zu sein, mit man gewöhnlich annimmt, und wie selbst Gelehrte, seien sie nur Zöglinge der französischen Philosophie sind, es zu glauben pflegen, ihre Quelle in einer tatsächlich religiösen Theorie haben, und ihrer ganzen Wahrheit in derselben finden, namentlich darin, daß in der Bekleidung der Phänomene Stetigkeit, Ordnung und Regelmäßigkeit ist; daß endlich die Wissenschaften, indem sie scheinbarlich die Gesetze entdecken, welche das Universum regieren, einen immer beständigeren Begriff von den Plänen der Vorsehung geben, und daß man in diesen Plänen von ihnen sagen kann, daß sie Gottes Ruhm verhündigen.

„Stein,“ ruft die St. Simoniische Schule auf, „die

Wissenschaft ist nicht bestimmt, die einzige Prinzipien der Religionen zu sezen, und ihr Domäne unzulässig im engeren Sinne einzuschließen, um sie zulast gänglich daraus zu vertreiben; sie ist, im Gegenteil, berufen das Gebiet der Religionen auszubreiten und es zu verstärken, weil jeder ihrer Schriften damit endigen muß, dem Menschen eine größere Idee von Gott und von dessen Plänen mit der Menschheit zu geben. Und ist dann dies nicht schon empfunden worden von den aufgeklärtesten Trägern der Wissenschaft, und sogar von Deinen, Deinen Spur zu folgen die Gelehrten unsrer Tage sich zur Ehre reden? Blickt auf Newton, der sich bis zum Gedanken der Gravitation erhebt, und sich bewußtig brügt vor dem Gott, dessen Willen er entdeckt hat! Wissenschaft repliziert, wie er, in einer Spanne voll Begeisterung, Gott dafür dankt, daß er ihm die Einfachheit und die Größe des Plans, meenaß der Mechanismus des Universums beruht, gesäumt hat! Wissenschaft endlich Leibniz, nach de Maistre's Ausspruch der größte Mann in der Dekoration der Wissenschaft, wenn er erklärt, daß er auf wissenschaftliche Arbeiten nur in sofern einen Werth legt, als sie ihm das Recht geben, von Gott zu reden! Dies alles beweiset, daß die Wissenschaft sich nur hält, um sich der Religionen zu nähern, und daß die wissenschaftliche Eingebung, auf dem höchsten Punkte der Qualität, sich mit der religiösen Eingebung vermengt."

Eine teilbare Verfolgung dieser Lehre würde zu viel Raum beanspruchen; wir schenken also der dogmatischen Auseinandersetzung zukehrt.

Die Weisheitsbegier eines religiösen Handels verläßt beständig, und sich auf die Annahme der positiven We-

thebe auf geschichtliche Thatache beziehbar, untersuchen die Cr. Dimensionen, ob, bei jeder großen, von der Menschheit ertragmen Revolution, das religiöse Gefühl in seinen Ueberwindungen sich vergrößert aufgezählt und verstärkt habe, bzw. ob für die Zukunft eine Zunahme vermuten lasse, oder ob, im Gegenteil, seine Widerständigung zu dem Glauben berechtiger, bzw. ein günstiges Erleben für dasselbe eintritte werde?

Vergleicht man die drei allgemeinen Zustände, welche die religiöse Entwicklung der Menschheit bis auf den heutigen Tag in sich schließt, d. h. den Polytheismus, den Monotheismus und den Monothéismus (den letztern in seinen beiden Phasen, Judentum und Christentum genannt, aufgesetzt); so macht man leicht die Entdeckung, daß das religiöse Gefühl allmählig eine immer größere Wehrsamkeit gewonnen hat durch die Gieße, welche es in der individuellen Christen und durch seinen gesellschaftlichen Werth einnahm. In der That, wenn wir es aus den ersten Gesichtspunkte studiren, so finden wir, daß das religiöse Band sich anhaltend verstärkt hat durch den Fortschritt der Sicht und Verachtung des Menschen gegen Gott und durch die zunehmende Universalität des Dogma vom zukünftigen Leben. Im Standpunkte des Polytheismus ist der Fortschritt religiösen Glaubens nicht minder erweisen durch die Macht der Aggregation, welche täglich beträchtlicher wurde; dies beweigt die Vergrößerung der auf einander folgenden Mittelpunkte der Weltgesellschaft, als da sind: Familie, Stadte, Nationen, Kirche, entsprechend den auf einander folgenden Dogmen des Polytheismus, des Polytheismus und des jüdischen und christlichen Monotheismus. Diese Theorie gestattet,

folgert die Schule St. Simon's und ihrem Gemüthe, daß, in der heutigen organischen Epoche, die Religion bestimmt sei, einen neuen, einen unerreichlichen Vortheil zu machen, nämlich als Heilige der Menschheit, welche sie in der Vergangenheit, von einer organischen Epoche zur andern, in der heutigen Beziehung ihrer gesellschaftlichen und individuellen Werthd gemacht hat. Sie vertheidigt also, daß die Menschheit eine religiöse Zukunft hat; daß die zukünftige Religion gesättigter und mächtiger sein werde, als die Religionen der Vergangenheit; daß ihr Dogma die Spurtheit aller Gedanken und aller Empfindungen des Menschen, daß folglich die politisch-gesellschaftliche Institution, in ihrem Gange aufgerichtet, eine religiöse Institution sein werde.

Gegenstand des angekündigten zweiten Bandes wird die Darlegung des St. Simonistischen Dogma und der zugehörigen Institutionen seyn, welche dasselbe realisiren soll. Ohne den Inhalt dieses zweiten Bandes vorweg zu nehmen, wollen wir einer nunmehr Bekanntmachung der Schule eine Art des christlichen Dogma entlocken, welche uns Voraus einiges Licht werfen kann auf das neue Dogma, das seine Pflicht auszufüllen bestimmt ist *).

„Indem die Kirche in Gott einen reinen Geist verfüngte und die gesamte Materie gänzlich von seinem Wesen sonderte, präget sie dem Menschen, in dem wiedlichen Zustande seines Dogmas, als verhindert durch die Bande,

*) Von der St. Simonistischen Religion. Dieses Werk ist für die Theologie der religiösen Schule gerichtet. Im Bureau der Organisation.

welche ihn von dem Tropf aller Vollkommenheit entfernt hielt. Doch mehr: sie bewahrte in ihrem Dogma einen unverkennbaren Urtheil morgmündlicher Philosophie, welche die Welt als die Schaubühne eines unaufhörlichen Kampfes zwischen zwei Prinzipien dargestellt hatte, von denen das eine das gut, das andere das böse war. Wiesoß die christliche Theologie das böse Prinzip zu einem untergewordnen herabgesetzt hatte, so ließ sie ihm doch eine sehr freie Entwicklung; und was am meisten auffallen mußt ist, daß für ihnen ganz beständig die Materie zum Demn angewiesen hatte. „Das Fleisch ist die Sünde,“ sagt der heil. Augustin. Wie das Evangelium hierüber urtheilt, erkennt man am vollständigsten aus der Biele des Versuchers, der, indem er auf die Freiheit der Welt und auf die Schöpfung der Seele hinnimmt, zu Christus sagt: „Dies Fleisch ist mein, und dieses Fleisch will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.“ Fügt man zu diesen beiden Haupt-Ideen, dem Daseyn eines rein geistigen Gottes und dem Daseyn eines bösen Prinzipi, das sich vor allem durch die Begierde der Materie zu erkennen giebt, das alte Dogma von dem Sündenfalle hinzus, daß die Sünden auf dieser Erde als nachrechnig und unabreißlich dargestellt bestimmt seien: so befindet man sich in dem Gesichtspunkte, und verliert man die Richtung aller Schriften der christlichen Kirche am leichtesten begreift.“

„Da Gott ein reinster Geist war: so wurde jede Ver-
vollkommenung in der materiellen Ordnung für etwas un-
abgegrenztes gehalten. Da das böse Prinzip die Materie
zum Demn erhalten hatte, so galt der Zweck an ma-
teriellen Geschöpfen nicht bloß für etwas Schlechtes, sondern

sager für etwas Dreierfaches in Beziehung auf den Menschen. Da endlich der Schmerz die gerechte Strafe eines vorangegangenen Geichtes war: so nahm der Mensch das Übel an und unterwarf sich denselben, vielleicht sogar mit Freude, außert darin die Bedeutung eines zu machenden Geichtes wahrscheinlich, um durch sein eigenes Werkzeug zu einem besseren Zustand zu gelangen.“

„Die Kirche vervollkommenete die Gefühle, entwidelte die Sympathien; denn ihr Gott war ein Gott der Liebe und sie hatte Freude. Die Kirche freute sich auch vor, die Menschheit zu bearbeiten, doch auschließlich in Umgang auf die Phänomene des Geistes: sie hatte Theologien, welche den Menschen nach seinen intellektuellen Fähigkeiten und in seinen Beziehungen als geistiges Wesen zu Gott, zu seinem nächsten Gottesdienst. Da diesen beiden Ordnungen von Arbeit hat die Kirche der Welt unermessliche Dienste geleistet; was aber die Vervollkommenung des materiellen Menschen betrifft, so hat sie sich darin nie befaßt, zum wenigsten nicht auf eine direkte und anhaltende Weise. So hat sie z. B. nie einen beständigen Körper organisiert, welcher die Bestimmung gehabt hätte, Geichter in dieser Richtung zu veranlassen oder zu vollenden. Eine solche Institution würde dem Gangen ihres Systems allzu sehr entgegen geworfen sein; und die Ohnmacht der Menschen, welche die Jesuiten in dieser Hinsicht gemacht haben, bestätigt nur unsere Verdachtungen.“

Zu ihm wir auf diesen, dem Christentum gemaßigten Protestantismus einige Folgerungen für die Zukunft!

Gott wird nicht ein reiner Geist seyn; er wird aber auch nicht materiell seyn, wie die heidnischen Gottheiten;

er wird das Ganz des Universums unter seiner gebspaltenen Manifestation als Geist und Materie umfassen. Das Wahr, nachdem es sein geistiges Daseyn eingebüßt hat, ist nicht rechter, als die Eintrübung des zu machenden Gottes geworden. Die Idee, daß Gott sein vollkommenes Geschöpf habe schaffen lassen, wird ersezt werden durch den Glauben an ein früheres Gottesreiten, vollzogen durch die Anstrengungen der Menschen und nach dem Willen einer stets wehmvollraben Gerechtung.

Diesem unendlichen, universellen Gott, welchen die Menschheit in ihrer höchsten Gestalt repräsentiert, entspricht die politischs Verwirklichung einer universellen Vergesellschaftung; diesem Begriff eines Gottes, welcher alle Manifestationen des Geystes umfasst, entspricht die Rehabilitation der materiellen Arbeiten und der Gemüte der seltenen Ordnung, von denen das Christenthum die einen herabwürdigte, die andern preislobte.

Diese Andeutungen, welche keinen andern Zweck haben, als die Wichtigkeit der in dem zweiten Theile verhandelten Gegenstände fühlbar zu machen, sind hinreichend, zu zeigen, daß, wenn die St. Simonianer sich mit Theologie befassen, es zu seinem andern Zweck geschieht, als daß die Theologie sich in eine Politik auflösen soll, und daß sie auf Theorien nur in so weit einen Wert haben, als sie zur Praxis führen. Es sind Menschen, welche fast alle einen thägten, zum Theil sogar gefährlichen Anteil an den positiven Anstrengungen politischer Erneuerung genommen haben; und erst nachdem sie von den Erfahrungen und von den Erfüllungen aller ob-

stufungen durchfurchten. Soeben nach allen Richtungen hin
erschöpft hatten, fühlten diese Männer die Notwendigkeit
einer allgemeinen Sache, welche alle Freizeit phantasie-
reicher, intellektueller und industrieller Tätigkeit unter ein-
ander zu verbinden bestimmt ist.

Heber

Großbritanniens nächste Zukunft.

Und im Jahre 1829, unter der obersten Leitung des Oppos. von Wellington, die Emancipation der Katholiken zu Stande kam, leuchtete allen Hellsehern ein, daß die seit vielen Jahren gesuchte Parlaments-Reform nicht immer ein frischer Bausch blieben würde. Denn auf dem gesellschaftlichen Gebiete Englands war der Schlüsselstein gegen zuweben, und wer den innigen Zusammenhang kannte, wovon die Privilegien der anglikanischen Geistlichkeit mit den Privilegien der herzogl.-königl. Englands standen, konnte mit der größten Sicherheit vorhersagen und verherrgeln, daß, nach der eisigen Erschütterung, welche die ersten durch die Emancipation der Katholiken gesät hatten, die letzten nicht unangefochten bleiben würden; worauf dann ganz von selbst diejenige Verherrlung folgte, welche durch Parlaments-Reform aufgerichtet, ein anderes Ziel verfolgen konnte, als jenen Verlust der Grundlichkeit aufzuheben und die Berechtigungen einer Versammlung von ehrlichen Gelehrten einen Interesse unterzuordnen, das bis dahin nur allzu sehr verlaunt worden war; nämlich das National-Interesse.

Ein Blick in die nächste Vergangenheit wird nicht wenig zur Erklärung der ganzen Erscheinung beitragen.

Im Herzen der Völker ist nichts gewöhnlicher, als daß die Bindungen verlaunt werden, unter welchen man eine

große Rolle gespielt hat. Nicht selten sind diese auf eine unerträgliche Weise verschwunden, während man in dem Wahne festhielt, es sei noch alt, wie ehemals, und für die Behauptung gewisser Praktitionen kommt es nur darauf an, daß man den guten Willen habe, diese Behauptung durchzuführen. Und Europa, das bis zur Verherrnung Napoleons Monarchie nach St. Helena bestand, und das neue Europa, das sich seit sechzehn Jahren entwickelt hat, wie wissenschaftlich sind beide von einander verschieden, und wie stark hat diese Verschiedenheit auf Großbritannien zurückwirken müssen! Das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch in dem ausschließenden Besitz des Vorraths, das sogenannte europäische Gleichgewicht zu leiten, sah England sich im Jahre 1815 durch die Entstehung der heiligen Allianz plötzlich um jenes Vorrath gebracht, ohne daß es in seiner Macht stand, auch nur das Mindeste an seinem Erfolg zu verhindern. Dieses aber war noch auf einem andern Wege aufs Wesentliche modifiziert worden. So lange die portugiesische Halbinsel im Besitz reichsäugiger Kolonien war, reichten der Besitz von Gibraltar und die Schutzherrschaft, welche das Kabinett von St. James in Lissabon ausübte, hin, um, gegen einen geringen Aufwand von Kraft, das Vordringen des spanischen Amerika's und Großbritanniens auf England abzuhalten; und was man mit voller Weisheit sagen kann, ist, daß die Brittheit, wenn es diese Verdurst in sich aufnahm, die Hauptquelle seiner Niedergänger war. Was ist davon übrig geblieben? Allen Erwartungen entgegen, haben die amerikanischen Kolonien sich von ihren Mutterländern losgerissen; und da sie ihrer Unabhängigkeit nur unter der Bedingung behaupten konnten,

daß sie sich zu Opferkammern eines freien Vertrages mache-
ten: so war die Idee eines Handels-Monopols, so wie sie
bis dahin gegolten hatte, in ihrem Fundamente erschüttert.
Daher Englands verlustreiche Handelspolitik. Ein Ge-
prugniß der Stock, was sie eigentlich waren, sollten sie jetzt
für etwas Besseres gelten; allein, was Weltüberlegenheit
herbeigeführt haben, giebe sich vergleichlich den Anstrich der
Zugend und des freien Entschlusses; jetzt aufmerksame
Beobachter der Ereignisse in den ersten fünfzehn Jahren un-
seres Jahrhunderts müste genau merken er war. Den
alten gesellschaftlichen Zustand Europas zu erhalten, hatte
England die größten Opfer dargebracht, und daraus war
eine bis dahin beispiellose Verschuldung entstanden. Diese
Verschuldung so gewachsen zu bleiben, daß sie im Wett-
fall nicht vermehrt werden könnte: dies, und nichts an-
deres, war die Ursache, welche Englands Staatsmänner
nach dem preulichen Pariser Frieden zu leben hatten; und was
bis zum gegenwärtigen Augenblicktheil zur Verminderung
der Staatschuld, theil's zur Weltaufung der gesellschaftlichen
Kräfte geschehen ist, darf als von einem und ausschließlichen
Gebundem Syntesisen betrachtet werden. Nur sehr allmäh-
lig ist man also zu der Überzeugung gelangt, daß ein po-
litisches System, das eine Entwicklung besonders günsti-
gen Umständen verleiht, jetzt, wo diese Umstände ver-
schwunden sind und nirgends wiederkehren können, nicht län-
ger fortdauern kann. Diese Überzeugung nun ist das, was
der Vorsatz einer Parlements-Reform zum Gewande liegt: der,
der in sich selbst nichts weiter ist, als eine eukhemistische
Benennung, unter welcher man die Wahrhaftigkeit einer
günstlichen Umständerung aller Dessen verbirgt, was bis auf

Dieß Zeit den gräulichen Engländer zu dem Glauben brächtert, die Verfassung seines Landes sei das Vollkommenste, was jemals im Geiste organischer Entwicklung zum Vortheile gekommen.

Dass die große Menge Maßregeln billigt, von welchen sie sich eine Verbesserung ihres Zustandes verspricht, liegt so sehr in der Natur der Dinge, daß man sich darüber niemals wandeln darf. Die bisherige Organisation der britischen Gesellschaft könnte also schliesslich und unvermeidlich gewesen seyn, ohne deshalb dem Schicksal zu entgehn, daß ihr dadurch beversicht, daß man ihre Verhältnisse abhängig gemacht hat von dem Urtheil der jährlinichen Klasse, die in allen Ländern und unter allen Himmelsstrichen stets die bedeutungsvollste gewesen ist. Was eine Parliaments-Reform notwendig macht, wissen gewiß nur sehr wenige Engländer; in Wahrheit um so weniger, je mehr jeder Einzelne in dem System besangen ist, dem er seine ganze Entwicklung verbannt.

Zu diesen Wenigen aber gehört der Urheber eines Schreibens, das der jetzt regierende König, Wilhelm der Werte, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung ertheilt. Sein Name ist nur in so recht bekannt geworden, als er sich durch „Veritas“ unterschrieben hat. Wer er auch immer seyn möge: seine Ansichten rathen den Gedanken des gesellschaftlichen Zustandes in England verbreiten von allen Denkern gelassen zu seyn, welche die plägliche Percepcion des dreijährigen Parliaments und die unmittelbar darauf erfolgte Auflösung derselben ausschliesslich gewiss gesunden haben, um daraus zu folgern, daß die Siet an die Wurzel gelegt sei, und daß es sich seetum um die Frage handle,

wie tief von Großbritannien's höchster Eigentümlichkeit noch Jahr und Tag übrig geblieben seyn werde. Dies nun ist es, was uns bestimmt, den Inhalt jenes Schreibens, welches in der Zeit, wo es erst bekannt wurde (d. h. unter dem Namen, welcher die Übersetzung der Nachricht aus Frankreich begleitete) fast unbeachtet blieb, hier mitzuteilen.

„Gere!“ — so beginnt der Unsägbar — „Oz. Majestät haben den Thron dieser Weise in einem Augenblick besiegt, welcher der günstigste seyn könnte für einen Monarchen, denn die Wohlfahrt seiner Untertanen am Herzen liegt, und der selbst der Schöpfer ihres Glückes zu seyn traut. Die Regierung des jüngst verstorbenen Gouverneur gezeichnete sich vor allen andern durch den Ruhm singulärer Kriege aus. Jedoch eine trügerische Anerkennung unsäglicher Ehre harrt noch bei Schnitterd: — ein unglaublich schleses Ziel des Krieges eröffnet sich Oz. Majestät. In der gegenwärtigen bedeutungsvollen Krieß findet sich das Land unter so besonderen Umständen, daß es in der Macht eines Individuums — wenn auch nur eines Einzigen — steht, fast ohne Anstrengung, sicherlich ohne Opfer, der Bevölkerung Wohlthaten von unbeschreibbarem Umfange zu vertheilen, und den Grund zu dauerndem National-Glück zu legen. Braucht ich erst zu sagen, dies Individuum sei der König? Die erhabenste Eigenschaft der Weisheit ist unfehlig ihre Weisheit — der Wille und die Macht, zu begleiten. Gere! Gere! besitzen diese Macht; sollte der Wille nicht schließen, so werden kommende Zeiten Oz. zunächst dem gleichen Urtheil aller Gegens, als Gnader ihres Glückes betrachten, und Wilhelm der Wohlthüter wird der Beiname seyn,

mit welchem die Rauheit Ihr Unheben segnet und probst wird.“

„Die Konstitution dieses Landes gibt vor, eine repräsentative zu segnen. Jedermann ist jedoch gegneidetig überzeugt, daß die Majestät bei segnenden populären Zweigen der Regierung von einer kleinen Anzahl Paars und großen Grundbesitzern ernannt wird. Die Beschlüsse bei Haushalt der Gemeinen, aber die Resultate einer allgemeinen Wahl für die Ausübung der National-Stimme hinsichtlich des Verfahrens der Regierung zu halten, ist eine anerkannte Unzutrefftheit. Der einzige Zügel derjenigen, in deren Händen die Macht wirklich ruht, ist ihrer Verantwortlichkeit, die Erhöhung des Wohlts zu einem Grade zu begrenzen, welcher eine eifere und unerschöpfliche Revolution veranlassen könnte. Abgesehen davon, gibt es keinen Raum für die Selbstsicht großer Familien, die in der Wirklichkeit mit den Gemeinen erwähnen. So hat wenigstens die britische Konstitution seit dem letzten Halbjahrhundert, aber noch länger, gewirkt.“

„Und dennoch episirt, wie lange es auch geschlummert haben möge, ein Elementar-Prinzip dieser Konstitution, frödig genug, um die selbstsicheren Kombinationen der Mächtigen zu verhindern, und die Sache der Freien zu verschütten. Dieser Krim glocklicher Macht liegt in der Königlichen Prerogative, die Mitglieder der Regierung zu ernennen. In einer beschränkten Monarchie ist nicht weiter beschränkt, als die Macht des Souveräns, Wohl zu thun; seine Macht, Gute zu thun, zu beglücken und zu retten; sein Wohl den Bedürfnungen einer kleinen und beschränkten Aristokratie zu entsprechen, die Sanktifikus der Freiheit zu

hemmen, die National-Schäfquellen sparsam zu benutzen, den Gewerbsflug zu ermuntern, die Rechtspflege zu bestreben und zum allgemeinen Wohl zu vertrauen: — zu diesem Zweck sind seine Wollnachten unbegrenzt, aber doch nur durch die Natur der Dinge beschränkt. Jahre lang hat die wohlthätige Gewalt des Königsreichs im Schlaumir gelegen, vor Unthätigkeit bestochen durch die Thäuschung der dem Wolfe abgenommenen Reute mit der Aristokratie. Galt es indes daß Ende dieser schmäblichen Verabredung einmal getötetten seyn, sollte der Monarch sein Gemüth in die Schale der Nation werfen: unvermeidlich würde altham das Streben zum Wessen werden, reich und unendlich seine Werke von Ruhm und Danckbarkeit seyn. So nur können wir dem grausamen Wechselschlag zwischen einer Oligarchie von Unstreitern einerseits, und einer revolutionären Erstürmerung andererseits, entgehen. So kann das Schicksal dieses großen Reichs, von welchem vielleicht das Los der ganzen zivilisierten Welt abhängt, sich günstig rütteln. "

"Wer fragt es zu längen, daß eine große Umwandlung, ob sie zum Bösen oder zum Guten, nahr, bewirkt? Wer mag bestreiten, daß eine solche Umwandlung notwendig ist? Seit 15 Jahren genoß Freiheitseintritt der Orgnung des Friedens. Segnung sage ich. Wehl hätte es eine seyn sollen. Über ist es eine gewesen? Verfindest du, nach dem Ablaufe von 15 Friedensjahren, nicht alle großen Interessen des Landes, alle herverheimgesunden Kläffen, die ganze Mass' des Wolfe, in einer weit schlimmeren Lage, als nach der Beendigung eines langen und verderblichen Krieges? Stimmt die Staatsfahne nicht somit

schieden ab? Schwindet nicht der Dank? Vermindern sich nicht Verdienst und Verglehn? Sind die armen Great-Britannians nicht verarmt, und die von Pestilenz nicht in Gefahr, vor Hunger umgekommen? Ist es nicht allgemein anerkannt, daß unsre Gesetze eine tödliche Verwirrung gleich seien und ein Gewebe von Unge-
tümlichkeit bilden? Und ist nicht, um alles in Allem zu sagen, die Nation unglücklich? Ohne unsrer außerdurchsichtigen Weisheit zu berücksichtigen, die vielleicht eine eben so betrübende Schilderung gestattet, ist nicht dies unsre Enger, nach 15 Jahren ununterbrochener Weise zur Beweitung der unentzüglichsten Hilfsquellen bis jetzt wohlha-
benden, gewerbsähigen, fruchtbaren und erfindungsfreichen Welt? u

In einer flüchtigen Übersicht berüthet der Verfasser nunmehr das, was in jener Zeit geschehen ist. Er weiß nicht weiteres aufzuzählen, als die Emanzipation der Sklaven, die schon vor 30 Jahren zugleich mit der Union hätte beschlossen werden sollen; einige wenige Verbesserungen der Kriminal-Gesetze, während der größte Theil derselben anerkannt ungenügend ist, und das gesamme Zivil-
Recht eine Masse von Unzinn und Ungerechtigkeit bildet; endlich einen Erlass des romanischen Betrages der Einkommen, während die gleichzeitigen Gesetze hauptsächlich den Geldum-
laufe, die reichliche Steuerlast ungeliebter vernichtet haben. Wen hier geht der Verfasser zu dem über, was da hätte geschehen können, nicht ohne eine Menge von Gegenständen unzufrieden zu machen, in welchen er beweist, daß Regie-
rung und Regierungskunst dem rechten Verthilf der Sache schne-
ckenfisch entgegen gehandelt haben.

„Gehen wir! — so führt er mülich fort — „zu ihm über, was noch geschriften kann. Sollte das gegenwärtige System zerstören, sollte wieder der fundhafte Prozeß einer Revolution, nach die wilde und göttelgleiche Daseins-
schaffung der Prærogative eine Stabilis-Veränderung erzeugen: so würden abermals 15 Jahre, selbst wenn der Zufall und eine so lange und unwahrscheinliche Heribauer des Trium-
bund gestaltete, vorübergehen, und was im ersten, aber
vielleicht in einer unendlich schlimmeren Lage prüfassen,
weil, während andere Nationen rasch fort schreiten würden,
bei Europa selbst ein Rückstritt wäre. Das System des
Gliedms und Stospend, der Palliativ-Mittel und Nachbe-
helfe, das Gewohnenlassen der Dinge — das System der
stets geschwätzigen Prinzipien, der schrecklichen Gemeinschaft,
der Veränderung von Zeit und Wert mit Erneuerung und
Wiedererneuerung jämmerlicher und unsammlerhafter
Eigenschaften oder abgeschmackter Kleinigkeiten — wird die
Täthigkeit des Parlaments 15 andere Sessonen hindurch
beschäftigen; die Kraft, die Energie und das Talent dieses
bewundernswürdigen Werks werden, nach wie vor, abprallen
im vergößlichen Anklampe gegen lästige Hindernisse,
die sich dem Zweck des künftigen Gemeinschafts entgegenstellen.
So wird unsere Laufbahn fertiggehen, bis endlich irgend eine
Kombination von Umständen den augenblicklichen Schluß-
punkt führen wird, welcher jetzt die bösen Seitenwassen des
Wunschkönigreichs einreißt. Lage der Wahrheit und des
Kampfes, der Glücksgegners und der Freien werden zu-
rückkehren, die goldene Gelegenheit, die immer Wohlfahrt
und das Heil des Landes zu sichern, und wirkliche zu gleich-
zeitiger Zeit das Wohl der gesamten Welt, wird unternutzt

berübergangen seyn, und die Herrschaft der Rath und der Verwaltung, begnügt von aufkünstlerischer Ausstattung und überbordender Eleganz, wird abermals eine dominierende Gewalt über das Menschen geschlecht erringen."

In dem Menschen allein erblickt der Verfasser die Wohlfahrt aller tiefer Urtheil. Von ihm erwartet er, daß er den Dingen seiner Wahl eine nationale, nicht eine parzifale, eine umfassende, nicht eine engherige und manelimitante Politik vortheilen werde. Die Maßregeln, nicht die Menschen will er bei der Bildung des Ministeriums berücksichtigt wissen. "Wir bedürfen," sagt er, "einer Veränderung des Systems, nicht bloß der kramatischen Personen. Wenig und einfach sind die Maßregeln, die das Interesse des Landes erhöhlt; sie liegen auf der flachen Hand und nur die Einsicht des Menschen, Ehrgeiz und Hartnäckigkeit, hat sie überschreiten können." Erne fremmen Wünsche faßt der Verfasser gleich in sechs Hauptpunkten zusammen. Es sind folgende: 1) Reichliche Revision des Geld-Systems, um die herausbringenden Klassen vor der Entfernung ihrer Herrschaft zu beschützen, und den vertheillichen Schenkungen einen dauernden Wohlstand und reichlicher Noth vorzubringen. 2) Krisen unserer ständigen Politik, mit Verminderung der Einfuhrungstaxe und Ausschaltung bestreitigen Elementen auf Freiheit und reicher Materialismus, welche die Produktion hemmen, und daher die Quelle aller Stürme verlegen machen. "Unsere Finanzen," sagt er, "haben die Industrie befreit, so wie wir in den freihaltenen Woden gelegt sind; sie haben die Hand, welche die goldenen Türr liegt, geschlossen, ihre Machtung geschränkt und sie durch Unterdrückungen erschöpft, nach ihrem

Geiste zu hasten, nach als er erzeugt ist. Es ist nicht unvorschrifthaltsch, daß sie unter ihren Händen sterben dürfe." 3) Eine allgemeine Erleichterung hinsichtlich der geistlichen Zuchten. 4) Reform in der Verwaltung der englischen Armengesetze und Verschwendung derselben nach Irland, so wie der Entwurf eines Plans zur Verschung von Armen der arbeitenden Klasse und überzähligen Ge-graden, wie sie dem Staate zur Last fallen, nach demge-richtigt, wo ihre Anzahl gering ist und die Arbeit leichter werden kann. 5) Umgestaltung unserer Zivil- und Criminall-Gesetze durch allgemeine Einführung britischer Gerichtshöfe, um eine billige, schnelle und wirksame Rechts-pflege bereits zu führen. 6) Die Reform der Jagdgesetze, die, bei ihrem jetzigen Stande, das Verbrechen des Wildschlachtens erzeugen, das wiederum durch sein böses Beispiel und seine Bestrafung andere Verbrechen nach sich zieht. Der Verfasser möchte außer diesem noch die Reform des Parlaments genannt haben, die bisher die nachthei-lige Verluste jedes andern Staates zu seyn schien. Er gewisst jedoch nicht, daß der König, auch unter den ge-gebenen Umständen, ein zur Errichtung jener Wünsche gewünschtes Ministerium finden könnte, verhindert durch die ein-heitliche Unzufriedenheit des ganzen Landes im Stande seyn werde, dem fahrlässigen Widerstande jener antinationalen Ra-balde Drey zu bieten. Allhann, meint er, würde sich eine Reformation der Legislatur bei füllerem Blute erzwingen lassen.

"Gott zu" — so schlägt der Verfasser — "diese Wünsche erreicht werden und der Himmel Ew. Wagners besinnt auf der Mutter einer liebenswerten und dankbaren Ma-terie entrichten: so würde ein glänzendes Eide Ihrem Grabe

zurückzunehmen, ein Prinzipiat für die Nachreise, welche das
Studenten des Unterrichts von Großbritannien, Willkomm des
Wohltätigkeits, ehen wird. In aller Demuth und im ehr-
lichen Vertrauen, daß ich durch Einreisung auf diese rech-
haft wahrliche und Königliche Petition, nur den Eingang
Meiner königlichen Weisheit und Weisheitlichkeit vergrößere,
wage ich, trotz des Spruchs, daß die Weisheit nie zu den
Ohren der Könige bringt, mich zu unterschreiben sc.^m*)

Was wird Schreiben am meiste ausdrückt, ist, daß
der Kurfürst desselben die königliche Privilegur zum Aus-
grund aller der Hoffnungen oder fremden Wünsche gemacht
hat, welche er im Erziehung auf Englands Zukunft um-
trahlt.

Gab es dann etwa einen Zeitpunkt, wo diese Weis-
heit entweder gar nicht da war, oder nicht in Anspruch
genommen werden durfte?

Wur die letztere Vermischung bloße willkürliche Szen.

Es ruhet seit dem Jahre 1660, wo Wilhelm der Gute,
von der Normandie aus, England eroberte, nicht auf der
Entstehung, noch auf der Ausbildung des britischen Par-
laments, ein so unbedeckliches Geheimniß, daß man
nicht genau angeben könnte, auf welchen Wege und unter
welchen begünstigendem Umständen die Rechte dahin gelangt
sind, daß Königthum zu beherrschen. Nur den Schein und
Schimmer desselben haben sie dem Könige übrig gelassen,
während sie alles Recht, das sich in der Regel daran
hängt, für sich behalten haben. Diese Forderung nehmen also

*) S. Nr. 213. in der Württembergschen Staatsbibliothek
von 1520, auf welchen das Schreiben entlehnt ist.

in ihrer Eigenschaft als Herde, und aber daß von Höchstheit im Wiedersetzen die Stede ist, eine extreme Summe in Einschüren, in Gehalten, Pensionen und Gratifikationen auf Kosten der Nation, d. h. auf Kosten der herzoebringenbaren Klasse verweg; und rechnet man noch daß hingegen, was sie an Macht, an Ansehen, an gesellschaftlicher Wichtigkeit verfügt haben, so muß man eingrätschen, daß in England die Betriebsamen auf eine sehr lästige Weise die Machttheile dieser vornehmlichstlichen oder feudalen Regierungskast empfunden. Macht aber ist kein Herde noch mehr zu Statten gesommen, als die häßlichen Dynastien-Werthe in den drei letzten Jahrhunderten: Werthe, welche nicht so sicher mit sich brachten, als daß die, welche an die Stelle der ausgestorbenen traten (das Ausstehen möchte durch Aussterben aber durch Verherrnung erfolgt seyn), sich genüchig fühlten, die ihnen vorgelegten Bedingungen fast gerade so anzunehmen, wie es dem Vortheil der Machttheit angrätschen war. Glaubt man also sicher bei den vier ersten Königen auf dem Hause Hannever: so begreift man nur allzu gut, wie jährlich die königliche Prätrogative gerichtete Missveränderung zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes der Engländer höchst eine verschleiße gewesen seyn möchte. In den beiden verbliebenen Königen höchst Geschicktes war die Macht angenommener Entwicklung durch eine Persönlichkeit untersäßt, welche jede Entartung zu Boden schlug; es bräusste also offinbar einer solchen Vereinigung, wie die Persönlichkeit der jetzt regierenden Könige mit den Umständen, woorin sich England befindet, bildet, um daß oben mitgetheilte Schreibn, und zugleich einen Verlust zu einer rechtthätigen Macht und Leben zu rufen.

Die grösste Frage ist nun: „Welches Resultat wird die nicht mehr bloß beabsichtigte, sondern sogar durch die Auflösung des irischen Parlaments eingeleitete und folglich gewisszunehmend geworbenen Reform geben?“

Um diese Frage mit einiger Gewiessheit zu beantworten, ist es unumgänglich wichtig auf den bisherigen Stand der Dinge prüfendes.

Dieser hatte einen Charakter darin, dass das Oberhaus, von den 616 Mitgliedern des Unterhauses, technisch 200 einzunehmen, welche keine andere Bestimmung hatten, als die Privilegien der Kaste zu verteidigen, und folglich nicht auszumachen zu lassen, was diese aber indirekt darauf abwürfeln den gefährlichen Zustand der Engländer auf Kosten der General-Weisheit zu verbessern. Streng genommen war, veründige diese Einrichtung, dass Unterhaus nie so unabhängig, dass irgend ein Gesetz von ihm hätte ausgetragen können, der zum ausschliessenden Vorteil der hervertrügenden Kaste, d. h. zum Vorteil der grossen Machtigkeit des englischen Volks gerichtet hätte. Diese blieb bemüht immer dem Interesse der Weisheit untergeordnet, außer in socom sie Wohl fand, sich über das Gesetz zu erheben. Das ganze Regierungssystem war eigentlich abgeschlossen in diesem Verhältnisse des Oberhauses zu dem Unterhause des Parlaments, und ohne dasselbe würde es der Regierung gleichsam an Einheit gefehlt haben. Was sich demnach für die Revolution, d. h. für den Jahr 1688, in England, sowohl im Süden als im Norden, entschieden hat, ist aus diesem Verhältniss hervorgegangen; ihm verdankt Greatbritannien seine Größe, seine National-Schulden, seine Weisheit für See, sein Wohlpol, so wird davon nach

überig ist, für alle die Vertheile und Nachtheile, welche das Jahrhundert angestaut hat, ohne jemals begreifen zu können, was die reale Ursache davon war, und ohne sich davon zurück zu erinnern, daß da, wo viel Sicht ist, notwendig auch viele Schatten angetroffen werden muß.

Gott mit dieser Ordnung der Dinge aufzuhören: so kann höchst nur beiletzt geschehen, daß das britische Unterhaus aus der Unabhängigkeit hervertritt, wozin es bisher von dem Oberhause gestanden hat, d. h. daß es einen ihm bisher unbekannten Wahl-Modus annimmt, wodurch es sich ohne weiteres zu dem das Oberhause zusammenhält. Volls-Entsendung und Volls-Representation waren bisher dem großbritannischen Reiche fremd; sie müssen es seyn, wenn die Privilegien der Körte unerschüttert bleiben sollen. Werden aber Volls-Entsendung und Volls-Representation Kirchen Reiche noch selber fremd bleiben können, wenn nun einmal das Oberhause das Vorrecht verloren hat, 200 Abgeordneten in das Unterkhau zu senden, welche keine andere Verhältniss haben, als Grunds-Rechte zu vertheidigen, und wenn außerdem jene 90 Mitglieder wegfallen, welche speziell zur Vertheidigung des Ministeriums im Unterkhau dienen? Die Möglichkeit eines solchen Zustandekommens läßt sich nicht wohl begreifen. Was aber folgt daraus? Nichts Weßliches und nichts Geschichtliches, als daß das britische Unterhaus den Charakter der französischen Wahlkammer annehmen, im Rahmen seines Gouvernements, d. h. des Volls, verreden und zu dem Oberhause in dasselbe Verhältniss treten wird, wozin die Wahlkammer Grunds-Rechte zur Wahlkammer führt. Zudem aber ist an eine Einheit nicht nicht zu denken. Die Verzweigung der Wähle in Liberale, der Zerriss in Ultrat,

wird um so unauflöslicher werden, weil materielle Interessen im gesellschaftlichen Leben die Richtung bestimmen, die Grundsätze bilden. Eine Parlements-Reform, welcher der Begriff der Volks-Gouvernirat zum Grunde liegt, würde also auch in England keine andere Wirkungen hervorbringen, als welche aus den französischen Wahlgesetzen für Frankreich hervorgegangen sind; die Staatsbürgerliche Lage der Kerde aber würde um so mehr gefährdet seyn, je mehr der Staat Widerstand gegen die Geschlüsse eines von dem freudigen Volkswillen unterstützten Unterhauses trieben.

Das Wort „Reform“ gehört zu wenigen, wodurch eine arge Verstümmung ausgeübt wird. Wer reformiren (verbilden) will, muß den Stoff, in welchem er arbeitet, ganz in seiner Gewalt haben, wenn sein Unternehmen gelingen soll. Kann man nun wohl sagen, daß dies jemals der Fall sei, wenn eine größere Gesellschaft, deren Beziehungen fast unendlich sind, den Stoff bildet? Wer hat den richtigen Punkt so erkannt, daß ihm alles günstig ist, daß alles sich bei Reformen, wie von selbst, unterordnet? Wehe nun demjenigen, für welchen nicht alles konspiriert! Ein Werk verzieht unter seinen Händen, und aus dem, was er bearbeitet hat, wird nicht selten so sehr das Gegenteil, daß die Schöpfer darüber zu einer Kreatur hinausfindt. In England ist die Verfassung, daß aus der Reform eine Revolution werden könnte, um so gerechter, je mehr auf dem Spurte steht. Der gesunde Menschenverstand hat stets die Wahrheit auf seiner Seite, wenn er den Nachdruck thut, „daß doch, was seine Freunde über Gebühr gewissen Bedingungen verbaut, nur so lange bestehen werde, als diese Bedingungen wirksam sind.“ Mit einem Königthum, wie

et auf dem freien Boden von Europa angetroffen wird, welche England weit entfernt gehörten könnten, was es jetzt noch versteht; in der That eben so weit entfernt, wie man von sich selbst gehörten könne würde, wenn es nicht im letzten Jahrhundert dieses Reiches eine Verfassung verändert, und an die Stelle seiner Römer gebracht hätte, deren Bestimmung keine andere war, als das Staatsgebiet zu erweitern. Urtheil hat unbedingte Fehlerhafter einer Verfassung läßt sich immer nur in sofern etwas feststellen, als sie gegenöffentlich wirkt, oder ihre Bestimmung nicht erfüllt. Es kann sagen der Fall eintreten, daß eine für einen gewissen Zeitraum höchst mögliche Verfassung nach Ablauf derselben allen Wert verliert und schädigend verhindert werden muß, wenn die Gesellschaft nicht mit ihr zu Grunde gehen soll. Dies war der Fall mit der Verfassung Roms, welche, weil sie nur für den Zustand des Friedens berechnet war, verberbllich werden mußte, sobald die Krieger des Reichs nicht erneuert werden konnten.

Die Gegner der Reformation haben also keinemengst Unrecht, wenn sie die Verfehler der derselben erfordern, ihre Verhängnis zu berechnen; allmäh sie gehen zu weit, wenn sie auf die Unzulänglichkeit eines Montesquieu und eines Voltaire, aber wohl gar auf die eines Cicero und eines Tacitus, behaupten, Großbritanniens Verfassung sei die vollkommenste, die es jemals gegeben habe; denn, wie sich Männer gründheit haben würden, wenn sie die gegenwärtigen Zeiten erlebt hätten, läßt sich nur in sofern bestimmen, als man die Erfahrungen bezeichnen, welche ihnen nützlich abgingen. Die Verfehler der Reformation sagen mit Queen: „Liebe Meinung ist eine Waffe, und wer diese nicht nehmen will,

muß sich auf größte Unsel gefaßt machen: denn der größte Unsel ist die Zeit. Gosem nun die Zeit durch ihren bloßen Verlauf alles verschlechtert, Einfheit und Einfalt aber nicht auf Wiederherstellung bedacht sind: wo soll dann das Unsel seine Gründe finden? *) Verlassen kann man sich indes darauf, daß die reformirende Hand nicht eher thätig wird, als bis eine unerträgliche Unzufriedenheit sie in Bewegung setzt. Ed. Tamm daher in Grossbritannien Zweck zu geben, welche die Reformation verhindert, ohne daß diese beßhalb minder kriegerisch ist. Die zunehmende Verarmung der arbeitenden Klasse, die Erziehungsversuche, welche seit mehreren Jahren gemacht werden sind, die Arbeitserung endlich, welche viele Erbotterschiere gewonnen haben, daß ihre Unzufriedenheit ohne Fundament sind: dies alles bildet einen Beweis, daß England nicht im Origen, sondern im Sintel ist, daß die Kraft seiner gesellschaftlichen Organisation, d. h. seine Verfassung, der Erziehung nahe steht, daß folglich Hand ans Werk gelegt werden muß, wenn das politische Gebäude nicht in sich selbst zusammenstürzen soll.

Daher aber hat man Ursach den Wirth Dörer zu bewundern, die sich in einem so gesammeingeschlagenen und nicht weniger als gefährlichen Zustande der Dinge, wie der des gesellschaftlichen Flechts zum einmal ist, dem halbbrechenden Werke einer durchgegrabten Reform unterzogen haben. Denn blickt man auch nur bei den Quaden stehen, welche der Dresdner vor eben mitgetheiltem Schreibend als die Hauptgegenstände dieser Reform bezeichnet hat: so erfreut man vor der Wucht von Hindernissen, die sich vor allem

*) *Q. Baconi Remonstrans* folios Cap. XXIV.

Grüten entgegenstellen. Was die Wahrschaulichkeit des Ge-
slingend in einem hohen Grade vermindet, ist das vorge-
führte Alter Wilhelms des Wüsten, der sich in seinen
frühesten Jahren befand, und seltsam seine Ueberdrüft hat
politische Gedanken zu erregen, für welche jedoch Quas ego!
zu spät kommen würde. Nicht minder wird die Wahrschau-
lichkeit des Geslingend geschwächt durch die Unzulänglichkeit
des gegenwärtigen Premier-Ministers, der, gleichmäig im
Alter vergleichbar, der Liebe, welche er auf sich genommen
hat, nur allzu leicht unterliegen kann, da sie, bei geringerer
Schwere, viele seiner Vergangenheit erdrückt hat. Was man
aber in Anschlag zu bringen am wenigsten voregessen sollte,
ist der Umstand, daß auf Wilhelm den Wüsten eine Köni-
gin folgt, welche in diesem Augenblick ein Alter von 12
Jahren geübtgelegt hat: ein Umstand, der für alle Dispo-
sitionen, welche den Charakter weiblicher Regierungen tragen,
nur allzu verhängnisvoll ist. Kurz: ist die eingerichtete Sta-
tusform unzuträglich, so ist Englands Zukunft im höchsten
Grade brüderlich; und wie viel man auch dem Genius ein-
räumen möge, der bisher über dem britischen Thron ge-
regiert hat, so werden doch diejenigen, welche in Menschen
ein Universal-Mittel gegen Umtaüungen wahren können, Ge-
legenhheit haben, ihr Urtheil über das Verhältniß beider zu
berichtigten.

M o t i z e n

die Betriebsamkeitserfolge Russlands

b e r e f f e n.

Nach dem Journal der Manufakturen, welches seit dem Monat Januar 1825 monatlich in Petersburg erscheint, belief sich im Jahre 1828 die Zahl der russischen Fabriken auf 3244, und in denselben waren 255,414 Arbeiter beschäftigt.

Eine zweite Zeitschrift, welche den Titel führt: Journal des Ministeriums des Innern, gibt Maßschlag über die Zahl und den Zustand der Fabriken in acht Gouvernementen, und dieser Maßschlag lässt sich in folgende kurze Übersicht zusammenfassen:

Name der Gouvernements.	Zahl der Fabriken im Jahre 1828.
1) Wladimir	337
2) Tambow	140
3) Kaluga	131
4) Olenig	105
5) Ustronan	58
6) Rostow	52
7) Bisperl	39
8) Archangel	38

Nach dem Gouvernement von Wessau ist das Gouvernement Wladimir, über allen Widerspruch hinaus, dasjenige, wo die Manufaktur-Betriebsamkeit die größten Fortschritte gemacht hat, und wo sie sich von einem Jahre zum andern immer mehr ausbreitet. Die zahlreichere Bevölkerung dieser, im Mittelpunkte des russischen Reichs gelegenen Provinz, welche ehemals der Wohnsitz der Kaiser war; die kürzige Kommunikation mit Wessau mittels der Oka, die

Sloboda und der Wolga; die Sille von rehen Stoffen, welche dies Gouvernement hervorbringt, oder welche man sich mit Vertheil von außen her verschaffen kann; der niedrige Preis des Arbeitsthebels, der aus der Wohlförtheit der Lebensmittel bei einer starken Verdichtung entsteht; endlich die Aufgelegtheit der Einwohner zu Manufaktur-Arbeiten und ihr Unternehmungsgeist: alle diese Ursachen haben sich vereinigt auf diesem Gouvernement besondere zu machen, daß in Russland an Manufakturen und Fabriken am reichsten ist. Wie so viele andere Theile dieses weitreichenden Reichs, so verhant auch das Gouvernement Wladimir Peter dem Großen seine ersten Manufakturen, welche seitdem durch den thätigen Geist der Erbauer weit hinausgegangen sind über Weberei und Weberei, über Glashütten und Eisengießerei. Die großen Vorteile erkennend, welche Baumwoll-Manufakturen gewähren, haben sie ihrem Geist verjugtweise auf diesen Punkt gerichtet, und seit 10 Jahren mit so viel Erfolg, daß das Gouvernement Wladimir alle übrigen durch seine Produktionen in diesem Fach übertrifft. Im Jahre 1828 zählte es nicht weniger als 160 Rattun-Fabriken, die Webstühle, welche Private Personen angehören, eben so wenig in Anzahl gebracht, als die der Bauern, welche stückweise arbeiten. Die Stadt Tchatsch, Hauptort des Distrikts, und das Dorf des Großen D. Chermintch, Tschetow genannt, seien als der Mittelpunkt dieser Fabrikation betrachtet werden. Unter den bemerkenswertesten dieser Fabriken verdient die des Herrn Pessjajew genannt zu werden, welche 2722 Stühle, 240 Drucktische und eine Zylinder-Maschine für denselben Zweck in sich schließt. Im J. 1828 brachte diese Fabrik 79,000 Stühle verschiedener Stoffe hervor; sie beschäftigte 3879 Arbeiter und gab für dieses Material mehr als eine Million Rubel auf. Die Gesamtzahl der Webstühle, welche i. J. 1828 im Gouvernement Wladimir angetroffen war, brüllt sich auf 13,612, und die Zahl der Arbeiter mit Aus-

Schluß der Fabrikanten und ihrer Familien, auf 24,257. Nach dem Bericht des Herren Zambet, welcher in China eine bedeutende Fabrik besitzt, sind im Gouvernement 170,000 Yards gesponnenen Baumwolle verkauft worden, und, daß Zub auf 85 Kabel, als den niedrigsten Arbeitselehn, angeschlagen, einen Wert von 14,450,000 Kabel gibt. Trotz den niedrigen Preisen und den Schwierigkeiten des Ueber-
 geh, sind die Einwand-Fabriken des Gouvernementes Wladi-
 bimir, 65 an der Zahl, derselbe Jahr hindurch in sehr gro-
 ßer Thätigkeit geblieben, und bei 8174 Gehüten sind 10,190
 Arbeitere beschäftigt werden, die Fabrikanten mit ihren Fa-
 milien und die Bauer, welche auf vielen Dörfern einfache
 Geschäfte fertigen, gar nicht in Berücksichtigung gebracht. Von Zuck-
 Fabriken gibt es in diesem Gouvernement nur zwei. Die
 Kristall-Manufakturen sind durch die Vermehrungen des Herren
 Waloff auf den höchsten Stand der Vollendung gebracht;
 ihre Zahl beläuft sich i. J. 1878 auf 19, und die der Ar-
 beiter auf 1294. Die erledigte Porzellan-Manufaktur war
 noch zu jung, um beurtheilt zu seyn. Drei schöner bilden
 die Zellul-Gefäßen, neuerdings in dem Distrikt Wlazowez;
 man zählt deren in allem 42 i. J. 1828. Die großen
 Eisengießereien, welche Herr Saradoff eingeführt hat, ver-
 tänen, wegen der Größe und der Güte ihrer Produkte, unter
 den russischen Anstalten dieser Gattung den höchsten Rang
 einzunehmen; und i. J. 1878 hatte das Gouvernement Wladi-
 bimir drei Gießereien, welche 2548 Arbeiter beschäftigten.
 Man hatte eine Schießwaffen- und eine Schmiedehütte-
 Fabrik angelegt. Edelmetallische 337 Fabriken des Gouver-
 nements beschäftigten 39,136 Arbeiter.

Das Gouvernement Tambow besaß, unter kleinen Ge-
 triebsanstalten 11 Zuckfabriken, eine Zellul-Gefäß-
 und eine Schmiede-Ofen.

Das Gouvernement Kaluga (mit Ausnahme von den
 Distrikten, über welche noch keine Nachrichten eingegangen
 waren) hatte 26 Rauten-Fabriken, 14 Papiermühlen, 18 Hut-
 und

Gabrielen, 20 Oberberien, 14 Gräfensiebenen und Ficht-Gabrielen; und die Zahl der beschäftigten Arbeiter betrug 11,560.

Die 103 Etablissements von Olonetz bestanden in 2 Gabellen der Krone im Distrikt von Petropawlow, in 3 Gabellen kleiner Eisen- und Kupferschmieden in dem Distrikt von Olonetz, in 18 Sägemühlen, in 9 Weizenmühlen, in 69 Lebgerbern und in 4 Schäfereien. Die Zahl der Kaufleute in den Siedlern betrug 1828, 276, und die der Bürger 4163, auf eine Bevölkerung von ungefähr 100,000 Seele. In früherer Zeit waren Jagd und Fischfang die Hauptbeschäftigung für die Einwohner von Olonetz; später haben sie ihren Unterhalt in den Gabellen gefunden.

Das Gouvernement Astrachan hatte, 1828, 5 Gräfengabellen; had von Kastroma 1 Lach- und 11 Leinwand-Gabellen; had von Witsch 31 Oberberien, 4 Lach-Gabellen, 1 Ficht-Gabriel, 1 Kapane-Gabriel, 1 Glasbläse und 1 Ziegel. Das Gouvernement Irkangel hatte 10 Oberberien, 7 Schleimbahnen, 6 Gräfensiebenen, 5 Eisen-Gabellen, 3 Pech-Gabellen, 4 Zucker-Maffinerien und eine Papiermühle. Die Betriebsfähigkeit der Einwohner reicht sich nicht vom Fischfang und der Jagd auf Seethiere zu, ohne dabei den Schiffbau zu vernachlässigen. Unter den Probussten ist besonders Haufleinerhandel betrieben worden, neuer jährlich bis auf 100,000 Roubles gehörig werden.

Petersburg hat 3 Dampfzermühlen, von welchen zwei Betriebsleute, die direkt der Regierung angehören. Im J. 1829 hatte jede dieser Mühlen 2 Dampfmaschinen und 4 Sägemühlen. In 612 Tagen haben sie 456,326 Kuben verschiedener Qualität verarbeitet.

Zu den erstaunlichsten Etabl. Russlands gehört Herr Zajeroff, welcher gegenwärtig an einem Werke arbeitet, das in russischer, französischer und lateinischer Sprache erscheinen soll, und welches Statutgeheimniß, deren Kenntniß allgemein möglich werden kann, zu offenbaren verspricht. Dazu gehört unter andern ein neues System zur Richtung des Postwesens, wodurch, bei Überseeverbindungen und andern Hindernissen, die Kommunikationen beförderd werden soll. Man muß abrufen, was Herr Zajeroff zu Tage stehet und wie sich im Allgemeinen glücklich schähen, daß die russische Nation angefangen hat, sich in der Betriebskunstwelt zu betragen, weil dabei der Weltmarkt am sichersten gründet.

Untersuchungen über die allmäßige Entwicklung des preußischen Staats. (Übersetzung.)

Siebentes Kapitel.

Geist der Regierung Friedrichs des Ersten in der zweiten Hälfte seiner Verwaltung.

Nicht kaum versummt der Tadel, wenn man vollständiger unterrichtet ist von den Umständen, unter welchen ein gegebenes Verfahren eintrat; und sofern der Zweck der nachfolgenden Bemerkungen kein anderer ist, als den, auf die Regierung Friedrichs des Ersten von fast allem Geschichtsschreibern gewesenen Schatten zu verminderen, wird der Fehler ed vielleicht sogar angehend finden, wenn wir ihn mitten in die Begebenheiten versetzen, welche bis zum Jahre 1713 das Schicksal des preußischen Staats so günstig bestimmtten, daß man sich versucht fühlt, zu glauben, die ersten Brüder des Königreichs seien den Dingen bei weitem besser gewachsen geblieben, als die Ureheile ihrer Zeitgenossen ed veranlaßt haben lassen.

Unter welchen lästigen Bedingungen Friedrich der Erste den Königsthrô erwarb, ist im letzten Kapitel aus einander gesagt worden. Frankreich verlorath Unterwerfung und Beistand, wenn der König von Spanien die Sache des deutschen Kaiserst ausspeben wollte. Daß dieser Antrag verworfen wurde, lag zwar in der Natur der Verhältnisse, gewiß befürchtet aber der Regierung des neuen Königs nicht weniger zur Ehre, wile es auch war, sofern daraus hervorgeht, daß sie Verteilung nicht als ein Spielwert behandelt. Zugleichlich hatten sich die Betriebsgründe des spanischen Erbfolgerkriegs verklart, und es ist der Wille wertb, die Wendung aufzufassen, welche die Dinge nach der Unterwerfung des jungen polnischen Ludwig dem Verphaten und Wilhelm dem Dritten verabredeten Thalungskratz nahmen.

Wie groß das Verdienst des Marlié von Harcourt, französischen Gesandten am spanischen Hofe, war, mag dahin gesetzt bleichen; dem Kämmerer des spanischen Staatsvertrags, so wie dieser sich bis auf die gegenwärtigen Zeiten erhalten hat, ist auf der Stelle klar, daß die vornehme Geschicklichkeit jenem Gesandten halben Wege entgegen kam, da ihr persönlicher Vorteil nicht leicht bewahrt werden konnte, als in der Verbauung einer Monarchie, welche, vermöge ihrer Zusammensetzung aus den unglückhaften Verstandtheilen, nicht wohl anders als charlatanisch regiert werden konnte. Dem gemäß erklärte Innocenz der Zweck, als allgemeiner Christvater, die Empfehlung der Menschen fürwrig des Verphaten für ungültig, weil sie den Grundgesetzen der spanischen Monarchie entgegen getroffen wahr; und auf dieser Grundsage gewann der Kardinal Portocarrero, Rathe des Zweiten ersten Minister, seinen Spielraum für ein zweites

Erb testament dieses Königs, wonin er die Würde seiner älteren Schwester, Maria Theresia, erkannte, und zugleich entdachte: „Die Vergleichung dieser Prinzessin habe mir den Zweck gelehrt, die Vereinigung Spaniens mit dem Königreiche Frankreich zu verhindern: ein Grundgrund, welcher gänzlich wegfällt, wenn die spanische Monarchie an einen von den jüngern Söhnen des Dauphin übergehe.“ Nachgehend nun von diesem Grundsache benannte der Erbsohn Philipp von Bourg, jüngster Sohn des Dauphin, zum Erben der spanischen Monarchie in ihrer bestehenden Integrität, und subsumierte ihm den Herzog von Berry, seinen jüngern Bruder, diesem aber den Erzherzog Karl, und diesem den Herzog von Saboyen. Karl der Zweite unterzeichnete sein Testament, wie er alles unterzeichnete, und beschrieb bald darauf: „Für Erhöhung des Staates waren durch aufzuhoben und die größte Unabhängigkeit Europa's zu Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts auf einen Punkt geführt werden, worauf sie zu schm. Ludwig der Vierzehnte schmerlich grüßt hat.“

Als das letzte Testament Karls des Zweiten in Frankreich seinem Inhalte nach bekannt geworden war, und nicht lange darauf die spanische Regierung-Bunta fürtreig den Wirtshäusern erschien: „den Nachbungen des verstorbenen Königs gemäß, einen Entwurf des Wunschen der spanischen Nation zu übertragen“ (unter spanischer Nation verstand die spanische Geistlichkeit, vermöge einer französischen Meitragung, sich selbst): wurde zu Versailles ein großer Staatsrat gehalten, um zu überlegen, was in einer Angelegenheit geschehen müsse, bei welcher die allgemeine Ruhe Europa's in einem so hohen Grade bedroht war. Nun führte es

in diesem Staatsvertrag nicht an Stamm, welche die Befolging des legenden Thellungs-Traktats empfohlen; allein die Wahrheit war für die Annahme des Testaments, will, wenn sie nicht erfolgte, der König sich in dem Hause befinden würde, entgegen seinen Ansprüchen gänzlich zu entsagen, oder einen fälschlichen Krieg zu unterschreiben, um das zu erlösen, was ihm nach dem legenden Thellungs-Traktate zufolge. Frau von Maintenon, welche bei dieser Vertragsung zugegen war, fragte in der Geschichtsschreibung ihrer Geschichte: „Was denn der Herzog von Anjou verbrochen habe, um der spanischen Krone unwürdig zu seyn.“ Der Ausdruck gab Ludwig der Vierzehnte, indem er, längst erschöpft und unfehlig sehr zufrieden mit dem Ausgang, den seine Vermüthungen genommen hatten, wie begeistert ausrief: „Heute gibt es keine Verräther mehr!“ Durch dieses Werk war alles ausrichtet: der Marsch französischer Truppen nach den Gebüchen Spaniens, die Reise des Herzogs von Anjou nach Madrid, und selbst der Krieg mit den sämmtlichen Mächten Europas, sofern sie sich das zweifelhafte Testiment Karls des Zweiten nicht gefallen lassen wollten.

Was hat Ludwig dem Vierzehnten auf diesem Verfahren einen Vorwurf bereitet, indem man gefragt hat: „er würde, bei der allgemeinen Vexigung Europas von einem neuen Kriege, den Frieden erhalten können, wenn er mit mehr Klugheit zu Werke gegangen wäre, nicht allen Mächten Trost gegeben, am wenigsten aber bei der Übereile seines Entschlusses öffentlich Große unterstellt hätte, wodurch er dem König von Spanien seine Macht auf die Krone Frankreichs vorbehalten.“ Das kostete nur etwas Wör-

flüchtig, da kein menschliches Gesetz etwas über die Dauer der Dynastie vermag. Ein Uebrigen that Ludwig nur, was sich schmerlich noch länger vermeiden ließ; dann darauf durfte er sich sein Schirmstück machen, soß er, durch die Annahme des Testaments, den deutschen Kaiser und den König von England gleich östlich bekräftigt hatte, so daß beide alle ihre Kräfte aufbieten wußten, ihm die Erblichkeit stetig zu machen, welche sein Enkel antreten sollte. Wenn die Holländer die Würme annehmen, als könnten sie sich zu einer Übereinstimmung Philippa von Anjou, als König von Spanien, verschließen: so war dies nur eine politische Heimlichkeit; denn sie hingen von Wilhelm dem Dritten ab, der nur in Betrachtung zu ziehen hatte, was, wo nicht dem Borborela, doch den Würmern Englands günstig sei. Die übrigen europäischen Mächte konnten nicht sehr viel machen, noch sehr viel schaden, nicht zu gebieten, daß sich im Westen Europa's ein besonderer Krieg entwickelt hätte, der keine eigentlichliche Wahn zu befürchten verspreche.

Welches waren überhaupt die Uebergründe der Spanier zum Kriege mit Frankreich, nachdem Ludwig der Unrechte das Testament Karls des Zweiten angemessen hatte?

Da, nach den testamentarischen Verfassungen dieses Königs, die spanische Krone nie mit der französischen vereinigt werden konnte; da das Haus Österreich von der Erbsfolge nicht schädigend ausgeschlossen war; da zuletzt, wenn dies Haus den Vorsprung erhalten hätte, die Integrität der spanischen Monarchie nicht minder würde gespaltet worden wäre: so war das Geschehn, daß die Spanier, nach der Bekanntmachung des Testaments, über Ludwig unz

stetlichen Ehrengeschenken erhaben, in der That sehr schlecht begründbar. Auch realisierten ganz andere Interessengründe zum Kriege vor. Alle Bereiche, welche Frankreich durch die Eroberung des spanischen Throns gewonnen, waren Handelsbereiche, die sich auf das Verhältniß des Mutterlandes zu den amerikanischen Kolonien gründeten. Sofern nun Ludwig der XIV. gehabt eine Seemacht besaß, wodurch er Frankreich in dem Grundsatz dieser Vortheile beschützen könnte, verloren die Gemächte freilich ihre glänzenden Vortheile auf Bewältigung der spanischen Thräger, die sich ihnen entzweit haben würben, wenn der Erbherzog Karl an Philipp von Anjou's Seite den spanischen Thron besetzen hätte; allein hierin lag dann auch der ganz Unterschied zwischen Bepold dem Ersten und Ludwig dem Vierten in dem Umhüll Englandes und Hollands. Durch die Geschrei über aufgehobenes Gleichgewicht legten beide also nichts weiter an den Tag, als die Verstärkung, daß Frankreich, von Spanien begünstigt, sie in dem vertheilbaren Handel führen würde, den sie bis dahin,theile auf Gleichwegen mit den Kolonien, theile in den spanischen Häfen getrieben hatten. Mit der europäischen Entwicklung war es dahin gekommen, daß der Krieg, nachdem er, so viele Jahrhunderte hindurch, nur Eroberungskriegen gebürtig hatte, als Mittel zur Sicherung der Geschäftsamkeit im Innern der Staaten aufgefaßt und angewendet wurde; und wenn die sogenannten Gleichgewichtskriege des sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts von irgend einer Seite gerechtfertigt werden können, so müßt dies bei weitem die halbbarste seyn.

Für Wilhelm den Deutschen trat freilich noch eine andere Begründung ein. Das Parlament hatte seine mit

Endig vom Vergessen gebliebenen Thringen-Craftschaft
 füß unbringt gewißlich. Um sich nun nicht auf den
 Punkt zuwenden zu lassen, von welchem er im Jahre 1688
 aufgegangen war, begab er sich, wenn gleich schon fröh-
 lich zu Anfang des Jahres 1701 nach Holland, wo er
 bald nach seiner Ankunft, eine Versammlung der General-
 Staaten veranlaßte. Der Krieg zwischen Österreich und
 Frankreich hatte um diese Zeit bereits seinen Ursprung ge-
 nommen; und da, auf diese Weise, alrd zu einer neuen
 Koalition vorbereitet war, so konnte diese nicht länger auf-
 stecken. Die Besprechungen wurden im Haag abgehalten; und
 am 7. Septbr. 1701 fand zwischen dem Kaiser, dem Kä-
 nig von England und den General-Staaten ein Vertrag
 zu Stande, dessen Haupt-Artikel folgende waren: die spa-
 nischen Niederlande sollten erobert werden, um als Heilende
 Schutzwälle zwischen Frankreich und Holland zu dienen; der
 Kaiser sollte in den Besitz des Herzogthums Westfalen, der
 Königreiche Neapel und Sizilien, so wie in den Besitz der
 Länder und Inseln trete, welche, längst der islamischen
 Küste, bisher zum spanischen Königreiche gehört hatten;
 dafür aber sollten der König von England und die Gen-
 eral-Staaten alle die Länder und Orte behalten, welche
 sie den Spaniern in den beiden Indien erobert würden.
 Zugleich wurde festgesetzt: die Verbündeten sollten sich ihre
 Unterwerfung vertraglich zuschreiben, sowie die Bemeh-
 lung des andern einen Frieden oder Waffenstillstand schlie-
 ßen, alle auf Verhinderung von Eroberungen, welche Frank-
 reich in Spanien machen könnte, hinzutrete, und mit letz-
 terer Kraft darauf bringen, daß den Gemächten der un-
 gestrichene Handel mit den spanischen Kolonien verbliebe, und

folglich, sobald noch abgeschlossenes Frieden, in dem Vertheilungszustande gegen Frankreich verharrten. Zwei Monate sollten angewendet werden, um die verlangte Bezeugung und Sicherheit zu erhalten, und nach Verlauf derselben, wenn Frankreich sich haiderdig beweist, der Krieg erliedt werden, und allen, die daran Theil nehmen wollten, der Zusage offen stehen.

Mit diesem Eintritt schreite Wilhelm der Dritte nach England zurück, wo sich, während seiner Abwesenheit, die Stimmung der Gemüther wesentlich zu seinem Vorteil verändert hatte. Ein Schritt des Königs von Frankreich bestätigte die Hoffnungslosigkeit. Dieser Schritt aber bestand darin, daß Ludwig der XIV. nach dem am 16. Sept. 1701 erfolgten Eintritt Jakobs des Zweiten, den Prinzen von Wales zu St. Germain als König von England ausufen ließ, und ihn als solchen an dem Hofe zu Versailles empfing. Allerdings war dies ein formlicher Bruch des Niederländischen Friedens-Vertrages; nur daß man nicht vergessen darf, daß dieser Vertrag auch von Wilhelm dem Dritten bereit gestellt war, sofern er einen neuen Vertrag mit dem Kaiser geschlossen hätte.

Obgleich nichts weniger als überrascht von dem Schritte Ludwigs, fertigte Wilhelm der Dritte auf der Stelle einen Entschluß an den König von Schweden, als Garant des Niederländischen Friedens, ab, um ihn mit dem Bruch desselben bekannt zu machen; zugleich rief er seinen Gesandten zu Paris (den Grafen von Wandesley) mit dem Befehl zurück, von dem Hofe seinen Abschied zu nehmen. In einem besonderen Manifeste setzte Ludwig seine Beweggründe zur Unausführbarkeit mit dem Könige von Großbritannien und

den General-Staaten auseinander; alrin er fand keinen Eingang in die Gemüther, thieilo weil die Vereintheit fortbauerter, welche man seit 40 Jahren wider seine Erbkrankheit gesetzt hatte, thieilo weil man sich immer im Machttheil befindet, wenn man, wobei es auch nur scheinbar, böken Stathüldgen vergriff. Mit einem Worte: der wahre Zweck des spanischen Erfolgskrieges blieb der großen Wehrheit ein Stäbkel.

Diesen Unzulässen veranlaßte Wilhelm der Dritte den heilsamen Empfang, der ihm zu Theil wurde, als er zu Anfang des November von Holland nach England zurückkam. Das Parliament, daß er zusammenkam, drang in seine Dankesagung. Neben darauf, daß den Allianz-Vertrataten ein Urteil angehangen werden sollte, wodurch erklärt wurde: „dass mit Frankreich nicht eher ein Friede zu Staude kommen sollte, als bis es Genugthuung gegeben wegen der starken Bekämpfung, die es sich in der Anerkennung des angeblichen Prinzen von Wales zum Könige von England, Schottland und Irland habe zu Schulden kommen lassen. Hiermit nicht zuhören, bewilligte das Parliament 40,000 Mann für den Dienst, und die gleiche Zahl, um, in Verbindung mit den Kruppen des Kaisers und der deutschen Fürsten, Frankreich zu Ende zu befämpfen. Unter den Inhabern waren nur der Kurfürst von Bremen und der Kurfürst von Köln auf Seiten Frankreichs; zwar hatte der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel dieselbe Partei ergriffen, doch der neue Kurfürst von Hannover brachte ihn davon ab. In Spanien, in Italien und in den Niederlanden wußte man den Krieg gegen Frankreich führen, wobei der Haupzgedanke war, sich der Freistadt Cadiz zu bedrohigen,

damit es dem Monarchen von Großbritannien und den übrigen Großherzögen Spaniens nicht an Berechtigungen zum Abfall vom Hause Bourbon fehlen möchte. Da jedoch diese Entwürfe zur Ausführung gebracht werden konnten, starb Wilhelm der Dreite zu Dennington in Folge eines Sturzes vom Pferde. Der 6. März 1702 war sein Sterbetag. Mit der Nachricht von seinem Eintritt im Himmel anlangte, verbreitete sich die größte Verzürzung. Entgegengesetzter Art war die Meinung, welche sie in Frankreich verbreitete. Sie wurde für so richtig gehalten, daß der Gouverneur von Calais den ersten Überlebenden derselben einsperren ließ, bis seine Aussage sich bestätigt haben würde. Um diese Ausweitung des Unrechtsvertrages verbreitete sich hierauf eine bis an Unzulässigkeit reichende Frustration, welche zu Paris auf die Verhafung nachempfunden wurde. Es wurde ein Versuch gemacht, die Holländer von dem großen Bündniß abzuwenden; allein dieser Versuch schlug dadurch fehl, daß der Kaiserliche Gesandte und der Herzog von Marlborough (damals noch Graf), in allen Dingen vollkommen einverstanden, die Kriegserklärung beschleunigten, und zwar so, daß sie, an einem unbekümmten Tage, zu Wien, zu London und im Hause erfolgte.

So verhielt es sich mit dem Ursprunge und dem Verlaufe des spanischen Erbfolgekrieges, in welchem man immer nur eine Angelegenheit zweier Regenten. Dieser Fehler hat, während er, aus einem höheren Geschichtspunkte betrachtet, die Ausbreitung des zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts herrschenden Revolutionär-Krieges ist: einer Weise, welche nicht so sicher mit sich beachte, als Krieg, um durch denselben den freien Verkehr vorzubereiten. Der

Teilnahme an diesem Kriege wider sich Friedrich der Erste selbst dann nicht haben versagen können, wenn die Erwerbung der Königskrone nicht der Preis derselben gewesen wäre; denn als deutscher Reichsfürst könnte er nur Partei für Frankreich aber für das deutsche Reich nehmen; und da er, bei einer Parteihaltung für Frankreich alles aufs Spiel gesetzt haben würde, so ist jeder Versuch, den man ihn wegen der dem Kaiser vorgebrachten Opfer gemacht hat, zugleich ungerecht und wenig überlegt.

Vom spanischen Erbfolgekriege aber ging der nordische zur Seite, dessen wir in diesem Zusammenhange mit einiger Ausführlichkeit gedenken müssen, wäre es auch nie, um in entlaufen, dochhalb Friedrich der Erste, trotz der Weile bei Kriegsgefangen, keinen Widerstand derselben nahm.

Die Politik der nordischen Mächte entsprach zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dem geschäftsmäßigsten Interesse, der in diesem Reichen vorherrschte. Da in ihnen der Norden fast ausschließende Herrschaft war, so gehörte der Krieg als Mittel, sich zum Erhaltungszweck der Einheit zu erheben, gewissermaßen zu ihrer Diät. Gleich teilzunehmen war ihnen also jede Veranlassung dazu, verangriffen, daß sie die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges nicht ganz ausgeschloß. Man unterscheidet daher auch nur wenig zwischen gerechtem und ungerechtem Krieg; nur mit dem eigenen Vortheil beschäftigt, und nur von diesem geleitet, segnet man die Verteilungsgründe als sich selbst gleich glücklich, wenn man es dahin gebracht hätte, daß der Scham einer Ungerechtigkeit verhunden war. Die Barbarei ging in diesen Theilen der europäischen Welt noch so weit, daß man für Menschengrößen einen andern Maßstab

hätte, als die Zahl der Krieger, die von einem Feind in's Feld geführt werden könnten.

So erschien denn, nach Karl dem Elsten (König von Schweden) Ende, die Zugabe und Waffenbereitheit seines Nachfolgers als ein günstiger Umstand, den man be nutzen müsse, um die Verluste zu vermindern, welche Schwedische Nachbarn durch Gustav Wulph und Karl den Zehnten Eroberungen gelitten hatten. Drei Monarchen waren in diesem Gedanke einverstanden: Friedrich der Weise, König von Dänemark; August der Starke, erzähler König von Polen, und Peter Alexeivitsch, Czar von Russland. Die Absichten dieser Fürsten stimmen darin überein, daß sie sich auf Schwedens Kosten vergroßern wollen: Friedrich von Dänemark, durch die Erhebung der ungeteilten Gouvernanz Holstein, und wo möglich aller der Thür, welche sein Vorgänger durch die Traktate von Nordfild und Roskavagen in den Jahren 1638 und 1660 an Schweden abgetreten hatte; August von Polen durch die Erwerbung Kastell, einer Provinz, welche ehemals dem Deutschen Orden angehört hatte, und seit beinahe einem Jahrhundert einen Bestandtheil des Königreichs Schweden bildet; Peter, Czar von Russland, durch die Erwerbung von Lolland und Bornholm: Bezeichneste des schwedischen Machtgebietes jenseit des böhmischen Merkus, welche der Czar gebraucht, um für Preßburg, dessen Lage von ihm beschlossen war, einen freieren Spielraum zu finden.

Gerade bei, von diesen drei Monarchen im Jahre 1699 geschlossenen Defensiv-Allianz, war Johann Reinhold Vahl, ein ließländischer Gelehrter, den die schwedische Regierung des Hochvaterthöf chuldig nannte.

Dieser Unglückliche, dem es nicht an persönlichen Eigen-
schaften fehlte, hatte sich zu jener Zeit, wo Karl der Große,
auf Kosten des Vermögensstaates seiner Untertanen,
Geschworene Finanzen verbesserte, von dem liefländischen Adel
zu einer Reise nach Stockholm beordnen lassen, welche die
Vorhersagung seiner Verfolge begleitete. Vergessen, sprach
er zu seinem Ritter in solchen Ausführungen, wenn die Adu-
tung für die Majestät nicht wenig durch das Gefühl des
erlittenen Unrechts vermindert wurde. Karl der Große fühlte
sich jedoch dadurch nicht auf die Stelle bestellt; er ließ
Parfus vifurk auf die Schulter, und sagte: „als Werb-
führer seines Vaterlandes habe er wie ein braver Mann
gesprochen; er schaue ihn deshalb nun so höher, und werde
dafür für Westlands Adel thun.“ Einiger Stath kam dem
Könige über Macht; und nachdem er sich mit seinen Mi-
nistrern besprochen, wurde beschlossen, daß Parfus, als Wau-
jards-Schänder, zum Tode verurtheilt werden müsse. Da
dies zur Ausführung gebracht werden konnte, erinnerte sich
der liefländische Edelmann durch die Glaube; und da, vor
diesem Augenblick an, all' sein Besitzthum in Westland ver-
wirkt war; so begab er sich nach Velen an den Hof Augul's
der Zweiten, um er die Eroberung Westlands, in Folge
der in diesem Lande herrschenden Missvergnügen, als eine
so leidliche Sache darstellen, daß dieser König, dem es ver-
möglich auf die Ausführung schwächerer Truppen in sein neues
Machthabertum entfam, nur allzu leicht gewonnen wurde. Von
Marschen aus wurde die Offensiv-Allianz, deren wir eben
gesprochen haben, betrieben; und sie zu Stande gebracht zu
haben, war Parfus Hauptverdienst.

Seien jedoch die Verhältnisse von der Beaufsichtigung

aufgingen, daß ein achtpunktiger König von Schweden
 sich seinem Schicksale, ohne Widerstand lassen zu können,
 werde unterwerfen müßte, befanden sie sich im größten
 Zittern. In welchem fatalischen Verhältnisse auch das
 Königreich Schweden zu Russland, Polen und Dänemark
 stehn medde: so wurde dadurch nicht verhindert, daß es
 Charaktere giebt, deren Unbesieglichkeit darauf beruht, daß
 für sie das Leben, so wie es ist, was mit dem Leben in
 Verbindung steht, der Idee untergraben ist, die für den
 ihrer Bestimmung haben. Karl der Große hatte bis zu
 seinem achtpunktigen Züge viele Beweise von Entschlusskraft
 und Heldenmuth gegeben, als er, nach seiner Rückkehr
 von einer Hirschjagd, die erste Nachricht von dem Einbruch
 der sächsischen Truppen in Siebenbürgen erhielt. Da seiner Ge-
 genwart berathschlagte der Staatsratß über die Gefahren,
 welche dem Reiche bevorstanden; und was war noch na-
 turlicher, als daß die Weisheit der Staatsgründer nur Rettung
 in Unterhandlungen fand, nicht ohne sich im Gruben auf
 starke Verluste gefaßt zu halten? Karl, nachdem er alles
 ruhig vernommen hatte, erhob sich mit der Würde eines
 überlegenen Geistes, der seinen Entschluß gefaßt hat. „Meine
 Herren!“ sagte er, „mein Vorfall ist und bleibt, wie einen
 ungerechten Krieg ausgelaufen; aber den gerechten will ich
 mir durch den Untergang meines Feinde vollenden. Mein
 Entschluß ist gefaßt. Ich werde Den angreifen, der sich
 gegenst wieder mich erlädt wird; und wenn ich ihn besiegt
 haben werde, so werden sich, hoffe ich, die übrigen bekeh-
 ren.“ Dicht zweigem Worte schien die alte Weisheit in
 Erstaunen; sie sahen einander an, ohne darauf zu antworten,
 und da sie sich schämten weniger Muth zu haben, als

der junge König, so vollbrachten sie seine, sich auf die Beziehungen zum Kriege beziehenden Beschlüsse nur um so gewissenhaft.

Wie August der Starke in Livland, eben so war Heinrich der Löwe ins Holsteinische eingefallen, um die völker Übermacht dieses Landes auf Rossen des Herzogs von Holstein und gegen das Interesse des Königs von Schweden, der das letztere Schwager war, zu erobern. Karl der Große machte sich kein Geheimnis daraus, dass dieser Krieg nicht sowohl seinem Schwager als ihm galt. Er entschlossen nun, den König von Dänemark für so viel Rücksicht zu bestrafen, welche und fand er den Beifall der Engländer und Holländer, denn Polen ed mit sich brachte, den König von Dänemark nicht um unumschränkten Gehilfen des Landes werden zu lassen, weil ihr freier Handel im baltischen Meere darunter gelitten haben würde. Während nun auf der einen Seite die sächsischen Truppen, so wie die brandenburgischen, die braunschweigischen und die hessischen, dem König von Dänemark zu Hilfe gegen, und auf der andern Seite 8000 Schweden (die Garnison von Schwerin, Pommern), unterstützt von den hannoverschen Truppen und von drei holländischen Regimenten zur Verstärkung des Herzogs von Holstein marschierten, schlossen sich die beiden Engländer und Holländer an die schwedische an. Den 7. Mai (neuen Stile) 1700 verließ Karl der Große seine Hauptstadt, die er von diesem Angesicht an nicht wieder sah. Begleitet von dem General Mansfield, dem Grafen Lippe und anderen Dernachern, stieß er sich auf dem größten, bis dahin zu Stande gebrachten Einenschiff zu Karlshafen ein, landete unter dem Schutze der

Engländer und Hessenkinder an der Küste Seelandes, erschien er ohne Zeiterlust die Verschanzungen der Dänen, und brachte hinauf Kopenhagen, indem er dem bei Helsingør vermeilenden Könige von Dänemark anzeigen ließ: „daß er auf Seeland nur gelandet sei, um ihn zum Frieden zu nötigen, und daß er die Wahl habe geistlichen Geneigtheit für den Herzog von Holstein und dem unvermeidlichen Verluste seiner Hauptstadt, von welcher, wenn der Friede nicht zu Stande käme, kein Stein auf dem andern blieben würde.“ Diese Aufforderung erhielt den nämlichen Nachdruck durch den Charakter des jungen Schleswig-Königl. An den Gedanken Holsteins versammelte sich also zu Dravendal ein Kongress; und da Karl der Friede nicht für sich selber, sondern sich mit der Ober begnügte, seinem Vatergottmutter gehorchen und seinen Feind gebemüthig zu haben: so kam der Friede schon den 5. August zu Stande, und zwar dahin, daß der Herzog von Holstein alle gehabte Kriegsleidenschaft aufhob und in seine früheren Verhältnisse wieder eingesetzt wurde. So entliefte in einem Zeitraum von sechzehn Wochen der erste Krieg, den der achtzehnjährige Schleswig-König unternommen hatte; und war es wohl ein Wunder, wenn ganz Europa über seine Entschlossenheit, seine Besiegesgegnung und seine Unerschöpflichkeit gleich sehr staunte?

Fast um dieselbe Zeit wurde auch die Belagerung von Riga aufgehoben. Dies geschah, nach einer tapferen Verteidigung dieser Stadt durch den schwedischen Grafen Villberg, auf die Versicherungen, welche die hessischen Generäle-Staaten dem Könige von Polen machen ließen: Versicherungen, durch sie falsche Versicherungen hingestellt, welche ein

ein das Gelobt betrüftiger König am wenigsten widerstehen konnte. Die Holländer waren überaus bei der Rettung Ni-
ge's in einem sehr hohen Grade beteiligt, weil diese Stadt die Hauptniederlage ihrer Mutter am baltischen Meere war. Außerdem bewies der ihnen mit Frankreich verbündete
Krieg, daß sie über ein beträchtliches Geldopfer leichter hin-
weg kamen.

Jetzt von einem preisfachen Feinde befreit, fragt Karl
der Große um so weniger Gedanken, auf das Wohlge-
gehen zu antworten, wodurch der Kaiser von Russland ihm den
Krieg erklärt hatte. Gegenstand dieses Krieges war auf
Karls Seite die Vertreibung Finnlands und der übrigen
schwedischen Besitzungen am östlichen Ufer des baltischen
Meeres. Mit 20,000 Mann glaubte er sich dem russischen
Herrn, wie stand es auch sonst möglich, vollkommen gewach-
sen. Jene wurden auf 200 Transporthäfen übergesetzt;
und abgleich der Winter in diesen nördlichen Gegenden be-
reitete seinen Anfang genommen hatte: so verlor der tapfere
Schweden-König, nachdem er in dem Werckhusen von Ni-
ge gelandet war, doch keinen Augenblick, mit seinen 16,000
Mann Fußvolk und seinen 4000 Mann Kavalleri nach Ne-
val aufzubrechen, um die Russen trotz Sicherer zu überma-
ssen. Während nun die Freiheit von dem Marsch mit
1000 Mann geregelter Truppen verteidigte, rückte der
König gegen diejenigen Abteilungen des russischen Heeres
vor, welche zur Deckung des Lagerst bestimmt waren. Der
Kaiser hatte sich um diese Zeit aus dem Lager entfernt, um
einem Heere von 30 bis 40,000 Mann entgegen zu ge-
stehen, daß er über siebzehn erwartete. Wie man Karl mit seiner
Kavalleri und etwa 4000 Mann Fußvolk bei den russischen

Borissow anlangte, warf er sogleich ein Roepf von 5000 Mann auf ein mit Pferden gefüllt, das, von Schweden ergriffen, alß bald ins Lager eilte. In zwei Tagen waren alle Borissowen überwältigt, und was unter andern Menschen für verschwunden Sieg gegolten haben würde, hielt Zarin nicht eine Stunde auf. Den 30. Nov. 1700 gegen Mitternacht begann der Angriff auf das russische Lager. Die Schweden hatten den Vortheil, daß ein heftiger Wind den Russen dichter Schneeflocken ins Gesicht trieb. Zwei Minuten und der Angriff: „mit Gottes Hülfe!“ gaben bei Zischen. Gleich bei der ersten Salve des russischen Fußvolks wurde dem Könige das Pferd unter dem Leibe gerissen; doch ruhig brüllte er ein gründlich, mit den Worten: „Die Russen wollen mich ins Heilere führen.“ Der Hauptangriff der Schweden griffholt auf den rechten Flügel des russischen Lagers, weil sie hier den Czar vermutierten. Nach einem dreißigminütigen Widerstande der Russen war der Sieg der Schweden entschieden. Auf der Flucht der Russen brach die Dunkel über die Stärme. Wer seinen Tod nicht in den Wahlen fand, lebte in das Lager zurück, um sich hinter Geschützen aufzurichten zu verstehen. Doch schon beim Einbruch der Nacht fanden die Generale Delgeroff, Golowin und Peterowitsch, um ihre Waffen zu den Häusern des Siegers niederzulegen. Der linke Flügel der Russen, der sich bis in die Nacht vertheidigt hatte, ergab sich am nächsten Morgen. In starkem Tagmärschen näherte sich der Czar. Unterwegs von dem Ausgänge der Schlacht bei Stärma unterrichtet, fand er nicht für gut, noch weiter vorzugehen, um mir 30,000 Mann einen Sieger anzugreifen, der so eben 80,000 geschlagen hatte. Er kehrte um, und

hatte in den ersten Monaten des folgenden Jahres (also zu eben der Zeit, wo Friedrich der Große sich zu Königberg die König-krone ausspierte) zu Breslau, in Lüthauen, eine Zusammenkunft mit August dem Starken, um mit diesem einen neuen Angriffsplan zu verabreden, der, wie rückwärt er auch geblieben sein möchte, reichlich den Fehler hatte, daß darin die Eigenhümlichkeit des Königs von Schweden nicht berücksichtigt war.

Zwei gewaltige Kriege, von welchen der eine im Westen, der andere im Osten der europäischen Welt geführt wurde, waren darin nach die Verteilungen, unter welchen sich das mächtigste Königreich Preußen entwickeln sollte.

Dass diese Aufgabe nicht leicht zu lösen war, brachte auf den ersten Blick ein; und die natürliche Folge davon ist, daß ein großer Theil der Verteilung, wodurch sowohl dem König Friedrich dem Ersten, als seinen Ministern, gemacht werden sind, in sich selbst unzulänglich ist. Die Stelle des Herrn von Werder, welcher dem Generalen Oberhord von Donndorf in der Würde eines Premier-Ministers folgte, war sehr halb aufgespielt, ohne daß jemals die Gründe bekannt geworden sind, die den Krieg dieses Ministern bestimmtigten: ein Umstand, welcher beweist, daß Mangel an Überblick und eine fühlbare Unfähigkeit die Hauptursache seines schnellen Zurücktritts in das Privatleben waren. In seine Stelle kam der Ziebling des Königs, jener Baron von Quelle, der für der Königsteuerung in einem Grafen von Wartenberg verantwortlich war. Unter dem brüderlichen Utrum eines Oberdomänenrats lebte er die Unglücklichkeiten des Staats. Seine unerschöpflichen Geschäften waren der Reichsgraf von Wittenberg und der Graf von

Barthélémy: einer als Gouvern.-Minister, mit dem Titel eines Oberhofmarschalls, dieser als General-Gouvern.-Marschall und Präsident des Kriegs-Collegiums. Die Charaktere dieser drei Männer sind der Nachwelt auf eine solche Weise überliefert worden, daß man geneigt bleibe, sie wegen ihrer Späte und Fülligkeit zu verabschätzen; nur darf man alsdann keine Rücksicht nehmen darf auf die besonderen Umstände, unter welchen ihnen eine Wirksamkeit gestattet war. Man nannte sie die genossenen Dreiwerken, aber auch, nach den Ursprungsbuchstaben ihrer Namen, das dreifache Sch. Minister der nachfolgenden Regierungszeit war Herz von Tigray, ein Westphale, der sich unter Weintraube gebildet hatte, und durch seine Menschlichkeit so berrenstach, daß er unentbehrlich wurde.

Will man aber mit ehrlicher Unparteilichkeit über diese Männer urtheilen, so muß man, außer den eben beschriebenen Umständen, den gesellschaftlichen Zustand des von ihnen verwalteten Staats zur Auschöpfung bringen. Die Gesamtbevölkerung der Monarchie betrug zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nicht über zwei Millionen. Von Kirchen waren mehr als drei Viertel mit dem Kirchenbau beschäftigt; denn Kriegsfahrt und Handel lagen noch in der Wiege. Die ganz natürliche Folge hiervon war, daß der Weltumlauf schwach, und daß die Regierung von einer Gemeinheit in die andere geriet, so oft es darauf anfiel, große Unternehmungen durchzuführen: eine Verlegenheit, welche nicht wenig dadurch verhöhr wurde, daß es auf der einen Seite an künstlichen Mitteln zur Verstärkung des Weltumlaufes fehlte, redlich, auf der andern, durch die Verbaute unmannigfaltiger Gewichte, die öffentliche Last sehr

ungleich vertheilt war. Das Hauptinkommen rührte von Dernbom her; und darf man den Angaben vertrauen, welche sich für ehemalige Jahrhunderte erhalten haben, so betragen die Domänen-Einkünfte aus allen Provinzen 1,213,391 Thaler, von welchen, nach Abzug der Verwaltungskosten, 847,237 Thlr. in die königlichen Kassen fließen. Das hätte von keinem Heer auf den Hainen zu erhalten war, vertheidigt noch von selbst. Da nun Friedrich der Erste den spanischen Erbfolgekrieg mit 20,000 Mann unterführte, die Subsidien-Gelder aber, welche er von England und Holland brachte, nichts weniger als aufzutrichten für die Bekleidung seiner Truppen in Italien und am Rhein: so wurden Steuern aller Art notwendig, wodurch nicht der Fall sprang, ohne die Erbtherrschaft in allen ihren Theilen anzugreifen.

Die Kunst, auf individuellem Wege Steuern zu erheben, war in diesen Zeiten noch wenig entwickelt. Es blieb also nichts weiter übrig, als die Zahl der direkten Steuern zu vermehren. Unter diesen stand für dem Jahre 1703 die Kopfsteuer oben an. Sie traf Jeden, bis herab zum Hirtenjungen und zur Einschäferin. Der König bezahlte für sich 4000 Thaler, die Königin 2000 Thaler, der Kronprinz 1000 Thaler. Der Königliche Geistliche gab 3 bis 600 Thaler; und so wie das Militär, vom Feldmarschall bis zum Stabsgefüger, einen monatlichen Geld erlegen musste, eben so musste auch das Heil nach Maßgabe seiner Dienstfunktionen und Vermögensumstände seinen Kopf versteuern. Wie viel Lächerliches in diesen Anordnungen erhalten war, braucht nicht gesagt zu werden, da von selbst in die Augen springt, daß es für die Krankenheit nur

verminderter Gehalts bedürfe, um ihr die Hoffnung zu erlösen. Da Maßregeln dieser Art wie das erwähnte Gesetz geben: so müsste man andere damit verbinden, welche nur den Vergug hatten, lächerlicher zu seyn.

In einem Lande, dessen Gesellschaftsverhältnisse noch sehr einfach sind, Fugue-Steuern einzuführen, muß um so schwererlicher erscheinen, sobald der Grundsatz feststeht, daß Menschen nur durch die Aussicht auf höheren Geben und Nutzen zur Entwicklung ihrer schaffenden Kräfte bewogen werden können. Gleichwohl fühlt es nicht an Fugue-Steuern, unter welchen eine Kässen- und eine Prepaid-Steuern die vornehmsten wären. Ein François, Raymond, Elie Popus de Laubergangi leitete die Finanz-Spekulation auf sich Ge- genstände; und mit ihm wurde ein formlicher Padte-Contrat geschlossen, nach welchem ihm die Erhebung dieser Steuern überlassen war. Sammtliche im Staat vorhandene Personen müßten dem gemäß auf die Grenzplakette gebrachte werden, wo sie, nach ihrem ursprünglichen Werthe abgerückt, mit sechs Prozent versteuert und mit französischem Padt versehen würden. Ihr im Lande gefertigte Prepaid war denselben Projekten unterwofen; und damit der innenländische Kunstgeist für diesen Theil der Betriebshandlung der Staatsförderung nicht ermangeln möge, müßte für alle aus dem Auslande eingeführte Prepaiden der fünfte Theil ihres Kostensatzes nachgezahlt werden. Es zeigte sich bald, daß man sich vertreten hatte; und je lauter die Beschwerden über die Prepaid-Steuern wurden, desto schneller kam man dahin, dem General-Padte Laubergangi die Padte wieder abzunehmen, und die Steuer in eine jährliche Personalabgabe zu veranstalten: in eine Abgabe, welche für Minister,

für Offizier-Personen bis zum General-Major auf 2 Thlr. 12 Gr., für Geheimrathe und Stabs-Offiziere auf 2 Thlr., für Offiziere vom Hauptmann bis zum Fähnrich, für Marstalls-Personen, Adelaten, Subalterns bei den Kellergen, Kaufleute und Künstler auf 1 Thlr. 8 Gr., und für die übrigen Def.- und Zivil-Peasants, Kötner und Handwerker auf 12 Gr. gestellt wurde. Man könnte denken, nicht habe die Spendenkasse verlebt, als diese Strut. Dirk war jedoch nicht der Fall: es gehörte in diesen Zeiten zum guten Ton eine Perücke zu tragen, und alles, was Anspruch auf Eleganz machte, unterwarf sich, bei dem selbst Haarwundsk, lieber der Strut, als daß man dem Symbol der Eleganz entging hätte. Nur Prediger, Schulmeister, Schüler, Hausholdknechte, Unteraffigere und gewisse Goldhafen waren von der Steuer ausgenommen.... Die selbe Verwandlung in eine jährliche Abgabe traf die Karolinen-Steuer, welche für eine Karoße auf 3 Thlr., für eine sogenannte Chaise auf 1 1/2 Thlr. geköpft wurde.

Man darf annehmen, daß von diesen Strutten keine einzige würde eingeschüchtert werden seyn, wenn die Teilnahme an dem spanischen Erbfolgekriege nicht Statt gefunden hätte. Die große Wehrkraft aber, unsfähig den Zusammenhang zu erkennen, warin die Gesellschaft ein Ergebnis der Wehrkraft geworden war, hielt sich — nicht an den Dingen, sondern an den Personen; und da sie überzeugende Beweise von dem Wehrwillen des Königs zu haben glaubte, so war sie nur allzu genügt, ihren Untwillen gegen seine ersten Wütlinge, als gegen Diejenigen zu richtim, welche die Kürze aller Elendheit wahr. Unter ihnen war der Graf von Wittenberg die Zeichnung der gehässigsten Bemerkungen. Ja

einem Staate, wie der preußische in diesen Zeiten war, ein großes Vermögen schnell zusammenzuschaffen, war vielleicht ganz unmöglich. Gleichwohl verbreitete sich der Glaube, daß er ein Mobilier von zwei Millionen an Werth besaß, und daß die Diamanten seine Grau, welche bürgerlichen Ursprung war, eine halbe Million betrügen. Nur allein Wirklich verrinigte sich den Grafen verhaft zu machen; obwohl aber stand seine Eigenschaft als Verdächtiger. Es bildete sich also sehr bald ein Komplot, das seinen König bewußte. Kappter derselben waren die Grafen Dohna, von Tettau und Dönhoff in ihrer Verbindung mit dem Hofmarschall von Werben, welcher es auf sich nahm, dem Könige — wie es ausgetragen wurde — „die Augen über seinen Premier-Minister zu öffnen.“ Friedrich hatte jedoch bis zu seinem fünfzehnährigen Regierungsjahre, wo ihm die Wiederfuhr, allerlei Erfahrungen eingesammelt, um nicht zu teissen, daß es auch in der vornehmsten Klasse Menschen gäbe, die, vom Reihe gerückt, gleich denen der untrüglichen, die Personen mit den Dingen verwechsle, und alles, was über ihnen steht, anseindeln. Er hörte also seinem Hofmarschall gläsern an, als dieser sich anheischig machte, vor Bericht zu treuweisen, daß die Tasel des Oberkammerdeß pächlich gegen 30,000 Thlr. koste. Soden glaubte Herr von Werben abgesiegzt zu haben, als der Graf von Wartenberg eintrat. Es bedurfte jetzt nur einer furgm Unterredung, um dem Könige die Überzeugung zu verschaffen, daß man ihn habe missbräuchlich reellen. Den Briefen in seiner zuletzt Umgehung wieder herzugeßen, stellte Friedrich seinen Hofmarschall als einen Verdächtiger auf die Festung Küstrin^{*)} und

^{*)} Es wird hinzugefügt, daß Werben, um nach einigen Ma-

entfernte die Grafen sie, daß Dehns und Dörhofs ihre Güter verloren, kommt ein Kommando in Brandenburg erhielt.

Es blieb nicht bei den Güter-Operationen, deren wir bisher gesprochen haben. Im Jahre 1703 wurde eine Handlungsspitze eingeführt, die Abgabe vom Fleisch erhöht, eine Salz- und Mahnungs-Strafe angelegt, und die Einfuhr ausländischen Tuches mit 2 Thlr. für jedes Stück bestraft. Im nächstfolgenden Jahre bestimme man die Belohnung in Schießen, Schuhm, Pantoffeln, Strümpfen und Gütern; von allen diesen Gegenständen mußte ein Grafen entrichtet werden, und wer auf seinen Kindern Gold- und Silbertressen tragen wollte, mußte diese Erlaubnis mit einem Thaler jährlich erkaufen. Sogar der Kürige Stand wurde besteuert, indem jedes Mädchen unter vierzig Jahren ihrer freiwillige oder erzwungene Letzgität mit 2 Thlr. jährlich müssen mußte. Die drückendste Strafzage war die, wodurch der Graf von Württemberg jeden Schaffel Salz mit 16 Sc. bestrafte; sie war sogar verhängt, indem sie den Handel mit gesalzenem und geräuchertem Fleisch, mit Fischen und Krebsen zum Stillstand brachte, am meisten dadurch, daß den Nachbarn der Brandenburg eine so schwere Abgabe, wenn sie den infantischen Salzsc. bedurfte, erlassen wurde; denn sie zahlten nur einen Groschen. Alpö bestieg angegriffen, beriet die Gelehrsamkeit den Wust; und da die Wut der Brandenburg sich am natürlichen in der Verarmung befürchtet, so blieb schließlich ein Wind unterlassam,

zum frischen Krebs wieder zu erhalten, dem Grafen von Württemberg habe 16/000 Thaler jährlich zufallen müssen; das — erzählt Julius Appella.

wiehroß, unter günstigeren Umständen wohl hätte zur Verbesserung der Landw.-Kultur beitragen können.

Dies war die Verwandlung der Erbpaßt in eine Zeitpaßt. Urheber dieses Projekts war Christian Friedrich von Bonn, ein wissenschaftlicher Rapf, der sich auf dem Stande eines Geheimen zu dem einen geheimen Kammerarzte und gelebt sogar zu dem Hofstaat emporgeschwungen hatte. Es war ihm nicht entgangen, daß die Erbpaßt, vorzüglich wenn sie nur einem Intervall von sieben Jahren umfaßt, sehr wenig für die Fortschritte des Ackerbaus kriefft; und vielleicht hatte er sogar eine Ahnung davon, daß eine allzu stark in die materielle Betriebsamkeit verflöchtete Regierung zu einem unmaßtigen Hindernisse verfallen wird. Sein Vorschlag ging also dahin, daß man die königlichen Domänen-Grundstücke in allen Provinzen — zwar nicht verkaufen oder veräußern, wohl aber in Erbpaßt geben solle, und zwar dreigeteilt, daß man das Inventarium, die Gebäude und die Ausstatt., nach vorangegangener Abzählung, verkaufen und bewahrt einen Erbstaat.-Ranen festlichen solle, der als Grund-Rente betrachtet werden könnte. Der Versuch, dies durchzuführen, wurde vom Jahre 1705 an gemacht. Daß er nicht ganz schiffahrt geht auf dem Umstände beruht, daß Friedrich der Erste starkfolgt, welcher diese Finanz-Operation immer gehabt hatte, gleich nach seinem Regierung.-Eintritt nichts untersucht ließ, um die Niedervermählung der Erbpaßt in eine Zeitpaßt zu bewirken. Doch wie wenig konnte im Ganzen gekriefft werden, da der Versuch zu einer Zeit gemacht wurde, wo die Masse der Zahlmittel gering war, und die ganze Gesellschaft sich im Zustande der Kraftlosigkeit befand! Je mehr

bießt nur Finanz-Operationen nur der Ausdruck der Bedürftigkeit der Regierung war, desto schneller mußte es das Maßchen gewinnen, als ob es in sich selbst fehlerhaft sei; denn was auf dem Verlauf der Inventionen, der Gebäude u. s. w. in die königlichen Kassen floß, war mir allen bald wieder aufzugeben, und so der Kaiser weniger einzuziehen, als das Reichs-Quantum, so schien die Verantwortlichkeit des Kaiserreichs nur allzu erträglich. Das Wahr in der Sache war, daß man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zwar die Gesellschaft auf dem Gleisen, dieses aber nur auf eine sehr unbestimmte Weise auf die Gesellschaft brachte, und daß noch keine deutliche Verstellung davon machen konnte, daß Gewalt und Todten in Beziehung auf die gesellschaftliche Thätigkeit nicht weiter ist, als Würfung, daß ganz verschieden angelegt werden kann, und nur dann am besten angelegt seien, wenn sein Produkt, als Grundlage der menschlichsten Verhüttungen, zu einem Urtheil einen Werthreiche die nachhaltigste Errichtung giebt. Gute staatsrechtliche Einsichten waren diesem Prinzip nach fremd, daß der Urtheil der Erbprinz zur Verantwortung gegeben, und nicht bloß entgeg. standen, sogar zum Erfolg auf Lebendigkeit verurtheilt wurde. Das Erbprinzip bei adelischen Würden schien noch Schicksal über ihn gebracht zu haben; denn dieser Adel begriff sehr wohl, daß die Künste zwischen ihm und dem Sonderfürsten sich je mehr und mehr befestigen wolle, wenn dieser aufhörte durch Grundbesitz der erste Edelmann und folglich ein kleiner priamus inter pares zu seyn: eine Verwandlung, die, wie sehr aber weit fühlte sie auch vollendet werden mögen, nach der Annahme des Abnugthofs nicht auszuhören schien.

Wie wenig auch der Zusammenhang war, zweim Frieden des Ersten Theilnahme an dem spanischen Erbfolgekriege mit der Annahme des Königstitels stand: so schätzte doch wenig davon, daß dieser König der Allianz mit den Spaniern entsagte, bloß weil er sich durch das Testament verschuldet des Deutschen verfügt glaubte. Dicht hing auf folgrader Weise zusammen. Friedrich Heinrich von Oranien hatte in seinem letzten Willen festgesetzt, daß, nach dem Aussterben des oranischen Stammbaumes, seine Erbänder auf seine Tochter, die Gemahlin des großen Kurfürsten, übergehen sollten. Hierauf war Friedrich der Erste Erbe dieser Güter, nach dem kleinen Wilhelm von Oranien. Möglicherweise weniger hatte dieser ein Testament hinterlassen, nach welchem der älteste Erbsohn von Nassau sein Erbe werden, und die General-Staaten Holländischer des Testaments seyn sollten. Die sonstigen Länder waren das Fürstentum Oranien, die Herrschaft Mörkö, und mehrere in Holland und Zeeland gelegene nicht unbedeutende Domänen. Galt Friedrich der Erste diese Erbschaft preisgünstig? Er hatte seine Truppen durch 8000 Mann vermehrt und diese den Verbündeten zu Hülfe gesendt, als er sich selbst nach Elze begab, um wegen der Erbschaft mit den General-Staaten zu unterhandeln. Wie hätte dies aber mit bessrem Erfolg geschahen können, als durch die Drehung, daß er seine Truppen zurückgewichen entstlossen sei, wenn man ihm nicht gerecht werde? Die General-Staaten gerieten in Verlegenheit durch diese Ankündigung; da sie aber den König seinem Charakter nach haunten: so senden sie leicht das Mittel, ihn für ihre Sache zu gewinnen. Ein großer Diamant nimmt zur Einleitung eines vorläufigen Vergleichs,

tochten wir Zeige war, daß Friedrich seine Truppen in Südböhmen ließ. Als Schwig der Würthner, unmittelbar darauf, den Prinzen von Cossi zum Fürsten von Oranien machte, ging Friedrich noch weiter; denn nicht genug, daß er sein Herz vergrößerte, nahm er auch die Truppen der Herzoge von Westfalen und von Westfalenland in seinen Dienst, um den König von Frankreich, dem er auf d' Heimlichkeit den Krieg erklärte, bestre mehr Überraschung zu thun.

Den spanischen Erfolgserfolg in allen seinen Phasen zu beschreiben, würde hier am untersten Orte seyn. Was nun die Teilnahme der preußischen Truppen an betrifft: so ist man allgemein darüber einverstanden, daß der, von dem großen Kunstsinn ihres eingeschickten Heers noch nicht verfolgen war. Sie hatten sich unter dem General-Minuteman Lepel bei Kaiserswerth, Kempen, Linten, Dordt und Venlo, sowie auf Rheinbergen ausgespielt, als sie im Jahre 1704 die berühmte Schlacht bei Huyßfeld entschieden . . .

Der Aufzug des Jahres 1703 hatte sich für die Spanier mit der Einnahme von Alt-Breisach und von Bamberg günstig; und den Gedanken der österreichischen Erbtherrin näher, hatte sich der Kurfürst von Bayern im Deutschen Krieg im Jahre 1704 ausgebürgert, und hierauf, längst der Deutze, alle Pläze bis nach Passau hin besetzt. Die Lage des Kaiserthums war um so bedenklicher, weil auch die Ungarn reicher unrechtmäßig geweichen waren, und unter Siegesfrey die Fähre der Engländer aufgepflockt hatten. Nicht Düsseldorf und Amsterdam hatte sich zwar bei seinem Waller zum König von Spanien ernannte Erbtherr Karl nach England abgeben, um von hier aus nach Süß-

sehen zu geben; obhin, wie weit ausschauend waren die Hoffnungen dieser Prinzen, so lange der Kaiser selbst in seiner Hauptstadt betrete war! Propold, dem dies nicht entging, tief vor allen Dingen den Prinzen Augen auf Tränen zu trüben, und sprach hierauf den Brüdern der Königin von England an. Der Herzog von Marlborough wurde unter diesen Umständen des Kaisers verächtlichste Enthüse, daß er eine Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Deutschland in Verschlag brachte. Erst willigte die Königin ein; und schon im Januar 1704 ging der Herzog nach Holland zu Fuß, um mit den Abgeordneten der General-Staaten den Operationen-Plan zu verabreden, der für den nächsten Feldzug befehigt werden sollte. Man kam darin überein, daß, während der General Oberst mit einem angemessenen Corps in den Niederlanden zurück bleibe, die Haupt-Armee unter dem Oberbefehl des Herzogs am Rhein agiren sollte. Seinen wirklichen Plan vertraute Marlborough nur Wenigen; denn er fürchtete die Eingebigkeit der Holländer, welche sich durch eine allzu weite Entfernung des General nicht für vertraulich halten könnten.

Nachdem er nun im April alle seine Truppen bei Maastricht versammelt hatte, brach er am 8. Mai nach Deutschland auf. Er war bei Venlo angelangt, als er die sicher Maastricht erhörte, daß Verstärkungen des französischen Heeres in Baiern bei Willingen zu dem Herzog geflossen waren. Seinen Marsch beschleunigend, ging er den 2ten Juni über den Neder, und meldete auf seinem Hauptquartier in Lübenburg den General-Staaten, daß er von seiner Königin den Befehl erhalten habe dem bewaffneten Striche zu führen zu kommen. Die General-Staaten fanden sich in

ihr Schießsal, weil gefährliche Dinge nicht ungefährlich gemacht werden können. Da Württemberg erhielt der Herzog den ersten Besuch von dem Prinzen Eugen. Am folgenden Tage fand sich auch der Prinz Ludwig von Baden ein. Zwischen den drei Freiherrn wurde nunmehr alles vereinbart, und den glücklichen Erfolg ihres gemeinsamen Unternehmens sichern bemüht. Der Prinz Ludwig von Baden ging zu seinem Heere an der Donau zurück, während Prinz Eugen sich nach Philippensburg begab, und Warthausen, nachdem er sich bei Württemberg mit den Kaiserlichen vereinigt hatte, über Elchingen, Göggingen und Landhausen, sich den feindlichen Verhängnissen bei Dillingen näherte. Diese trauerten den 2. Juli unter dem Beistande des Prinzen Ludwig von Baden, welcher den Bairen in den Rücken drang, erschreckt. Ohne die Fliehenden zu verfolgen, gingen die Verbündeten auf Schiffbrüchen über die Donau, und ein abgesondertes Corps mußte über den See vordringen, um in dem Lande des Kurfürsten von Bayern Pestal zu lassen. Dieser hatte sich unter die Räsonen von Augsburg gesetzt, wo er die Anhänger der französischen Marschälle Villeroi und Tallard erwartete, welche ihm, von Reich her, mit 45,000 Mann zu Hilfe rückten. Alles boten die Verbündeten auf, um ihn zu einem Abfall von dem französischen Bündnis zu bewegen; und da die Gemahnet Bairen ihr Heer mit Warthausen untergebracht vereinigten, so wünschte der Kurfürst einige Augenblicke in seinem Einschluß. Sobald er jedoch erfaßt hatte, daß der Marschall Tallard mit einem beträchtlichen Corps durch den Schmuggealb ins Steppen gehe, erklärte er, daß er sich verpflichtet fühle, seinen Verbündeten tren zu können. Eine Bandenverherrung,

welcher bis nach Wändchen drückt, war die Antwort auf diese Erklärung.

Während sich nun Marlborough und der Prinz Ludwig von Geden mit der Einkürzung von Ingolstadt beschäftigten, ging der Kurfürst den 5. August nach Ulm, wo er sich mit Waller vereinigte. Beide beschlossen, bei Ebingen über die Donau zu gehen, um den Prinzen Eugen anzugreifen, welcher, von Würzburg aus, dem französischen Heere gefolgt war, und sein Lager bei Hochstadt aufgeschlagen hatte. Diese plätschte jedoch die Erwartungen des Feindes durch eine Bewegung, wodurch er sich ihm entzog. Da nun der Kurfürst und der französische Marschall gleichwohl über die Donau gingen, und ihr Lager bei Ehingen ausschlugen: so beschlossen die Verbündeten, daß der Prinz Ludwig die Umlagerung von Ingolstadt beginnen sollte, während Eugen und Marlborough den Kurfürsten beobachten wollten. Beide Feldherren vereinigten sich, diesem Beschlus gemaß, in dem Lager bei Würzburg.

Die Stellung des Kurfürsten, so wie sie am folgenden Tage beobachtet wurde, war in einem hohen Grade vortheilhaft; denn, während sein rechter Flügel durch die Donau und das Dorf Ehingen beschützt wurde, war seine Front durch einen Bach gesichert, dessen abschüsse Ilz vor dem Uebergang erschwerten; der linke Flügel war bestützt durch das Dorf Inglingen. Uingeschützt dieser Schwierigkeiten beschlossen die Oberfeldherren, lieber unverzüglich anzugreifen, als untheilig zu bleiben und ihre Vorräthe zu verbrauchen. Sobald nun ein formlicher Schlachtplan entworfen war, und die Unter-Generale die nöthigen Befehlungen erhalten hatten, traten die Truppen ins Schlaf und stellten sich in

Stellung.

Schlachtfestung. Ihre Gesamtkraft belief sich auf 35,000 Mann. Auf dem rechten Flügel befahliger der Prinz Eugen, auf dem linken der Herzog von Marlborough. Die Franzosen und Wallen waren 60,000 Mann stark. Ihre rechten Flügel befahliger der Marschall Tallard; und da dieser Marschall befürchtete, daß die Hauptanstrengung der Verbündeten gegen das Dorf Blenheim gerichtet werden würde, so hatte er dasselbe mit 27 Bataillonen und 12 Geschützen besetzt. Den linken Flügel leitete der Kurfürst unter dem Beikande Marsin, eines fähigen und erfahrenen Generals der Franzosen. Am 13. August Vormittags um 9 Uhr nahm die Kanonade ihren Anfang und dauerte bis um 1 Uhr Nachmittags. Jetzt ging der General-Major Wilms an die Spitze von Hessen und Engländern über den Bach und schenkte sich links zu einem Angriff auf das Dorf Blenheim. Dieser wurde zum dritten Male wiederholt, als auch die Truppen des Minipanels und des rechten Flügels der Verbündeten auf verschiedenen Punkten über den Bach gingen und sich auf dem entgegengesetzten Ufer aufstellten, ohne gleich Anfangs vom Winde unruhigt zu werden. Dem rechten Flügel gehörten die Truppen des Herzogs von Braunschweig an; sie standen unter dem Befehl des Fürsten von Anhalt. Erst nach und nach sprangte die französische Reiterei heraus, und da sie von der Infanterie des Dorfes Blenheim unterstellt wurde, so zwang sie einen Theil der Verbündeten über den Bach zurückzugehn. Daß die Preußen widerstanden dem Anfalle der Franzosen und Wallen mit so viel Standhaftigkeit, daß sich Prinz Eugen an ihre Spitze stellte, nicht ohne aufzurufen: „mit beworben Leuten will ich kämpfen, nicht mit Freien, die auf dem

ersten Anfall zurückzweichen" *). Da sich nunmehr der kühle Glücks der Verbündeten vollständig gehilbet hatte, so rückte er in Stoff vor und bedrängte die feindliche Reiterei, welche sich von einem Zwischenraum zum andern wechselte. Kreisrunden Widerstand zu leisten, ließ Zallard die Kreisrunden der Reiterei mit 10 Batterien ausfüllen. Egalich aber sendete der Herzog von Marlborough drei Batterien seiner Truppen zur Unterstützung. Wie heftig auch das Feuer des französischen Hauses war, so stieg doch der Feuer der Verbündeten mit den Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, und nachdem die französische Reiterei gewichen war, wurde das Rennen siegreich. Schon fühlte Zallard sich so gesättigt, daß er den General Marlin durch einen Adjutanten aussorbern ließ, die Verbündeten durch eine Unterstellung von Blenheim abzuweichen. Doch dieser General ließ ihmjuridisieren, er habe Würde, sich auf eignem Grunde und Boden zu behaupten. Das Schicksal des Zuges war jetzt schon mehr als zur Hälfte entschieden. Die Reiterei des rechten französischen Flügels, welche über die zwischen Blenheim und Hochstädt geschlagenen Brücken zu entkommen suchte, fand ihr Ende entweder im Grindel oder in den Flüssen; und Zallard, der sehr vorsichtig war, wurde bei der Würde hinter dem Dorfe Sandem gesammelt genommen, nachdem er kurz zuvor seinen Sohn an seiner Seite hatte fallen sehen. Der Herzog von Marlborough war gerecht mit Zallard zur Unterstützung des Prinzen Eugen bestürzt, als dieser ihm sagte ließ, daß er seiner Würde bedarf, nachdem der Rutsch von Wallen

*) E. Monceaux de Brandebourg, p. 193.

und General Maréchal Oberstien und Legions geräumt hätten. Injet Hennen des Schlachtfeldes umringten die Verbündeten das Dorf Vimyrie, wo nicht weniger als 12,000 Mann der besten französischen Krieger gesammt verdrängt waren. Diese, glücklich abgeschnitten und von ihren befehlsreichen Anführern verlassen, legten die Waffen nieder und ergaben sich zu Gefangenen, unter der Bedingung, daß ihre Offiziere nicht geplündert werden. Außer diesen fanden in die Hände der Verbündeten 100 Kanonen, 24 Mörsen, 120 Fahnen, 171 Standarten, 34 Rütschen, 3800 Sätze, 300 beladenen Maulschl., viele Pontons und 15 mit Silber angefüllte Bässer.

So verhielt es sich mit der Schlacht bei Hochstädt. Die Niederlage, welche dadurch der Würdehabe in derselben litt, schmerzte um so mehr, weil sie der erste große Unfall war, der ihn bisher getroffen hatte. Er allgemeint nun nun keinem einen verstanden war, daß der Sieg der Verbündeten auf die Rückkehr der perusischen Tapferkeit gesetzt werden müßt: Dessa rechte bemühte sich der König von Frankreich, Friedrich den Ersten von dem großen Bunde zu trennen und zu sich hinüber zu ziehen. Er erbat sich zur Anerkennung der Königswürde; da er aber fühlte, daß dies eine bleiste Kleinigkeit bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge sei, so machte er sich zugleich verbindlich, daß Ginsburgum Oranien zu rückschicken, die Unsprüche des Königs auf Wechselseit zu unterschämen, ihm 100,000 Louis. Vor füglich und 100,000 Thaler monatlich zu zahlen. Friedrich der Große verwarf diese Wartung, da er in wichtiger Wiedergung seiner Lage, aber weil er den französischen Verheißungen nicht traute, oder radlich, weil er ein gehörig

Uebergang darin stand, den sieben Fußweg seinem Werth
füllen zu lassen. Was auch sein Brueggrund seyn mochte:
das Jahr 1704 kann als bedeutsig betrachtet werden,
weiln Friedrichs des Ersten Glück seinen Hochpunkt er-
reichte. Dem nächsten Jahre an vertrugte ein Unfall den
anderen, und indem es keine Gnugthung mehr für den
Verlassenen gab, sehen wir die letzten neun Jahre seiner
Regierung unter Krankheiten und Schicksalsdrägeln ver-
strichen, welche Zeitem, der sich in seine Tage zu verlegen
verirrt, den Werth zu irgend einem strengen Urtheil nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Staatswirtschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Die Klippe, an welcher die Prinzipien der Staatswirtschaft am sichersten scheitern, ist die Unsicherheit des Kriegerstaates, als Ausvergräb und der Unbeständigkeit der National-Verhältnisse.

Emmanuel Kant sagt, diesen Gegenstand betreffend, in seiner „Wer zu einer allgemeinen Geschichte in rechtsherrlicher Weise“ mit treffender Weisheit:

„Die Errichtung einer vollkommenen bürgerlichen Verfassung ist abhängig von dem Problem eines geognostisch dauernden Staatsverhältnisses, und kann, als Problem, ohne daß keiner nicht gelöst werden. Dazu, was hilft es, an einer gesetzmäßigen bürgerlichen Verfassung unter einzelnen Menschen, d. h. an der Errichtung eines gemeinen Wesens, zu arbeiten? Dieselbe Ungeheilheit, welche die Menschen hierzu abhält, ist wiederum die Ursache, daß jedes Gemeinwesen im dauernden Verhältnisse, d. h. als ein Staat in Beziehung auf Staaten, in ungebundener Freiheit steht, und daß folglich einer von dem anderen dieselben Verbot ertheilen muß, welche die einzelnen Menschen erlangen, in einen geognostischen bürgerlichen Zustand zu treten. Die Natur hat also die

Übertragsamkeit des Menschen, selbst der großen Gesellschaften und Staatskörpern leicht Geschädigt, wieder zu einem Mittel gebracht, um in dem unvermeidlichen Antagonismus verschönen einen Zustand der Ruhe und Sicherheit aufzufinden; d. h. sie treibe durch die Kriege, durch die überspannte und nie nachlassende Zürichung zu denselben, durch die Macht, die dadurch endlich jeden Staat, selbst mitten im Kriegen, innerlich fühlen muß, zu unzähliglich unentstehenden Versuchen, endlich aber, nach vielen Versäufungen, Unzappungen und selbst durchdringiger innerer Erschöpfung ihrer Kräfte, zu dem, was ihnen die Vernunft, auch ohne so viel traurige Erfahrungen, hätte sagen können, nämlich: aus dem geschlossnen Zustande der Willen hervorzugehen und in einem Güterbund zu leben, wo jeder, auch der kleinste Staat, seine Sicherheit und seine Rechte, nicht von eigener Macht oder eigener rechtlicher Beurtheilung, sondern allein von diesem großen Güterbunde (Foedus Amphictyonum), von einer vereinigten Macht und von der Entscheidung nach Gesetzen der vereinigten Willen, erwartetem könnte. So schroffmärrisch diese Idee auch zu sein scheint — und als solche an einem Stück von Dr. Spinoza oder Rousseau veracht werden ist — vielleicht will sie solche in der Ausführung zu nahe glauben: so ist es doch der unvermeidliche Ausgang der Macht, wozin die Menschen sich einander verkehren, welche die Staaten zu eben der Entscheidung (so schwer es ihnen auch eingeht) zwingen muß, wozu der wilde Mensch eben so ungern gezwungen ward, nämlich: eine brutale Freiheit aufzugeben, und in einer gesetzlosigen Verfassung Ruhe und Sicherheit zu suchen.

Alle Kriege sind demnach eben so viele Versuche (nicht in der Weisheit der Menschen, aber doch in der Weisheit der Natur) neue Verhältnisse der Staaten zu Stande zu bringen, und wo nicht durch Zersetzung, doch wenigstens durch Zersetzung aller, neue Körper zu bilden, die sich aber wieder, entweder in sich selbst oder neben einander nicht erhalten können, und daher neue Revolutionen erzielen müssen, bis endlich einmal, thut durch die best-mögliche Anwendung der bürgerlichen Verfassung innerlich, thut durch eine gemeinschaftliche Unabhängig und Geschwadung dagegenlich, ein Zustand erreicht wird, der, einem bürgerlichen gemeinsamen Wesen ähnlich; so wie ein Automat sich selbst erhalten kann.²

Was dem Königsberger Philosophen in seiner sonst so rücksichtigen Auseinandersetzung von dem Naturrecht des Krieges entgangen zu seyn scheint, ist, daß die Wurzeln gemeinschaftlichen Gerichtshofs zur Entscheidung von National-Streitigkeiten, d. h. zur Abwendung der Kriege, immer ein philanthropischer Traum blieben wird. In Wahrheit, was würde das für ein Gerichtshof seyn, der über bergischen Streitigkeiten entscheiden möchte, ohne zugleich die Mittel zur Belebung seiner Urtheile zu besitzen? Gekreiselt er aber, um solche Urtheile zu vollziehen, die Wölfe auf, ihre Hände in Bewegung zu setzen — wie läßt sich annehmen, daß die Wölfe die Kosten des Krieges wahrnehm bestrafen wollen, ohne eine ihrer Spur mit entsprechender Entschädigung zu erhalten? Wer würde nun den Sieg tragen? Wahrscheinlich nicht der Menschenstolz, wohl aber der Gedanke.

Geht es sich also um ein positives Mittel zur Ab-

menlung des Krieges handelt, ist diese nicht in einem Simplicienen-Wand zu finden. Es muß von einer ganz andern Seite herkommen; und wie schwach, bei dem bisher erreichten Zivilisations-Grade, auch die Aussicht auf eine unbrüderliche Wirtschaftsfeindes seyn möge, so hoffen wir doch diesen Abschnitt nicht zu schließen, ohne jene Aussicht eröffnet zu haben . . .

Für die Entwicklung der mehrheitlich möglichen Fähigkeiten des Menschen ist der Friedenszustand so nachtheilig, daß man sagen kann, der Krieg sei für alle, in der Zivilisation vorgezehrten Nationen nur in dem Lichte eines großen Uebels zu betrachten. Ich sage: „für alle in der Zivilisation vorgezehrten Nationen.“ Unders verhält es sich mit solchen Nationen, die noch auf einer niedrigen Stufe der Kultur stöhnen; denn für diese kann der Krieg sogar Bedürfniß seyn, nämlich als Mittel, wodurch man sich das Verhältniß, wodurch man entzählen müßt, wenn man es dem eigenen Konskientz verhindern sollte. Auf diese Weise war im Alterthum der Krieg Bedürfniß für mehrere Völker; am meisten aber für die Römer, welche die Geschicklichkeit hatten, ihn dadurch zur Quelle ihrer Wohlfahrt zu machen, daß sie weit und breit ihre Nachbarn unterjochten, und diese die Künste des Friedens für sich verrichten ließen.

Diese Graden sind für immer vorüber. Nicht daß der Untergangismus von Nation zu Nation gänzlich verschwunden wäre; allein er hat einen andern Charakter angenommen, welcher sich wesentlich darin auspricht, daß der Aufwand, der für den Krieg gemacht wird, nur in dem Lichte von Opfern erscheint, welche zur Sicherung des Friedens dargebracht werden, daß man also, je mehr und mehr,

dem Angriffskriege entsage und sich auf den Verteidigungskrieg beschrankt hat. Doch auch innerhalb dieser Grenzen bleibt — man kann nicht sagen der Krieg, wohl aber die Anstalt, welche für denselben im Maßfall getroffen werden muß, in einem hohen Grade läßig; denn da allz, was die Aufrechterhaltung dieser Anstalt erfordert, nur von dem Produkt möglichster Arbeit hergenommen werden kann, so wird der Arbeitselohn gerade um so viel geschränkt, als davon abgezogen werden muß, um den Wallahr-Crat zu erschütten. Doch schlimmer steht sich die Sache, wenn Ueber-triebung statt findet, wie schwer diese auch zu verhindern seyn möge, sobald Nebenkosten im Spiele ist, oder besondere Gebäude vorhanden sind, um deren willen man mächtiger schreien muß, als man wirklich ist: die Gesellschaft kann unter selchen Umständen leicht dem Erschöpfung entgehen, daß ein nicht unverdächtiger Mann von einem Gatten bestohlen, dessen beste Obschau in einem Baum versteckt wurde, damit die wilten Schweine abgehalten werden möchten. Ueberhaupt gibt es keinen Gegenstand, der den Staatswirthschaftslehrer in größere Verlegenheit bringt, als die Bestimmung oder Gestaltung des Aufwandes, welcher gemacht werden muß, um der Gesellschaft die Sicherheit des Friedensbestandes zu sichern; dann, was er auch erfordern möge, um eine haltbare Regel für sein Verfahren aufzustellen, so wird er doch nicht unheim können, die Umstände zu berücksichtigen, mehin sich der einzelne Staat, für welchen er statuiren möchte, anderen Staaten gegenüber befindet.

Die Staatswirthschaftslehrer müßte jedem Einfluß auf die Gestaltung der Verteidigung des Staates entsagen müssen,

wenn die Mittel dieser Verteidigung gleichgültig seien, d. h. wenn es sich nicht um glücklichen Erfolg handele. Nur in dieser Beziehung tritt die Kunst der Verteidigung in das Gebiet der Staatswirthschaft ein; da nämlich alle unverzinsamen Mittel schwer zu liehen kommen, so ist es gerade die Verwendung des Flußwands oder der Räthen, was den Erfolg bestimmt.

Die Wölfe wollen unabhängig von einander seyn; sie wollen die freie Entwicklung ihrer Fähigkeiten nach deren gesamtem Umfang genießen. Dadjenige Wall jedoch, daß unter dem Vorwande, daß im Falle der Krieg zu vertheidigen, Heere organisirt, welche den Krieg ins Land zu versetzen gescheit sind, würde ein festspiegelndes Militär-Wesen haben, und von denselben schlecht vertheidigt werden. Dieses Militär-Wesen würde festspiegelnd seyn; denn, um den Krieg ins Land zu versetzen, bedarf es fertiger, gut abgerichteter Heere, welche nur dadurch zu gewinnen sind, daß ihre Bestandtheile keine andere Bestimmung kennen lernen, als den Krieg. Nun, es bedarf stehender Hure. Dies ist jedoch das Wenigste bei der gegrundirten Art Krieg zu führen; denn es bedarf außerdem zahlreicher Besatzung, fliegender Brüder, sogenannter wandelnder Hofspitälern, und weil man sich auf Verluste aller Art gefaßt haben muß, geboppelten Schießbedarf. Ein auf dem Wall stehender Kanon von großem Kaliber verursacht keine Transportkosten und sein Schießbedarf ist immer bei der Hand, während ein Belagerungsgeschütz vielleicht vierzig Pferde notwendig macht, um es mit allem, was dazu gehört, fortzuschaffen und an Ort und Stelle zu bringen. „Grosse Hure“ sagt Dupont de Nemours, os sind für das Wall, das

lich erschöpft, um sie ins Größ zu stellen, noch weit verblüffter, als für den Krieg, den sie bekämpfen sollen.⁴ Hat er Unrecht? Auch Kriegsschiff, welche bei weitem nicht Angriffss-, als Verteidigungsmittel sind, verursachen eine ungemeine Aufgabe, welche um so mehr zu bewältigen ist, als die riesenartige und leistungsfähige Maschine, an welcher sich der schöpferische Geist des Menschen gewissermaßen erschöpft hat, nicht länger als fünfzehn bis zwanzig Jahre verhält, fräßt dann, wenn sie von seinem Unfall betroffen wird.

Über die Erhaltung der Weltunabhängigkeit trüglich durch so leistungsfähige Mittel geführt: so würde man wenig eintrenden können gegen den Gebrauch derselben. Doch das Schlimme in der Sache ist, daß ein großer Weltdiktator, um die Weltunabhängigkeit zu sichern, sie sich leicht am meisten in Gefahr bringt. Zuredelung ist ein Gewande, dem der Mensch auf die Dauer nicht entragen kann. Man ist also nicht einmal berechtigt von menschlicher Schwachheit zu reden, wenn diejenigen, welche über die National-Ströme zu gebieten haben, gegen aufdringliche Mächte einen Ton annehmen, der um so stolzer ist, weil ihnen Mittel zu Gebote stehen, welche in die Ferne reichen. Dazu kommt, daß Willkür, den Künsten des Friedens fremd, und in dem Kriege nicht weiter erblüht, als eine Gelegenheit zur Verhöhnung ihrer Glücksumstände, ihre herbei wünschen, wosfern sie nicht noch weiter geben. Es fehlt aber nur an Schringeladen, daß herbrüggen, und man reißt. Dann fürtig der Vierzehnter nicht an der Spieße schlagfertig kann gekämpft, so wie er andern Mächten weniger Pracht zu besitzen haben; es wäre ihm alsbann schwierig eingeschlagen, alles unter seinem Willen

benzen zu wollen, sogar Wölfer, die ihm auf seine Weise verpflichtet waren. Auf gleiche Weise würde sich England nicht in alle Pittigum Europa's gemischt, und dieselben zu seinem ausschließenden Vorteil zu benutzen versucht haben, wodurch es nicht im Geringst geringer Werten gewesen, bis es nach allen Richtungen hin ausschärfen konnte. Man denkt sich einen Napoleon Bonaparte, der nicht nur tapfere und gut disziplinierte Heere gebürtig fände! Welchen Blasphemie wird er für seinen raschen Erfolgslusttrieb suchen und finden? Er wird keinen andern Ehrgeiz haben, als Frankreichs Zustand im Innern zu verbessern; und daher werden sich Frankreichs Bewohner und er selbst nur desto besser befinden . . .

Die bei weitem zahlreichste Klasse eines Volks, die hervorbringende, findet nie ihrem Vorteil in entschieden Kriegen, weil sie darunter nur leiden kann. Was folgt daraus? Dies, daß die Gefahren, welchen sie bei diesen Kriegen ausgesetzt ist, jedermaul von den Fehlgriffen, aber den Unbedenklichkeiten, oder den Verhältnissen Dritter herrühren, welche an der Spitze der Gesellschaft sitzen. Man durchläuft die Geschichte neuerer Zeit, wie man will, und man wird allenthalben die Entdeckung machen, daß es nicht der Wille des Völker war, daß die tödlichstigsten Schicksale über sie brachte. Da sieht es nun nicht an Thoren, welche sich einbilden, den Ehrgeiz der Erbauer Roms durch politische Restitutionsen ein Bläger angelegt werden. Dies ist der abgeschmackteste Wahnsinn, den es giebt. Will eine Regierung den Krieg, so wird es ihr niemals an Mitteln fehlen, ihn unvermeidlich zu machen. Außerdem aber muß bemerkt werden, daß gewöhrte dirigenzige Regierungen, denen man

durch politische Verfassungen die Gnade finden möchte, am meisten hörten eine Aufforderung zum Kriegsführen erhalten, indem sie durch den Krieg den freien Spielraum, den man ihnen nehmen wollte, wiederherstellten.

Was jedoch vor allem in Betracht kommen mößt, ist, daß sehr gebildete Militärkräfte vor dem Zweck erfüllt haben, welcher ihr Wesen allein rechtfertigen könnte; nämlich die Vertheidigung der inneren Einrichtungen eines Landes oder dessen, worauf sich seine Unabhängigkeit stützt. Auf dem Kongreß zu Westruthenberg mussten Schwägs des Kriegsherrn Gesandte sich gefallen lassen, daß man über das Schicksal ihres Gebietes das Paß warf, ohne daß man auf ihre Gegenvorstellungen achtete. In dem amerikanischen Kriege wurde England gezwungen, die Subverdienste über seine Kolonien fahren zu lassen; und später verbannte es seiner Insolvenz allein die Wohlthat, daß es unterfert und unterbietet blieb. Und wurde Napoleon Bonaparte mit dem schärfsten Unmuth, die es je gegeben hat, nicht noch mehr gebemüht, als alle, die er früher hatte demütigen wollten? Es sindbarer die Hure waren, die man in's Feld stellte, desto sichtter führen sie für das Land, von welchem sie aufgingen, den Krieg und alle die Kriebe herbei, die ihn begleiten. Das alte Sprichwort: „Si vis pacem, bellum para“ paßt nur für die Völker der Vorzeit; bei ihnen erschien die Stärke über alles. Für die neuen Völker paßt es nicht mehr; denn ihre Bestimmung ist Feindselig, sich zu unterjochen, und indem der Erfolg nicht immer die gerechte Gerechtigkeit bringt, kann groß Kriegsgeist nicht weiter, als daß sie den Krieg herbeiführen.

Dies geht ganz natürlich zu. Wo ist ein Volk auf

anderen Wetter bleibt — so ist ein Volk eine Münze, aber Gewalt-Politik besiegelt, wodurch es einem anderen Wetteifrig wird, seziert wird, von Staub an, in eine feindselige Stimmung, welche verfestigt bleibt, so lange es nicht im Stande ist, sich zu beruhigen, welche aber heraustritt, sobald es sich stark genug glaubt. Der Druck bleibt also dann nicht lange auf; und fragt man, was ihn heraustragen führt habe, so ist die einzige richtige Antwort: „die Ungerechtigkeit, der Geist der Unterdrückung.“ Diesen zu rechtfertigen, muss man sich bewusst sein, muss man Krieg führen; und wenn dieser, weil er nicht länger fertiggestellt werden kann, zu Ende geht, so hat man keine andre Entbedung gemacht, als — daß Ungerechtigkeit und Unterdrückungsgeist sehr festbar sind.

Ringmomentum, ob gäbe einen Staat größeren Unsonder, der, ohne im Mindesten auf seine Nachbarn zu trüben, diesen, in jeder Beziehung, das Beispiel einer guten Verwaltung mit allen Wirkungen derselben verhüllt, außerdem aber jenen, der mit ihm in Eintracht und Frieden leben wollte, die Hand zu dem allerschärfsten Waffe hält — könnte ein solcher Staat eines zahlreichen Heeres zu seiner Untheiligung bedürfen?

Die Wahrscheinlichkeit spricht nicht dafür; und man würde sich darüber noch weit sicherer ausdrücken können, wenn sich in gesellschaftlichen Dingen der Benevolus anders, als durch Thatsachen führen läßt.

Obwohl es nun bisher keinen Staat gegeben hat, der nicht von dem Grundsatz aufgezogen wäre, seine Gewaltmaßnahmen zum Nutzen seiner Göttlichkeit zu machen: so läßt sich bei der erstenen Gleichheit dieser Grundsatz, doch ver-

berkennen, daß dem nicht immer so seyn wird. Ja, daß ausgeduldete Belagerungen auch thun mögen, um die jetzt noch herrschende Verstellung von der Macht eines Staats zu bezeichnen: immer ist der Zeitpunkt nahe, wo sich diese Verstellung selbst bezeichnen wird; denn es kommt ja nur darauf an, daß man die Natur der Dinge schärfer und ehriger sesse, sie, die uns immer verlogt und sich je mehr und mehr aufringt.

Könnte es sich denken, daß ein Handelsheld hinreichend sei, um Rückländer zu einem Kriege gegen und zu beschwirren? Ohne Zweifel kann eine vernünftige Gewalt die Habsen unserer Freunde und die unsrigen blockiren; allein eine solche Ungefechtigkeit kann nicht den Feuer seyn, weil sie dem Wertheil aller entgegen ist, und seliglich alle dabei betheiligt sind, daß sie ein Ende nehme. Wider man flug genug, um auf länderliche Waare aus allen Händen anzunehmen, d. h. von Willern, welche sich über zu den billigsten Preisen liefern: so würden die Nationen noch weit mehr, als wir selbst, haben betheiligt seyn, die Union des Freiheits, der und bloßes mehr, zu durchbrechen. Der Schaden einer Blockade würde also kaum fühlbar werden. In dem sogenannten Kontinentalkriege waren es Spaniens Prohibito-Gesetz, was den Zudruck verhunzte, nicht die Blockade der Engländer. Eine allgemeine Blockade ist eine höchst kostspielige Maßregel, weil alle Vorräte, welche für den blockirenden Nation verschaffen kann, kein Erfolg für den Aufwand sind, den sie verursachte. Die Berechnung hat mit solchen Maßregel nicht zu schaffen; sie wird nur auf Friedenshast, d. h. auf Haß genommen, und gerade darin liegt ihre Untreuehaft. Nicht das von England ange-

neunzehn Blattabdruck-System hat Venaparten gefüllt, wohl aber hat von ihm selbst erwogene Kontinental-System, als er dieselb auch über die russischen Häfen ausschauen wollte. Die Urheber dieser besseren Maßregeln haben sich selbst unzweckmäßig mehr gehabt, als ihnen Gründen; ein so schlechter Nachgeber ist der Bern! Welcher Beweggrund könnte wohl jemals zu einem Handelskriege wie einem Kriege führen, bei, seinen wahren Vortheil erkennend, seine Häfen eben so gut der Einfuhr als der Ausfuhr öffnen? Das schälest Zeichen der gegenwärtigen Zeit ist demnach enthalten in den Handels-Vertraten, welche jetzt mehr, als jemals, auf den Grundbegriff vollkommener Gegenständigkeit abgeschlossen werden. Diese Vertraten, durch welche eine allgemeine Befreiung eingeholt wird, können nicht andern, als auf eine Veränderung der schiedenden Heute in allen europäischen Staaten hinzuwirken, und den Zeitpunkt bestimmen, wo die Idee des Neugriffskriegs ganzlich verdrängt seyn wird. In dem reinen Defensiv-System befrieden wir freilich zunächst nur, daß einer sich gründen lasse, es muß wider uns zu unternehmen; so es aber nur dann durchgeführt wird, wenn wir nichts gegen andere unternehmen, so entsteht es den Krieg weit früher, als daß Angriff-System . . .

Freilich kann das reine Defensiv-System eine Wehrkraft nur bedurch erhalten, daß ihm eine gute Verwaltung zu Hülfe kommt, d. h. eine solche, die ihre Wurzel in einer unverzerrlichen Verfassung hat. Ist die Nation gezwungen, soß für den Betrieb eines Groß-Gebietes zu arbeiten; sind Mißbräuche im Gange, die nur darauf abgesehen, bestreitende Klassen zu beredigen; hindert

dem Humanismus oder ist die freie Bewegung der Geschäftsfamilie; ist die Gerechtigkeitspflege partheilich und bedeckend: — ja, unter solchen Umständen wird, wenn es die Absicht eines Friedens-Krieges gilt, niemand sich angegriffen fühlen lassen; eine Ordnung der Dinge zu verschaffen, die in seinem Gefühle keinen Werth hat, und in ihrem Untergange keine andere Folge nach sich zieht, als daß ein neuer Herr an die Stelle des alten tritt.

Wer weißt wohl nicht, daß, während die Wallerwerdenburg, ihre bedeutende Bedeutheit des Männer-Märkte habe, ohne irgend einen Widerstand zu leisten, den Barbaren eingaben, bloß weil sie dabei zu gerinnen glaubten, daß sie den Gebieten bedrohten? Und so gestalten sich die Erfahrungen in Wölfen, welche unter einer wirthschaftlichen und beschäftigenden Regierung leben. Hat die Gesellschaft zum Wohl der Aller organisiert, giebt es ein Widerland, das man lichten kann: alsoamt werden sich alle Dreyen gegen den unverdienten Angreifer zusamm. Waller müssen in sich gehalten seyn, wenn man ohne große Gefahr in ihren Schoss eindringen will. Diejenigen, die sich in allen ihren Themen verlebt fühlen, schen in Wölfen auf; und schließlich kann irgend ein Wall unterjocht werden, daß seinen Willen auf die Weise ausspricht. Es läßt sich sogar horen preßsinn, daß es angegriffen werden würde, wenn es nicht bestrebt hätte. Ein fremder Angriff wird immer nur dadurch durchthäben, daß mehrere Staade sich für denselben coalisirt haben; was aber führt bengleichen Coalisirungen herbei! Sie würden in sich selbst unmöglich seyn, wodurch sie nicht gegen einen Staat gerichtet, der auf andere gebracht hat durch Eroberung und Tribut, die nur ihm zu Statten kommen, und

der noch außerdem verlangt, daß man ihn in allen seinen Handlungen bestrafen sollte. Wie realistisch man sich gegen ein Volk, welches allen seinen Nachbarn die Schäfe seines Wehrhofs stiehlt und seinen Handel verhöhnt; ein solches Volk wird vielleicht vertheidigt von andern Völkern, weil alle für seine Gothaer vertheidigt sind.

Zu den Argumenten, wodurch man die Rendauter der stehenden Heere vertheidigt, gehört auch folgendes:

"Beschränken wir uns," sagt man, „auf den Vertheidigungskrieg, so wird unser eigenes Land die Krieger befehligen werden, und mehr aber weniger von den Verherrungen des Kriegers zu leiden haben; wogegen der Angriffskrieg die Kriegsbühne in das Ausland verlegt.“

Dies Argument sehr vereinfacht, daß der Krieg bei einem Vertheidigungssystem eben so wohl eintritt, wie bei dem entsprechenden System. Dies ist jedoch falsch, da sich erneutens zeigt, daß, abgesehen von außerordentlichen Fällen, kein System den Krieg sicher entfernt hält, als das Vertheidigungssystem. Zum wenigsten bewahrt es vor dieser Plage in allen den Fällen, wo es rechter auf dem einen noch auf dem andern Territorium Verherrungen gestattet.

Man nimmt ferner an, daß, ehe ein stehendes Heer, die Vertheidigungsmittel nicht aufzubringen vermögen, um dem Feind an der Grenze festzuhalten.

Dann wohl! viele geben ja, daß die ersten Vertheidigungsmittel unzureichend gewesen sind, daß folglich der Feind in das Innere unseres Landes eingedrungen ist. Wied kann aber sein Untergang dadurch nicht um so sicherer und die Errichtung eines gleichen Unfalls bestreitbar sein. Warum? Warum ist gescheiter, als in ein fränkisches und

bewaffnete Land einzubringen, wenn die Regierung befürchten darf Vertrauen und die Liebe des Volks für sich hat? Denn dies ist freitlich die unerlässliche Voraussetzung.

Friedrich der Zweite sagt in den Instruktionen, welche er den Offizieren seines Heeres hinterlassen hat:

„Hätte ich nur meinen Wahn zum Bunde, so würde ich den Krieg nur in meinem eigenen Lande führen; und zwar um die Vorteile willen, die ich dabei antreffen würde. In einem Lande ist jeder ein Spion, und der Feind darf keinen Schritt verfehlend thun, ohne verrathen zu werden. Ohne alle Gefahr kann man starke Detachements über die Feinde geben lassen, wo sie alle die Streiche ausführen werden, welche zum Kriege gehören. Wird der Feind geschlagen — und dies wird in einigen Fällen zweifellos nicht ausbleiben — so wird jeder Bauer zu einem Soldaten, um den Feind zu verfolgen. Hierzu machte der Kurfürst Friedrich Wilhelm nach der Schlacht bei Brieselang die Probe; die Bauern töteten mehr Soldaten, als im Kampfe selbst gekommen waren. Da selbst habe wird nach der Schlacht bei Hohen-Griebberg nicht, wo die Gebirgsbewohner Schlesien und sehr viel Glücklinge des Österreichischen Heeres gefangen.“

Wer möchte sich dem Nachdruck eines großen Feldherrn und Königs verlegen, welcher gesieht: „dass, wenn er nur für seinen Wahn, d. h. für den Erfolg gefangen geblieben, er nur in seinem eigenen Lande gefangen haben möchte!“ Derselbe große Mann empfiehlt in denselben Instruktionen „Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um das Land, in welchen man Krieg führt, auf seine

Zeite zu bringen." Brauchen wir aber noch, daß der Gründ-
ter uns mit Krieg übergeht, seinen Verherrungen keine Nach-
ahmung geben kann, ohne sein Herz zu preisen, daß wir
zu der Sicherung seiner Kommunikation, zahlreiche Kriegs auf-
stellen müßt; und daß, wenn jene abgeschauten sind, er so
gut als verloren ist.

Will man nicht ungerecht gegen die Institutionen der
feindlichen Horte sein: so muß man von allen Dingen Bild-
sicht nehmen auf die Zeit ihrer Entstehung: eine Zeit,
welcher, bei dem auseinander Verfall einer erkundenden Thre
und bei dem Verbergereide des Kritijsmus, keine andere
Wahl ließ, als den gesellschaftlichen Kriegen auf die pho-
sphärische Gewalt zu flühen. Wenn übrigens durch die feind-
lichen Horte, im Gräßen genommen, sehr wenig für die Ver-
größerung der Staaten gekrislet, und folglich der Groß-
thanth nicht wesentlich verbündet werden ist: so lassen sich
dann mehrere Ursachen angeben, welche sich gern dahin
auflösen: 1) daß die Institutionen der feindlichen Horte seit
150 Jahren eine gemeinsame war; 2) daß Erbfeindung auf-
gekört hatte, ein National-Vertragsnß zu seyn. Aus der
anderen Seite haben eben diese feindlichen Horte durch den,
für ihre Erhaltung wichtigen Flußwund sogar dahin gewirkt,
daß eine neue Ordnung der Dinge empor gekommen
ist: eine Ordnung, wie sie unter der Herrschaft des Kri-
erthums und des Heiligt. Wohl durchaus unmöglich war.
Geschahen ist dies durch die Entwicklung einer Betriebsamkeit,
von welcher, so weit die Geschichte reicht, frühere Zeiten
ein Beispiel aufzutragen habt, und welche damit gerechtig-
hat, daß sie vorherrschend getroben ist, selbst wenn dies
nach nicht allgemein anerkannt seyn sollte. Es ist technisch

auffallen, wie die letzten großen Weltkriegsgegenen, im Westen wie im Osten, eher zu unangenehmen Erfahrungen zu führen, nur dazu gedient haben, daß menschliche Geschichte in einem engeren Zusammenhang mit sich selbst zu bringen, oder, was dasselbe sagt, den Raum des Industrialismus zu erweitern. Hierauf läßt sich mit einiger Sicherheit beschließen, wie lange man noch Friede haben wird, sich über den Druck der steigenden Sperre zu beklagen. Je später und sterter zumindest der Weltkrieg zu werden verspricht, desto überflüssiger wird der Krieg werden; mit ihm aber alles, was sein Dasein nur durch ihn hat. Kommt also dann noch hinzu, daß die gesellschaftliche Ordnung nicht durch einen angemessenen Unterricht, als durch die physische Gewalt bestimmt wird: so wird vielleicht kein Grund vorhanden seyn, darüber Klage zu führen, daß die steigende Sperre einer guten Gemeinschaft tiefer so hinderlich gewesen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über

Pressegesetz und Zensur.

Hier spielt der *Leser* eine sehr besondere Rolle, aber nicht, dass man, um zu verstehen, nicht zu schreiben braucht. Es ist ein sehr interessanter und schöner Text, der sehr viel über die Geschichte und Entwicklung des Pressegesetzes und der Zensur in Deutschland und Europa erzählt.

Platz in Spanien.

Es ließ sich verhören, dass die politischen Ereignisse, welche Frankreich und Deutschland in der letzten Hälfte des abgelaufenen Jahres erschüttert haben, nicht ohne Folgen für Vierzig Staaten bleiben würden, welche von diesen Vorgängen nicht unmittelbar ergriffen wurden.

Eine dieser Folgen füllt sich dar in der, gegenwärtig lebhafter als jemals erbetenen Frage über Persönlichkeit. Natürlich wird diese Frage in der badischen und in der bayerischen Landesversammlung dieses Jahres mit einem Eifer erörtert, den man nur leben kann, wenn ihm eine vollständigere Kenntnis der Thatsachen, welche in dieser wichtigen Angelegenheit allein den Ausgang geben kann, zum Grunde liegt. Man will darüber ins Klare kommen, ob Persönlichkeit und Zensur sich mit einander vertragen oder nicht; und da man nur allzu geneigt ist, diese Frage zu verneinen, im Widerstreit begriffen, dass eine unbedingte Persönlichkeit nur damit endigen könnte, sich selbst zu zerstören: so droht der zu Ende Kneifen darin, dass erzuge-

mitreden werde, in welchem Gefüg die wahre Presßfreiheit die Grundbedingung ihres Daseins und ihrer Fortdauer finden mösse. Doch ist nichts entschieden; das Ergebniß der Erörterung, wie es auch ausfallen möge, wird aber nicht ausblieben . . .

Imreichen haben sich zwei nicht unbekannte Schriftsteller des Problems angenommen, wenn gleich auf eine Weise, welche die Lösung desselben schwerlich erledigen dürfte; so zu urtheilen, gebietet und zum Bewegein die Strophie, die wir von dem Beginnende der Erörterung haben.

Der eine von diesen Schriftstellern ist der Herr Professor Krug in Leipzig; der andere der Doctor C. Ch. Wehler, Geissl. Adv. Hofrat und ordentlicher Professor des Staatsrechts und der Pandesten.

Es ist, wie wir glauben, nicht ohne Nutzen, zu vernehmen, wie der Eine und der Andere sich über dem in Sicht gehenden Begründend ausspielt.

Herr Professor Krug, der bei dem, was er die Biebergauert des Königreichs Sachsen nennt, die Rolle eines Geburthelfers unaufgescheert und auf freiem Wege übernommen hat, und menschenfreundliche Gaben (Dokt.) zur Vermehrung der Geburtsreichen spendet, nimmt in seiner breiten Gabe, welche die "Erfüllung junger Presßfreiheit" führt, grauschen Presßgesetz und Denar eine solche Stellung, daß es ungewiß bleibt, ob er mehr für das eine oder mehr für die andere sei. Zum Indiziat, klarer Versicherung zu folge, ein, daß eine Gesellschaft nicht ohne Regierung bestehen kann; allein, indem er doch Einschaltung nicht weiter verfolgt, läßt er ununtersucht, was zum Bestehen der Regierung selbst erforderlich ist, und wie

in einem sehr gefährdeten Zustande der Gesellschaft wohl die Frage steht kann, durch welche Macht eine Regierung ihre Maturität als Weltstreichin der Gesänge am sichersten rettet. Das Rechtsgeschichtliche in dem gesellschaftlichen Erziehungsgegenstand auf der Höhe lastend, und immer nur ex aequo et bono urtheilend, läßt es also unterscheiden: 1) in welchem organischen Gebrechen alle Pressegegenen ihren Grund haben; 2) warumhin kein Presserecht, das allgemein bestimmte gar nicht aufgenommen, unter gegebenen Umständen vom mit Pressegegenen verbundenen Standaufbruch oder den verhindern kann; 3) welche Gebote der Gesetz zum Grunde liegt. An der letzten drängt sich nicht so sehr, als die Verantwortlichkeit, welche durch sie ausgetragen wird; doch drängt sie ihn im Grunde nur, weil sie keinen Unterschied macht zwischen — Namen und Namen. Es geht zu, daß man durch schriftliche Mithilfungen sich sehr vergeben, ja selbst schwerste Verbrechen an der ganzen Menschengesellschaft auf sich laden kann; doch zur richtigen Beurtheilung solcher Verstümmelungen steht ihm folgender Grundsatz zu gerüthen: „Was ein rechtmäßiger, gütiger und gesinner Mensch nicht öffentlich sagen kann und darf, daß soll man auch nicht schreiben und drucken lassen.“ Und ob durch die Aufstellung eines solchen Grundsatzes das Allgemeinste für die Ruhe und den Frieden der Gesellschaft getrennen werde; und ob die Errichtung dieses Grundsatzes nicht wider in einem politischen System, das, weil es zur Opposition herausseidet, ja, weil es ohne Opposition gar nicht fordbare kann, Machtliche über mich gegen dieselben, welche, als Schriftsteller, die Regeln der guten Sitten und des Staatsstandes übertraten. Was würden

die Herausgeber der britischen und französischen Oppositions-Zeitung zu dem französischen Pressegesetz sagten? —

„Nun wohl! Herr Professor Ring zieht das Stepperthee eines Pressegesetzes vom Präventionen der Zensur vor; doch fühlend, daß durch gerichtliche Verweise, durch Geldbußen und durch Gefängnisstrafen dem Übel nicht abgeholfen sei, will er mit dem Pressegesetz und dem gerichtlichen Verfahren nach die Zensur verbunden wissen, nämlich für die besserungsunfähigen Schriftsteller. Er sagt also Seite 32 seiner dritten Lektüre: „Schrift aber, ein Schriftsteller hätte sich bereits neuerdings vergangen und wäre dafür mit allen diesen Strafen (Verweis, Geldbuße, Gefängnis) belegt worden, liege sich aber doch ein neues Pressegesetz zu Schaden kommen: noch redete wohl in Erwähnung eines so unverbesserlichen Schriftstellers zu Ihnen sonst? Hier, glaub' ich, wäre die Zensur am rechten Orte: denn sie wäre zulässig nicht eine allgemeine polizeiliche Strafverfolgung für gute und schlechte Werken, sondern bloß eine gerichtlich passante Strafe für schlechte und in ihrer Schlechtigkeit unverrigible Schriften. Diese kleinen Zahrt eben so wenig über Ungerechtigkeit klagen, wenn man ihnen einen Zensur ihrer Schriften zum Verhunde setzt, als Geschreiber, wenn man sie durch einen Kurator ihres Vermögens befreimunten läßt.“

Wir sich wohl Herr Professor Ring dem Zepter gebracht hat, dem hat doch fallen soll, die Unverrigbaren unter den Schriftstellern zu zügeln!

Was begreift aber überhaupt nicht, wodurch Herr Ring verführt worden ist, sich zum Schutzhelfer für das sich regenerierende Sachen aufzumachen. Der Schluß führt

brüten Deßt ist ja barrel-schämtselig, daß wir und nicht erinnern; jemals etwas Nächsterliches gleichen zu haben, und nicht umhin können, ihn unsern Feinden zum Geften zu geben.

„Zude Wiedergründet“ so drückt sich der Verfasser aus, nicht wie die Geburt selbst, mit Wörtern verknüpft, und diese Wörter sind gleichfalls sowohl Vorzeichen, als Witz, und Nachwörter. Die Vorzeichen hat das Königreich Sachsen bei seiner Wiedergründung glücklich überstanden; sie waren hin und wieder etwas stark, bauerten aber doch im Ganzen nicht lange. Zuletzt liegt es in den Wiederwörtern; denn das Wur gestaltet sich darin. Wahrscheinlich werden auch diese Wiederwörter so gar lange nicht dauern. Was aber die Nachwörter betrifft, so kann allerdings kein Mensch sagen, wie lange sie dauern werden. Freilich giebt es sanguinische Zeiten, die da müssen, wenn nur das Neue erst ins Leben getreten: so werde doch goldne Zeitalter für Sachsen nicht ausblieben. Ich berücksichtige Menschen. Denn wie süß ist solche Hoffnung! Und wie tröst' ich mich freuen, wenn ich freß noch das goldne Zeitalter meines heißen Heimatlandes erlebt!

„Über ach! da flüstert mir ein böser schadenfrecher Dämon ins Ohr: „Hoffe nicht! Die armen Menschenfindet verhälft wohl eine Kleider und eure Wohnungen und eure Verfassungen. Über am Ende bleibt doch beim alten Regelkreis über schreckliche Zeiten.““ Da sagt' ich: „„Hebe dich weg von mir Satan! Denn du willst mir nur tröst machen, daß ich vergebens gebet, gebet, geschrieben, gekämpft und gerungen habe. Du willst mir dadurch auch noch die letzten Tage meines Lebens verbittern.““ Ells nun der böse Geist auf diesen Epilogmus

wen wir geworden, seunt' ich doch nicht umhin, der Sache weiter nachzudenken. Und da mußt' ich mir geschehen, daß er, wenn nicht ganz, doch halb Recht hätte. „uDann“ fragt' ich mich selbst, „uwerden auch alle mit dem Menschen zufrieden seyn?“ Überdem alle dadurch ihr gutes Zustandsein erhalten? Wird Handel und Wandel wieder aufblühen, und die Sache derselben, der Kreis, verstauen? Menschen überhaupt die Menschen auch besser werden, nachdem sie eine bessere Staatsverfassung, eine bessere Stadt- und Dorfverfassung, und sogar ein — nicht besseres, weil sie noch keine gehabt — aber doch gutes Vorsprach erhalten haben?“ Da sießen mir nun freilich wieder einige Zweifel auf; denn, wirklicher Mensch, besonders wenn er daß Glück oder Unglück hat, mit der Philosophie vernichtet zu seyn, wider nicht von diesen inneren Wideren geplagt, die, gleich den Dantewideren, immer wieder treckten, wenn man auch ein Goldlott davon losgerissen? Indes rafft' ich mich noch einmal zusammen und schlug alle Zweifel gleich mit der diktatorischen Zauberformel, aber, wie der heilige Kant sagt, mit dem katareptischen Imperativ wieder: „Da er soll und muß besser werden.“

„Da saß' ich auf einmal im Osten — denn dieser ganze Gedankenzyklus erzeugte sich in meiner Seele früh Morgen; als ich noch im Bett lag und mich in einem Zustande befand, den man preischen Dokument und Wachen nennt — ich sah also im Osten einen hellen Fiddeglanz, und schloß daraus, daß der Tag angebrochen. Weil man nun früh Morgen in die Regel besser gesinnt ist, als später abends, so hinkt ich mich an jene Heimel und ward darüber auch später sanguinisch in meinen Hoffnungen. „uJa!

mein liebtes Vaterland — rief ich auf — du und deine
Gemeinder werden besser werden und sich dann auch besser
befinden. Galt' ich aber die schönen Tage nicht fröhlich
erleben, sollte doch etwas mein Schwangerfang seyn: nun
so sag' ich die beim Anblick dieser herrlichen Vergnügtheit
mit freudiger Führung ein zwigesl Feuerwehr! u.

Was soll man zu diesem Schluß einer Abhandlung
sagen, deren Gegenstand die Frage ist, ob und unter wel-
chen Bedingungen Pressefreiheit gewährt werden kann?

Wir gratuliren von Herzen dem Ficht, der in diesem
Schluß, so wie in der ganzen Abhandlung, einen Graden
findet, an welchem er festhalten kann; wir gratuliren
ihm dazu mit dem eifernen Vertrauniß, daß uns dies nicht
gelungen ist. Wir feindeln aber zugleich dem Königreich
Sachsen, wenn die sämmtlichen Gesetze, die es in der
Verbreitung eines gesellschaftlichen Weisest machen kann,
von Erkenntnungen abhangen, die nur in dem Zustande
prächtigen Träumen und Wachen zu Theil werden; denn mit
diesen Erkenntnungen läßt es sich schwerlich bestreit
halten, als mit den innern Würtern, die, nach der Verbrei-
tung des Herrn Professors Krieg, nicht aufhören den Mann
zu zlagen, der das Glück über Unglück hat, mit der Phi-
losophie vertraut zu seyn.

Wir wenden uns nun zu dem zweiten Verhältni-
ger der Pressefreiheit, dem Staatsrechtsschreiber Dr. C. D.
Weller.

Seine Schrift führt den Titel: „Die Vollkommen-
heit ganzs Pressefreiheit, nach ihrer freilichen, rechtlichen und
politischen Rechtmäßigkeit, nach ihrer Übereinstimmung mit
deutschem Fürstentum und nach ihrer zeitigen Zeitmaß-“

Krit, dargestellt in eindrücklichster Präzision an die hohe deut-
sche Nationalversammlung."

Indem Herr Professor Müller in der Zensur auf den
Gegensatz der Pressefreiheit steht, und jene folglich als ein
überdrückend Hindernis aller freien Wahrheitssuchung durch die Er-
wagung der Presse betrachtet, hat es ihm nicht schwer werden
können, ein angestrahltes Kapitel über die sittliche
Verantwortlichkeit der Zensur zu schreiben. Allein er
hat, wie wir glauben, darin den ausgewählten Fehler be-
gangen, die metaphysische Freiheit mit der sittlichen zu ver-
wechseln. Ist jetzt, ihrer Natur nach, unbedingt; so ist
dies nicht Pressefreiheit. Der Zweck der Vergeßlichkeit ist
freilichweges die Freiheit; er ist vielmehr irgend eine ge-
meinsame Tätigkeit; und da sich hierbei die Unterwerfung
unter allgemeine Regeln nicht vermieden läßt, welche nur
von einer höheren Autorität errichtet werden können: so folgt
daraus ganz von selbst, daß auch derjenige Theil der all-
gemeinen Tätigkeit, der sich in den Praktiken der Presse
offenbart, den Regeln unterwerfen sepa muß, welche wes-
entlich zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung ver-
bunden sind. Weiters nutzen zwecken wir zugleich, nicht nur
daß die Zensur nicht den Gegensatz der Pressefreiheit bildet,
sondern daß sie diese sogar bestrebt, setzen sie, wie allz^u
gewöhnliche, nur in dem Falle eines Erziehungsmittels be-
trachtet werden kann, daß seine Kraft verliert, sobald keine
Bestimmung erfüllt ist. Ohne uns vorzugreifen, folgen wir
dem Professor in den Anfangspunkten, welche er selber die
Zensur aufstellt, um ihre Verantwortlichkeit zu beweisen.

Er sagt:

1) „Die Zensur vernichtet nicht ohne bloß den ein-

gelten und freizeitlichen und sittlichem Freiheitgebrauch einzuhaltender Ordnung, sondern alle, auch die offenbar unschuldige und wahrhafte Freiheit aller Rechtsglieder; und fordauend: bei der Censur werden nämlich alle freien mündigen Männer schon zum Verlust gehindert, ihre rechtliche Freiheit des gesagten Maßstabs überhaupt, und selbst die völlig unschuldige, nach ihrer Überzeugung zu gebrauchen, bis und sofern es einem politischen Interesse belieben wird, diesen Gebrauch für das Mithalten und Anhören jedes einzelnen Werks zu erlauben, oder zu verbieten, einen besonderen Passierschein dafür auszufertigen oder zu verweigern. Dieses aber ist doch noch gerade so eine völlige Vernichtung der rechtlichen Persönlichkeit, als ob Vernichtung des Rechtes der mündlichen Rechtfreiheit wäre, wenn mein Mund von der Polizei verriegelt, und mir nicht eher und nicht anders ihn zu öffnen erlaubt würde, als bis ich die jedes einzelne Werk verherr gehalten mitgetheilt und dafür von ihm den beliebigen Passierschein erhalten hätte."

2) „Die Freiheitserinnerung der Censur hat keinen Rechtsgrund und keine Rechtsgrenze. Sie ist schon zum Verlust gar nicht einmal bestimmt auf bloße Rechte und Rechtverletzungen und ihrer Verhinderung; sie geht vielleicht auf alles, was nach den, jede mögliche Verdehnung und Deutung zulässigen Censur-Bestimmungen, der subjetiv einen Hauch eines individuellen Interesses etwa verleiht, gefährlich aber bildenlich erscheint in Beziehung auf Religion, Staat, Regierung, öffentliche Zufriedenheit, Sicherheit, Ehre, gute Sitten, Anstand u. s. w.“

3) „Die Gedanken-Zensur ist auch

noch in anderer Hinsicht, zu ihrem größten Nachteil, gänzlich und genügend verschieden von der rechtlichen Verantwortlichkeit vor unabhängigen und unparteiischen Gericht wegen bereits öffentlich erweckter verschuldetem Unrecht, sowie selbst von jeder andern politischen Freiheitsbeschuldigung, ja sogar von dem Rechengericht der Glaubens-Inquisition. Die Innsur giebt, nach allgemeiner Erfahrung und der Natur der Sache, die ganze Freiheit der Mintheilung durch die Presse für alle Bürger, und mit ihr die heiligen Wahrheiten und Rechte der Menschen, ihre Schutzmittel und Garantien, völlig freid: bloß subjektiver, im Einzelfall rechtlicher, völlig grünenloser Willkür abhängiger Regierungsbamml, die selbst Partei gegen den Christentum, und bei jedem subjektiven Zweifel zum Vorzug der ihm nachtheiligsten Entscheidung sogar angewiesen sind, und gegen deren völlig rechte- und gesetzrechte Tyrannie nicht bei Beschwerden über dieselben durchaus nicht, wie sonst, der rechtliche Schutz erdenklich gerichtlicher Verhetzung, Unthandlung und Unrechtheit, und der öffentlichen Anstalte über diese Statt findet. Wer aber so und ohne Willkürheit den Schutz der Geschridung anderer unterwerfen ist, ist verdorred."

4) „Die Innsur ist fortwährende Flige und Beschädigung der öffentlichen Mintheilung. Sie unterbricht, sie verhindert noch mehr die Mintheilung von tausend möglichen Wahrheiten, oft solche, die dem rechtfä. mitgetheilten rei ihm maßen Charakter geben, und veranlaßt den Christenficker so zu schreiben, wie er ohne Innsur nicht geschrieben haben würde. Sie füllt also durch ihre Ver-

ßümmelungen, nicht selten sogar Einschließungen, den jungen Büchern, pflegt der ganze Literatur, einen alten Charakter an."

5) „Eine neue und große Verdienstleistung der Zensur ist die ökonomische, die durch sie für einen so wichtigen Verlebendwieg, als der literarische ist, und für seine Erben, Buchhändler, Schriftsteller u. s. w., so weit- sicht thut, alle Schuld begründet wird.“

6) „Schon rechtzeitig ist also die Zensur die größte aller Verdienstleistungen; und doch verleiht und gewährt sie in fast noch höherem Grade den staatsräuberischen Freiheitsschein aller Bürger und des ganzen Volks, daß ganzes Wesen freier rechtlicher Staaten und repräsentativer rechts- und landständischer Verfassungen. Denn das Wesen solcher Staaten und Verfassungen, ihr ganzes Grundprinzip, besteht darin, daß, wie übrigens auch die Regierungsförder sei, doch die Nation, die regierte Bürgerschaft, nicht ein Landes mit Einwohnern, nicht eine rechte und willenslose Herde, sondern eine bündige moralische Persönlichkeit sei, und daß Verfassung und Regierung, Staatsbewilligung u. s. w. möglichst für das Gemeinwohl und noch der geprüften sittlich-rechtlichen Überzeugung und Zustimmung der Nation, nach ihrer wahren, freim, ehrlichen Meinung, bestimmt werden müsse.“

7) „Zugleich in privat- und staatsräuberischer Hinsicht verlebend ist freier die Zensur besonders auch dadurch, daß sie den Bürgern das natürliche und das bei rechten durchgründigste, das leichte und leichteste Verhinderungs- und Gemüthungsmittel gegen Verlebendungen und schlechte Waffengrund der Beamten und der Bevölkerung gesetzt, und
ihnen

ihnen viel größere Kosten für eine schlechte Verwaltung aufbietet, als die gute ihnen kosten rechne. Nach allgemeiner Erfahrung und Erkenntnung besteht jenseits bester und wohlfeilster Schutzmittel, die durchgängig sind wohlfeilste Kontrolle für die ganze Staatsverwaltung, daß bester und wohlfeilster, nicht auf einen kurzen Staatsenfurd beschränkt, sondern fortwährende Bildungs- und Prüfungsmittel guter Minister und Beamten in völliger Publizität und Persönlichkeit. Wer im Geiste der Gewalt ist, hat, wie schon Montaigne bemerkt, selbst wenn er nur Gutes will, den unwiderrücklichen Zug, sie nachdrücklich anzunehmen. Wie erst, wenn menschliche Interessen und Leidenschaften sich einschalten! Unsere Schreibstuben-Kontrolle durch Beamte über Beamter ist gut für die Papiermähdien; dem Walle aber und für das Volk hilft diese papierne Kontrolle nicht. Nur im Gewissentheile der Publizität gebeizet, wie verdächtig sagt, gute gebehaltige Staatsmänner und Verwaltungen; aber gerade diese menschliche und rechtliche Publizität gefügt die Zensur.

8.) „Ein nur verdeckter Oberstall der Zensur liegt ferner darin, daß sie alle ihre ungeheuren Verleumdungen und Schäden zufügt, entweder unter einem unzulässigen Vergeben, oder doch wenigstens über ihren angeblichen guten Zweck der Sicherung von Religion, Einlichkeit, Eher und Staat erreichen zu können, für welche sie vielmehr gerade ein wietshamer Mittel selbst profiliert. Sind nicht in Frankreich, in Italien und Spanien, und auch in Deutschland unter der Zensur und absoluten Monarchie mehr, als jetzt im zensuriersten England und Frankreich, unrechtmäßige und unmögliche, leichtfertige, irreligiöse und atheistische

Gehten, selbst Angriffen des Menschenrechtes gegen Könige, und zollende schmähliche Klatschereien auf dem Prinzipatium der Fürsten und Untertanen erscheinen? Alle diese Unchristlichkeiten, diese vilante Mahnung für ein freies, befreites Geschlecht und ein entwöhntes Volk wurden unter Herrschaft der Zensur verschlungen; sie reihten, wie verbotene Früchte . . . So ist dann die wahre Pressefreiheit eben so sehr die Herrschaft der öffentlichen Ehre und Sittlichkeit, als die Herrschaft des öffentlichen Verstandes und der Wahrheit.⁴

9) „Es ist entlich die Zensur im höchsten Grade ehrenrührend für die Nation und die einzelnen durch sie Betroffenen. Sie ist es auch noch abgesicher durch, daß sie nach dem Obigen eine Verbürgung und das wichtigste Schutzmittel öffentlicher Ehre preist. Gegen die rechtliche Verantwortung der Unbescholtenseit, oder die bona fides, dieser Grundlage jedes freien und friedlichen Rechtswesens, werden nämlich bei der Zensur die ganze Nation und alle Einzelnen, selbst die Wichtigsten und die Besten, zum Verlust behandelt, als der Wichtigkeit entwöhnt, als der ganzen Freiheitserachtung unsfähig, als Übermäßige oder als Unbedünige, oder doch als unmündige Kinder, nicht einschließen aber nicht fähig zu einem rechtlichen Gedankenauftauch und zur Verwertung etwaiger zufälliger Wissensbildung, nicht fähig zur Freiheit der Wahlheit, der Gesinnung und der Gewissen, und zu Staatsbürgerslicher freier Besetzung . . . Nach allem bisherigen würde man auch sicher eine Rechtfertigung ungünstiger Zensur durch unmäßige Entzerrung der Nation ganz eben so, wie ein schimpflicher Gesttag zum Schlußworte, oder ein Ver-

tauf in die Sklaverei rechtlich unumstößlich und rechtsschutzfähig seyn.¹¹

So lauten die Vermischte, womit Herr Prof. Weißer die Sache überschlägt, indem er nicht weiter in ihr sieht, als daß das beste Prinzip, wodurch die Gesellschaft zu Gewinde gerichtet wird. In dem nächsten Abschnitt seiner verschworenen Schrift bemüht er sich, die Freiheit, d. h. die volle und unbedingte, durch das positive deutsche Staatsrecht und durch die öffentlichen Zusicherungen aller höchsten Deutschen Regierungen zu begründen; und nachdem er sie in dem vorletzten Abschnitte die Freiheit als das geistige Mittel zur Verstärkung seiner Staaten und der deutschen Bundesverfassung darzustellen versucht hat, endigt er seine Verschläge zur Verweislichung der Freiheit mit einer höchstens Utopistischen Utopie an Deutschland Söhnen, wodurch diese aufgefordert werden: „emblich ihre nahmen Kinder, die einzigen Majoritätsverbrecher, die einzigen Schänder ihres geheiligten Rechte und Personen zu ertragen, jene treulosen Rathgeber, welche darauf bringen, daß die Mäher in Unbede-
heit und Untreueheit bekehrt seien, und daß man darauf außerhand müss, neue Jenthauer unter sie aufzustreuen, die alten aufrecht zu erhalten und freie Untersuchungen aller Art zu hindern und zu unterdrücken.“

Es kann nicht anders, als auffallen, daß ein öffent-
licher Lehrer des Staatsrechts, in einer an die hohe Bun-
desversammlung gerichteten Petition, sich so einseitig, so
kriegerisch und — damit wir alles mit einem Wort
sagen — so verfehlt über die Zeitsur entlädt, wie Herr
Professor Weißer es in den angeführten Stellen gethan hat.
Was kann das von ihm vertrugene Staatsrecht, als

Wissenschaft genommen, wodurch spricht, wenn es auf Untersuchungen gebaut ist, die sich mit solcher Verirrung beschäftigen? Ist der Staat nicht weiter, als die geordnete Gesellschaft, und kann diese nur dadurch fordbauen, daß, außer den Siegierten, auch die Regenten ihrer Rechte haben — mehr nimmt man alsdann die Weisung, den letzten vergeschrieben, daß sie in ihrem Verlust nicht predominant, sondern nur repräsentativ zu Werke gehen sollen? Wenn war jemals das Besiebene, eine Wurzel abzunehmen, ein Überdrusen, daß es der ganzen Gesellschaft begangen wurde? Wenn aber kommt das Werherschen beßmunter zu, als der Regierung? Und wer hätte, ihr gegenüber, vorwurdfest, daß sie ihre Bestimmung erfüllt, daß Weise, die die Ordnung vergeschrieben, innerhalb reicher sie ihrer Werfische Raum geben soll? Was wir gegenwärtig Szenur nennen, war nicht zu allen Zeiten möglich; dann dazu gehörte, vor allen Dingen, daß eine so durchgreifende Erfindung gemacht wurde, wie die Buchdruckerpreße ist: eine Erfindung, die, in Wahrin mit andern Unzulänglichkeiten, dem Gefühl und dem Gedanken die Kraft des Übrigbleibens verleiht, wenn dieser in einer verhältnismäßig kurzen Zeit einen großen Raum durchdrückt. Allein, so wie nach Niemand getaktelt hat, daß der menschliche Verstand zum Erfinder des Übrigbleibens geworden ist, eben so läßt sich auch nicht sagen einwenden, daß Vorlehrungen entroffen zwecken führen, die Gewalt der Buchdruckerpreße zu brechen. War man denn breiter daran, als es nach friner Zensur gab, weil man nur sprechen und schreiben, aber nicht drucken lassen konnte? Herr Professor Wöltere untersucht, wovon es lag, daß Sozrates den Giftpothen trinken und Jesu sich and Frey

schlagen lassen müsste! Die Regelungen von Athen und von Jerusalem müssen um so unerlässlicher zu Werke gehen, weil es nur Repressive, aber keine Präventive Mittel für sie gab; sie ist es darauf ankom, ihre Autorität gegen Angriffe zu beschützen, welche direkt oder indirekt darauf gemacht werden. Welcher Schriftsteller aber hat jemals unter der Herrschaft der Zensur, wenn diese nicht von theologischen Inquisitionen gekrönt wurde, den Geistbecher getrunken, oder die Kreuzigung erduldet? — ja auch nur eine Abhandlung?

Der Professor Waller ist billig genug, um einzuräumen, daß die Zensur den Geschmack der Klugheit und Wissenschaft nie gestohlet habe; um so weniger in Deutschland. Allein er bringt deshalb nicht weniger auf vollkommen und ganzem Vertrauen. „Denkt“ — sagt er — „Verfassheit blaß für die lebendige Wirk, welche nur Werke mit lesen, noch Wenigere schreiben können, wäre zunächst nur ein Privilegium für den Buchdrucker- und Schriftstellerstaat. Sie wäre fast ähnlich jener, in Beziehung auf das populiſche und frabul-erigofeandhe Staates. System müßtesten Werbung, welche nur Privilegium hat. Sonstem erlaubt; sie tödtet ähnlich einem Verbot, das nur für gelehrte Abhandlungen, nicht aber für das tägliche Bedürfniß die menschliche Nade gestattet weilt. Ihre Zensurfreiheit für die dicken Bälde soll auch sonst weniger bestehen. Bekannter Werke (antiquarische, philistische, philologische u. s. w.) haben freilich im Vergleich mit jenen frischen täglichen Wirthschaften (wie die publizistische Literatur für mächt) wenig von der Zensur zu befürchten. Bei jenen ist noch viel eher eine eingemauerte unpartheiische, die Wahr-

heit nicht vernichtende, die Säge nicht beginnende Brust
zu erwarten. Wenn man die Zahl der durch die periodi-
sche Presse Spendenden, die Zahl dieser, welche sind Oper-
chen hören und dadurch belehrt werden, das Edigliche und
Grimmliche dieses rechtfertigende Wahrheitens, einen mehr-
heitlichen praktischen Einfluß, seine Unerschöpflichkeit für ein
heutiges mehrs. Gemeinwohren, und endlich die hundertfache
Gefahr der Brust für dasselbe erwidigt: so läßt die Pres-
sefreiheit in dem ganzen Blüthe der freien Presse mehr als
nun und nunzg. Hundertheile wiegen. Man muß also
allerdings über das Zahlenstückstück erstaunen, wonit
Wolfe, während sie praktisch schon durch ihre ganz beken-
nute Verlehr für die Brust der Zeitungen deren Freiheit
als die wichtigste gugeschrieben, doch in ihrem Theorem statt
dieser allgemeinen Verstohheit blesß jenes Privilegium unter
dem Namen Pressefreiheit darstellen, und dann die allgemeine
als einen untergeordneten Thiel einem schmuck Heinen Nach-
nahm.-Gesetz periodischerem wissen."

Wofür kämpft also Herr Weller, indem er die Brust
bekämpft? Für die periodische Presse, deren Verheit ihm
als das Siegel der Verfertigkeit im Allgemeinen er-
scheint, so daß, wenn die periodische Presse einer Brust
unterwerfen werden sollte, alle die Meenurk gegrünbet seyn
würden, wonit er diese überthünkt hat.

Wie in dieser Ausführung Wahrheit? In der freien
Die periodische Presse ist nicht ihr alten Ursprung,
daß sich über ihre Entstehung, Fortbildung und geprägten
Gehalt nicht Blechenhaft ablegen ließe. Quellen und
parlamentarischen Verhandlungen, verbaute sie ihnen ersten
Ursprung bei Unmöglichkeit, wenn sich viele, die an dem

selben Theil zu nehmen wünschen, besaßen, den öffentlichen Sitzungen beizuhören zu können. Sie fanden sich nämlich Sehr, welche ihnen dadurch zu Hülfe kamen, daß sie, statt ihrer, regelmäßiger beizuhören, den Gehalt der Debatten aufzuschreiben und das Aufgezeichnete durch den Druck bekannt machen. Der mit diesem Geschäft verbundene Gewinn machte die Konfurrenz; und da Welt-Senate nochmehr zur Parteilichung führen, weil völlige Vereinigung der Meinungen in ihnen unmöglich ist, so kam es sehr bald darauf an, die stattgefundenen Verhandlungen so vollständig als möglich mitzutheilen. Eine Vergleichung der ersten Berichte von den in England gepflegten Parlamentarischen Verhandlungen mit denen, welche gegenwärtig erscheinen, würde den ganzen Unterschied nachweisen, den Parteifamilie und zunehmender Parteilichgeist in dieser Beziehung bewirkt haben. Da eine bloße Theilung des Therrlichthum befreite sich auch bald das Staatsenemt; doch, wie viel Autopatatorisch in dem letztern auch liegen möcht, so geht es, bis auf unser Erinnern, gar keine Gründe, dabei ruhig zu bleiben, veranlaßte, daß das Urtheil über Dinge und Personen nicht allzu arg war. Der erste von diesen Gelehrten beharrte darin, daß man der parlamentarischen Gesetzgebung eine Kraft zutraue, welche nicht leicht erkannt werden könnte; der andere darin, daß es einer Zusicherung bedarf, wenn auch die große Menge für Zwecke gewinnt will, die nicht die ihrigen sind. Dies, und nichts anderes, ist die wesentliche Ursache der Gleichgültigkeit, welche beider Staatskunst gegen die Urtheile der periodischen Perse Wieden haben: einer Gleichgültigkeit, welche allen bestimmt auffallen mußte, die sich nicht in gleicher Sage befanden,

auch nicht die Fähigkeit hatten, das hohe Maß von Oberheit zu erkennen, das jene Staatsmänner bei allen auf sie gemachten Angriffen beibehalten. Der Wahn von britischer Freiheit, den man auf dem Festlande noch immer festhält, ist gleichzeitigen Ursprungs mit der periodischen Presse Englands; allein der Deutsche ist nicht freier, als der Deutsche: er ist dies notwendig nicht, weil ein höheres Maß staatsbürglicher Freiheit Dinge veranlaßt, welche nicht allgemein werden können. Fragt man also, welche Wertheile die Engländer ihm, für den Jahre 1694 unbedingt freien periodischen Presse verbannt; so würde die treueste Antwort folgende seyn: „Sie sind durch sie in den Wertheihen, die ihm für die Verfassung eigen waren, so lange bestellt worden, bis die Engländer den Ausschlag über alle Zweifelungen gegeben hat.“

Will man den Werth einer unregulirten periodischen Presse recht vollständig anschauen, so muß man sie in den Wirkungen beobachten, welche sie in den letzten fünfzehn Jahren in Frankreich hervergebracht hat. Nicht durch sich selbst, begreift alles, was sie seyn und werden kommt, durch die Schänder die Wahl-Gouvernér, durch die, von dieser abhängigen Idee einer National-Vertretung, dargestellt in einer Wahl- oder Deputirten-Räthner, welche ihr Gegenstück in einer ähnlich über Parlementarier stände soll, endlich durch den Parteigegist, der sich auf diesem politischen Systeme unabreißlich entfaltet, und dessen Organ sie ist — was hat die periodische Presse seit fünfzehn Jahren in Frankreich gezeigt, um den Verfall zu verbreiten, den man ihr in Deutschland sieht, wo nur das Ausländer-Sie gezeigt und beteuert wird? Sie hat also unfehlbar

gemacht durch die verschiedenen Richtungen, welche sie gab; sie hat die Übereinstimmung verhindert, welche ohne ihre Einwirkung entstanden sein würde; sie hat für den Augenblick damit genügt, die Hauptveranlassung zur Wiederentfernung eines restaurirten Fürstengeschlechtes zu werden; ihre letzte Wirkung aber, veranlaßt hat: daß sie fortdueren sollte, wird noch weit schrecklicher sein . . .

Wir fragen sie nicht in ihrer Persönlichkeit an; denn wir sehen in ihr bei weitem weniger eine Ursache, als eine Wirkung. Mein, so wie sie einmal bestellt und eingesetzt, muß man in ihr das ganze politische System aufsehen, dessen notwendigstes Produkt sie ist; und wer nicht zu beweisen vermöge, daß diesem politischen System eine unbewußte Güte intrinseca — und wie könnte dies jemals bewiesen werden, da jedes politische System das Werk eines endlichen Menschen ist? — der muß sich, wenn er nicht für einen blinden Unbeter des Staatswesens, als solchen, gelten will, zugleich den Menschen begeben, der unbedingte Güteheit der persönlichen Freiheit als eine Wohlthat, ja als die erste Bedingung der Sittlichkeit und der gesellschaftlichen Harmonie, zu preisen. Wenn weiter nahme er wohl dies Recht? Wer sind denn diese Späbißigen? Was mag drin sie denn in sich, um für solche best menschlichen Geschlecht zu gelten — sie, die immer nur der einen oder der andern Partei dienen, und nur als Überfliege der liberalen, oder der konservativen, oder auch eines freien Ministeriums einen Platz haben? Ja dem sehr zusammenhängenden Gesellschaftsverbande des neunzehnten Jahrhunderts für die Staatsverordnungen, anstatt sich auf mit Schutt bedeckten Bemühlungen zu

nummehr, aber auch auf die Verantheile und Verantmo-
gnisse des Augenblicks einzugehen, der allen Dingen unter-
sucht, durch welchen Verlust der Gesamtheit die gesell-
schaftliche Ordnung und mit dieser das Geschreite in
Kunst und Wissenschaft, so wie in der Betriebsamkeit über-
haupt, am wirksamsten geschützt wird. Dass auf der Grund-
lage der Volks-Einvernehmen und einer mehr oder weniger
ethisch-selbstverständlichen National-Representation, fürz., mit einem po-
litischen System, welches die Gesetze zu einem Ausgraben
des heiligsten Parteikampfes und der reuthentesten Frieden-
schaften macht, nichts ausgerichtet ist; darüber hat die Er-
fahrung bereits hinlänglich entschieden; und wenn ja an
der Entscheidung noch etwas schien sollte, so werden die
Gegebenheiten der nächsten zehn Jahre das Richtige hinzu-
sagen. Da der That ist dies nach allen, in der Gesellschaft
waltenden Entwicklungsgesetzen, die aufgedeckte Freiheit,
welche man einem so schrecklichen, die Fundamente der Ge-
sellschaft so bestimmt zerstörenden politischen System be-
willigen kann. Was aber wird Herr Professor Weilker, der
die Unschwierigkeit einer unbedeutenden Verheit der perio-
dischen Presse auf das Repräsentativ-System stützt, zu
sagen haben, wenn er das System in dem angegebenen
Zeitraum eben so zusammenbrechen sieht, wie Napoleon
Herrschaft, oder die des französischen Diktatoriums? Was
hin werden sich alldann alle die Argumente auflösen, denen
er eine unwiderrührliche Kraft beizumessen glaubte? Was
wird sich ereignen lassen, wenn die öffentliche Meinung —
die, auf welche er ein so großes Gewicht legt, daß er mit
seinem Herrn von Zelleprand sagt: „sie habe mehr Verstand
als Wollust, mehr Verstand als Besserpart, und mehr

Deutschland als alle Minister präsentengemachten" — wenn, sage ich, die öffentliche Meinung sich dahin ausspricht, daß der Gründungs-Marsch, so wie er bisher im Interessensstaatlichen Verfahre mit zahlreichen Kammen zum Verhältnis getreten ist, nichts weiter sei, als ein eckiger Straß um das Subject, unverhüllt in allen Einen Wüchungen, was nur dazu geeignet, eine Nation zu Grunde zu richten? Wo aber bleibt all dann die Rechtmäßigkeit einer unbedingten Freiheit der periodischen Presse?

Von der Unzähligkeit einer unter gewissen Umständen aus freiem Eintheilung bereitwilligen Verhinderung auf die unabdingte Freiheit derselben zu schließen, kann nur Demosthenes begreifen, welcher auf der Stelle läßt, daß in gesellschaftlichen Beziehungen das Mögliche nur auf dem Gebrauch beruht, den man von dem Dingem macht; hofft folglich Materie die Wahrelheit auf seiner Seite hat, wenn er behauptet: „Keine Handlung sei an und für sich gut oder schlecht, möglich oder unmöglich, sondern sie werde dies nur durch die Art und Weise ihrer Vollbringung.“ Zugugeben, daß die unabdingte Pressefreiheit rechtsschädlich sei: wird sie es selbst dann noch seyn, wenn sie nicht der Ausdruck der gesellschaftlichen Harmonie ist, sondern sich eben ausdrückt, diese nach individuellen Ansichten gestalten zu wollen? Wo bleibt die Staat, wenn man ihm ein solches Lebend-Prinzip giebt? Dies, nach Hegelisch und Nieman, die Pressefreiheit, in einem Zeitraum von fünfzig Jahren, ohne nachtheiligen Wirkungen im Herzogthume Holstein herbeigeführt hat — ein Fall, auf welchen Herr Pressefreiheit Weiß in seiner Schrift mehr als einmal hinzuweist — ist brillant genug; sobald man erwidigt, daß der

gekündigte Zustand dieser Orte gegenwart nicht in sich schließt, was zum Missbrauche der Presse verführt hätte. Dasselbe war der Fall mit dem mecklenburgischen Orte gegenwart, in welchen, bis zum Eintritt der Karlsbader Beschlüsse, keine Censur über die Produktionen der Presse irgend etwas zu verfügen hatte. — Wo der lehrreiche Bauer nicht liest, der Ebelmann nicht schreibt und der dämliche Stobbebepöhlner mit seiner Handthierung verlaufen beschäftigt ist, da kann man Pressefreiheit im Superlativ gestatten, ohne daß auch nur das Mindeste von einem solchen Liberalismus zu befürchten ist. Die von Herrn Professor Weller betonteste und geprägte Pressefreiheit war also in den genannten Staaten nichts weiter, als eine Einladung für Hochdeutzer und Hochhändler, sich in ihnen niederzulassen, um profilierte Werke des Auslandes zu drucken und zu verbreiten; sie war — um es noch bestimmter auszugeben — nichts mehr und nichts weniger, als eine Aufforderung zum Verkehr mit Kontrebande, in der gewissen Verwandschaft, daß dies ohne alle Machtteil blieben werde, nebenher aber die Machtämter des Landes auf Kosten einer Machtform trennen könne. Diesen Charakter würde die Pressefreiheit im Hessischen und im Mecklenburgischen noch jetzt haben, wenn seit dem Wiener Kongreß nicht Umstände eingetreten wären, welche eine Beschränkung der Presse durch Censur, selbst für solche deutsche Staaten rechtmäßig gemacht hätten, die der Censur gar nicht bedürfen.

Was bei der Einführung der Censurversammlungen im Griffe des Jahrhunderts selbst verschloßen worden: so hat das Verschließen offenbar darin bestanden, daß man geplant hat, eine öffentliche Befreiung einer bestimmten Presse

freiheit haben zu können. Dies ist deshalb unmöglich, weil öffentliche Geschäftserbung und vollkommenen Pressefreiheit un trennbar von einander sind, natürlich, daß die letztere nur die Weiterbildung der ersten ist. Der begangene Fehler liegt also nur in dem Wahne, daß mit Kammern, d. h. mit einer öffentlichen Erweiterung der Geschäftserbälde, gute Ge sige möglich seien. Ist dieser Wahne bestagt, so hat die Pressefreiheit einen großen Thril ihrer Wichtigkeit verloren, und die Frage, ob jenseit unbedingt sei oder nicht, ist fast zu einer gleichgültigen geworden. Man kann daher auch mit der größten Sicherheit annehmen, daß, wenn die Hoffnungs lichkeit der Geschäftserbung in gewissen Staaten Deutschlands fortdauert, die vollkommenen Freiheit der politischen Presse nicht ausbleiben werde, die Folgen derselben für die Kon stitutionsfassung Deutschlands mögen ausfallen wie sie wollen. Nach hierbei gilt der alte Ausdruck: „heß der Mensch nicht schreiben (trennen) soll, was veranlaßt der Mensch der Dinge zusammengehet.“

Wenn die Verkümpfer der Zensur auf Repressiv-Gesetze bringen, um die Presse in den abhängigen Schranken zu erhalten: so vergrößen sie offenbar, daß man solche Gesetze so absaffen kann, daß sie die Stärke der Prudenziv-Gesetzgebung höchst wünschenswert machen. Dies war, auf eine unvermeidbare Weise, der Fall mit jenem Pressegesetz, welches Herr von Preysing im Jahre 1827 in Vorschlag brachte, und das man späterweile das Gesetz der Geschäftsfreiheit und der Liebe nannte. Die Geldstrafen für die Verstögerchen, waren in demselben so geprägt, daß man als politischer Schriftsteller seine Schrift nur unter Furcht und Zittern schaffen konnte; und da, mit einem solchen

Gefahr, alle politische Schriftsteller, welche nicht ganz dorthinlos bleiben wollten, zum Stillstand kommen mußten, so lag hierin (wie es von einer großen Zahl der Überredeten sehr richtig empfunden wurde) die Übertragung des persönlichen Gedankes in Frankreich vollständig aufgebrochen. Das Gesetz der Gerechtigkeit und der Liebe mußte zunächst genommen werden, weil es noch nicht an der Zeit war. Nach ähnlichen Versuchen bisher wird man, wenn nicht eine Verlegenheit auf die andere folgen soll, endlich die Frage zu stellen, wie sie geführt werden muß; nämlich: „ob die Befreiung jemals den Charakter der Offenlichkeit, durch Raummen vollzogen, gewinnen könne, ohne allein in Gefahr zu bringen?“ — Eine Frage, welche vor allem nützlich ist, von einer Akademie der Wissenschaften aufzugeben.

Sollten diese apologetischen Umerklärungen vom Herrn Professor Weller bekannt werden, so bitten wir ihn inständig, sie nicht so aufzufassen, als ob sie nur gegen ihn gerichtet reden, und folglich nur seine Befehlung erweisen. So weit geht unsere Urmassung nicht. Das Einzige, was wir in Beziehung auf ihn reden, ist, daß sein Oppositionsgeist, dessen Niedlichkeit zu verbannen wir weit entfernt sind, ihn eben so in die Bahn irgend eines Ministeriums führen möge, wie es so vielen anderen Oppositions-Männern widerfahren ist. Denn alsdann werden ihm unzähllich die Wogen aufgehen über das, was für gesellschaftliche Dehnung und Entwicklung ohn's sichern und befebbern kann.

Ü b e r

den wahrscheinlichen

Ausgang des Kampfes zwischen dem Königreiche Polen und Russland.

Es führt in diesem Augenblick nicht an Politikern, die, indem sie ihre freien Wünsche an die Stelle eines von gemauerter Kenntniß der Thatsachen geleiteten Maßnahmenbringsen, nicht wahrscheinlicher sind, als die Widerhersstellung — nicht etwa Polens in irgend einer Gestalt, welche den Namen rettet, sondern Polens in seinem früheren Umfange und in seiner sogenannten alten Herrlichkeit. Wären Politiker dieser Art zu beschreien, so würde dazu nicht mehr erforderlich seyn, als ihnen eine Charta vorzulegen, welche das Territorial-Verhältniß des geprägnigsten Königreichs Polen zu dem unermesslichen Machtgemeine des Kaisers Russlands darstellt. Doch klagen, welche an Wunder glauben, ist nicht zu helfen. Wird ihnen jede andere Flucht abgeschnitten: so retten sie sich in ein ungemein Weiß was die Verschlung beabsichtigt? Der Begriff von Wiedergeburt, wie abgeschmiedt er auch seyn möge, ist ihnen so geläufig, daß er für alles reicht, daß er alles ertheiligt. Gestellt sich selbst die Frage vorzulegen, auf welchem Wege ein Volk zu freien beginnen Sichsalm gekommen sei, treiben sie seine Zukunft ganz unabhängig von seiner Vergangenheit bestimmten; und anstatt

zu fragen, welche Angriiffe- und Verteidigungsmittel darf Wall zu seinen Ansprüchen berechtigen, ziehen sie es vor, eine nie vorhandene Übereinkunftlichkeit an gesetzlichen und materialien Kräften veranlaßt zu haben.

Wir grüßen, die volle Weisheit zu erheben, nicht zu diesem Glückigm; und erscheint die Zukunft eines Volks nur als eine Wirkung seiner Vergangenheit, so, daß jede wesentliche Veränderung, die mit denselben vorgehen soll, gründet sinn muss in dem, was diese Veränderung vorbereitet oder herbeigeschafft hat. In dieser unserer Einschauung wollen auch wir versuchen, den Ausgang des Kampfes, welcher in diesem Augenblick um die über „Polen“ geführt wird, vorherzusagen, nicht mit irgend einer Neigung von dem polnischen Namen, sondern lediglich nach unserer Kenntniß des Entwicklungsganges, den die Geschichte der Polen auf eine nie überbrückte Weise bezeichnet.

Zur Sache!

Will man nicht weiter, als nötig ist, in die Geschichte Polens zurückgehen, um die Erscheinungen unserer Zeit, so weit sie die Polen betreffen, zu erklären: so kann man bestimmt bleiben bei der Speche Reußens des Großen.

Polens erste Könige waren Erbältere, und nach Wenzel Radziwill, einem der besten polnischen Geschichtsschreiber, geht sie die höchste Staatsmacht der Grundlos: „so lange ein adaltscher Nachbarstaat vorhanden ist, findet keine reale Statt.“ Dieser Grundlos wurde jedoch schon unter den Piasten erschaut, von welchen Beleidung der Deutte seine Staaten unter seine Söhne teilte, wiewohl auf eine Weise, daß die Einheit nicht unbedingt aufgehoben wurde. Dieser König verordnete adaltslich in seinem letzten Willen, bezüg-

bei sein ältester Sohn Wenzel und dessen Thürift mit dem Königthütel bekommen, und die Heirathrechte über die angezogenen Herzoge und Fürsten, seine Brüder, ausüben sollte. Unstrittig berücksichtigte Boleslaus der Dritte, mit dieser Absicht, die Verstärkung des Staats zu verhüten; allin sie diente nur, die Glorie der Thürinck unter den thüringenden Fürsten zu erzielen. Wladislaus, der älteste Sohn Boleslaus des Deutschen, machte Versuche, seinen Brüdern über Gunthe zu unterjagen; aber er wurde von diesen aus Polen verjagt, und seine Nachkommen kamen so weit zurück, daß sie sich mit Schlesien begnügen mußten, wo sie viele Thüre von thüringischen Herzögen und Fürsten föhrten, welche mit der Zeit unter die Gunthecke von Böhmen kamen. Nicht minder diente das Theilungs-Prinzip im eigentlichen Polen fort, wo Konrad, ein Enkel Boleslaus des Dritten, die Thüre von Capriien und Masowien führte, und, um sich gegen die heidnischen Posen zu sichern, die Kreuzritter ins Land rief, denen er i. J. 1230 das Gebiet von Culm abtrat. Wie Polen durch diese Zerlungenen zu einer solchen Kraftlosigkeit verharrte, daß es i. J. 1240 die Heute der Magdeburg wurde, kann hier nicht mit irgend einer Nachvollziehlichkeit dargegeben werden. Graug, daß diese Kraftlosigkeit viele achtzig Jahre andauerte, bis Wladislaus Polonus, der mehrere besondere Fürstenthümer zusammengebracht hatte, sich i. J. 1320 zu Krakau erhönen ließ. Der Sohn und unmittelbare Nachfolger dieses Albig war Kasimir der Große, der, zu Gunsten der Könige von Böhmen, gegen seinen Unwillen auf Schlesien entsagte, einen Verlust aber dadurch erzielte, daß er mehrere Herrschaften bei alten Nachbarn eroberte; denn Er war es, dessen

sch im Jahre 1340 Nach-Musland unterwarf, und der die Preußischen Weltgerichte, Potholzen, Chelm und Gely dem Schlesischen Großherzog, die sie in früherem Zeiten den Polen abgenommen hatten, wieder entzog.

Was nun die Regierung Kasimir des Großen in der Entwicklungsgeschichte der polnischen Nation so merkwürdig macht, daß für alle Epoche bezeichnet zu werden verdient, ist der Umstand, daß dieser König, weil er keinen Sohn hatte und seinen Neffen Ladislaus, einen Sohn seiner Schwester und Karl Robert, Könige von Ungarn, zum Erben seiner Krone eingesetzen mußte, im Jahre 1339 einen allgemeinen Reichstag nach Krakau berief, damit die veränderte Erbsfolge von dem Adel seines Königreichs genehmigt werden möchte. Diese Erneuerung blieb nicht aus, wie sehr die wohlbegründeten Rechte der pflastischen Fürsten, welche in Masowien und Schlesien regierten, dadurch auch berinträchtigt wurden. Die Folgen derselben beschränkten sich aber nicht auf eine Aushebung des Erbsfolgeredekts, daß die verschiednen pflastischen Linien bisher gehabt hatten; denn nicht gelang, daß Kasimir der Große dem polnischen Adel den Weg zu einer Einigung in die Wahl des Könige gebahnt hätte, lernte dieser Adel auch, wie es auszusegen sei, um die Gewalt der Könige zu bestimmen, und folglich die Gewalt auf sich abdrücken. Man darf also sagen, daß der erste Grund zu einer aristokratischen Regierung, die sich eine republikanische nannte, für Polen auf dem Reichstag zu Krakau im Jahre 1339 gelegt wurde. Mit 1333, noch bei Erbvertrag des Königs Kasimir, abgeordnete nach Lügau gesendet wurden, um seinem Nachfolger zu Wahrung der polnischen Königswonne

zu verhindern, unterliegen diese nicht, ihm eine Urkunde unterzeichnet zu lassen, wodurch er sich und seine Nachfolger verpflichtete, bei seiner Thronbesteigung den polnischen Adel von allen Grauen und Rentabilitäten zu befreien; auch wir, unter welchem Vorwände es auch seyn mögter, Subjekten von ihm zu fordern, und auf seiner Reise etwas zum Unterhalte seiner Hofsle zu verlangen.

Wie Kasimir, der 1370 starb, erledigt bei plötzliche Hand des Könige von Polen. Sein Nachfolger war der König Ludwig von Ungarn, mit dem Grinamen der Große. Dieser bestätigte zwar auf einem im Jahr 1382 gehaltenen Reichstage, daß die Polen seine Wahl Sigismund von Luxemburg zum Erben gewünscht und zu seinem Nachfolger in beiden Königreichen gewähltigten; doch kaum hatte er, bald darauf, die Augen geschlossen, als der polnische Adel seine Verpflichtung brach, und die Tochter Ludwigs jung, sich mit Jagello, Großherzog von Litauen, zu vertrüben, der sich erboten hatte, Litauen mit Polen zu vereinigen, dem Heidentum zu erlegen und mit seinem Weile die christliche Religion anzunehmen. Jagello bekam in der Laufe den Namen Wladislaus, und wurde zu Kroaten am 17. Febr. 1386 als König von Polen gekrönt. Von dieser Zeit an rotteten Polen und Litauen, fröhlt fast immer erbitterte Feinde, unter der Herrschaft eines und derselben Königs vereinigt; doch brachte Litauen, noch Grinche zwei Jahrhunderte hindurch, seine besonderen Großherzöge, und erst unter der Regierung Sigismunds des zweiten (Augustus) wurde 1569 die letzte Hand an die Vereinigung beider Staaten gelegt: eine Vereinigung, welche den Polen das Übergeordnete im Norden sicherte.

Die Schmäigung der Thronfolger seines Sohnes erhöhte Wladislaus Jagello von den polnischen Croßen nur dadurch, daß er die, ihnen von seinen Vorgängern bewilligten Privilegien durch neue verwarf; und unter den Königen von Posen war er der Erste, der, um sich außerordentliche Einkünfte zu verschaffen, im Jahre 1404 die Fähnchen über Deputatien zu einem Reichstage brief und den Gebrauch der Vor-Randtage in den Quarzsteinkübeln und Wogenzäckchen einführte. Seine Nachkommen behielten die Krone, bis sie im sechzehnten Jahrhundert erloschen. Mein erbläßt war jedoch die Thronfolge nicht; denn, wie kann sie direkt sagen können, ohne die Zustimmung des Adels überflüssig zu machen, d. h. daß erste und zweite Thronfolger Privilegien zu versiechen?

Verhinderte diese Zustimmung hatte der Adel in diesem Lande allein das Bürgerrecht. Er allein wurde auf den Reichstagen von den Rändern repräsentirt, die er gewählt hatte. Thronfolger und Würden, welche sowohl als großliche, waren nur ihm vorbehalten, während die Bürger und Bauer allein die sämmtlichen Kosten trugen. Im übrigen hatte diese Monarchie den Charakter der Demokratie in einem sehr hohen Grade; und zwar dadurch, daß alle Adeligen, ohne Ausnahme, als zu Richten vollkommen gleich betrachtet wurden. Wad diesem Umstände muß die Welle beigemessen werden, welche Polen, so lange die Könige aus dem Jagellonischen Hause den Thron besaßen, im Westen trieb; denn außer Preußen, bei dem deutschen Orden ertrug, son es auch in den Dörfern von Westland, und behauptete sich darin gegen die Slaven durch den Heiden, den Stephan Bathori, Zb-

rig von Polen, mit Ivan Wasiljewitsch im Jahre 1582 schloß.

Von der kirchlichen Revolution des schrecklichen Jahrhunderts, die sich sehr bald in Polen verbreitete, läßt sich behaupten, daß sie die Keime der Trennung und des Individualismus, welche jedoch Wahlreich in sich schließt, nicht unmig befriedigt habe.

Nach dem im Jahre 1572 mit Sigismund dem Großen August erfolgten Erlösen des Manneshauses der Jagellonischen Könige, bestrebt er sich neuer Kombinationen, wenn die Weit-Erlöslichkeit der Krone und mit derselben die Weisung im Kaschmir gerettet werden sollten. Da nämlich die aristokratische Kirche durch die Wahl eines Königs aus der Masse des Volks nicht wenig würde verloren seyn: so richtete man den Blick auf das Land, doch nicht ohne dabei festzustellen: „dass bei einem König Schwestern kein Nachfolger für ihn bekannt werden, sondern nur Stärken, d. h. dem Übel, für ewige Zeiten, bei jeder durch den Tod des Königs erfolgten Thronverleibigung, das Werk der freien Wahl gesetzen sollte.“ Durch diese Übereinigung wurde Polen ein reines Wahlreich; und eben diese Übereinigung gab die erste Veranlassung zu jenen Wahlreichtagen, welche ihrer Form nach, nicht anders als plötzlich seyn konnten: denn auf diesen Wahlreichtagen erschien der ganze Übel in corpore, und zwar bewaffnet und bereit. In einem Lager bei Warschau wurden dann nach der sogenannten Pacta conventa vereinbart, wodurch man das Wahlreich in sichre hoffte: eine Verfassung: Urkunde, welche die Verhügungen enthielt, unter denen der Thron dem neuen König übertragen werden sollte. Von selbst

verstirbt sich, daß die adelige Autorität durch diese *Pacta conventa* gerade um so viel beschädigt wurde, als die Vorrechte des Adels dadurch an Ausdehnung gewannen . . .

Der erste König, welcher dies Fundament auflegte, war ein französischer Prinz: — jener Heinrich von Valois, Sohn Heinrichs des Zweiten, Königs von Frankreich, der, nachdem er einige Monate im Jahre 1574 den König gespielt, aber vielleicht die Bange, welche des polnischen Throns entragen hatte, ohne alten Gedanken, bei Macht und Recht sein Königreich verließ, um nach Frankreich zurückzukehren, und unmittelbar darauf den Thron von Polen erklungen war. Sein Nachfolger war ein sächsisch-böhmisches Fürst, Maximilian Stephan Wettori, dessen Regierung neun Jahre dauerte. Der polnische Adel wendete sich hierauf nach Schweden, um einen neuen König zu erhalten. Ihm wurde ein Sohn Johanne des Dritten zu Thron; es war Sigismund der Deutsche, dessen fünf und vierzigjährige Regierung die Folge hatte, daß seine beiden Söhne, Albrecht der Siebente und Johann Kasimir seine Nachfolger wurden, wiewohl der letztere aus Überdruss entseignt und sich in ein französisches Kloster begab.

Mit der europäischen Entwicklung war es nach der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts beginnlich getrieben, daß jedes Reich, welches Anspruch auf Fortdauer machte, die Reiche seines Reiches vereinigen und verbinden müsse. Die stehenden Heere hatten ihren Ursprung in den dreißigjährigen Kriegen gefunden und bildeten das Fundament der ständischen Autorität; diesem Punkte entzogen, hing die politische Schreieke vertrieben und die Nationalität jeder Gesellschaft preisgegeben. Es gehörte in

der That sehr wenig Scharffinn dazu, um diese Entscheidung zu machen; und wenn der politische Stolz sie nicht machte, so konnte das Hinderniß nur darin liegen, daß er, verliebt in seine Rechte, lieber untergeben, als diese aufzugeben wolle. Es ging jedoch noch viel weiter. Denn, anstatt auch nur den kleinste Schritt zur Durchführung der Einheit zu thun, verstärkte er Absonderung und Trennung. Ein außergewöhnlich großes Thier unter der Regierung Johann Kasimir, wo im Jahre 1632 ein litauischer Landherr, Ramund Eiggeölp, durch sein Nie pozwolam den Reichstag abbrach. Dies ist das sogenannte liberum veto der Polen, welches, nachdem es Brüll gefunden hatte, so sehr in Gebrauch kam, daß man es als das fundamental-Prinzip aller adeligen Rechte bezeichnete. Wehr, als junak, war seit dem Jahre 1632 die Gouverneur gesperrt; sie hätte dies ausbleiben können, da es einen Gebrauch gab, der das, was das Recht der Stimmenmehrheit hätte seyn sollen, einem Einigen zugestand? Zu nicht wissen vier Jahren wurden, unter Johann Kasimir Rathgeber, vier Reichstage durch das liberum veto abgebrochen . . . Wenn also, in einer früheren Periode, der gesellschaftliche Friede durch aristokratische Rechte mancherlei Eindringen erfahren hatte: so war jetzt die Einheit gewissermaßen zum Gesetz erhoben. Die traurigen Zeiten derselben blieben aber nicht aus. Zunetz Unruhen und auswärtige Kriege brachten die Republik gleich sehr an den Rand des Unterganges. Sie hatte mit Rosalen-Schiumm, mit Russen und mit Türken zu kämpfen, und verlor in allen diesen Kriegen: zunächst die Herrschaft über die Kasachen an den beiden Ufern des Dniper; sebann an Zug

lande Gnesen, Rengenow, Gutsrödel, Lübz, Lübzigen und Riga (Distrikte, welche vor Thunem von den Polen warm erobert worden); endlich an die Dörfer Kaminiac und Pszobolice, außer dem jährlichen Tribut von 22,000 Dukaten, welchen Michael Wielowiezky, der Nachfolger Johann Kasimirs, zu bezahlen versprach.

Das liberum veto hatte der polnischen Strenre jeden Werth gemaassen; ganz natürlich, weil ein König das, was er ist und reicht, nur durch den Organismus, von welchem er untersteigt wird, sinn und wirken kann, ein so unrechter Gebrauch aber, wie das liberum veto ihn in sich schliesst, jeden Organismus zerstört. Man muss sich daher auch nicht darüber wundern, daß die Polen, nach Johann Kasimirs freiwilligem Ausscheiden, geneigt waren, einen König aus ihrer eigenen Mitte zu wählen. Michael Wielowiezky, der sich, nach einem stürmischen Interregnum von sieben Monaten, zur Annahme der Strenre bewegen ließ, hatte jedoch kein anderes Verdienst, als daß er in gerade Hülle von Koerzbach, Heude Jagiello, abstammte. Seine natürliche Schrödigthe vernachte demnach die Staatslichkeit, und die größte Weisheit, welche für Polen von ihm ausgegang, bestand, auf eine unverständliche Weise, darin, daß er durch seinen frühzeitigen Tod dem Strenre-Großfürstherren Johann Sobieski Platz mache.

Sobieski verfestigte die Wahl seiner Mitbürger . . . Durch den Frieden, den er im Jahre 1676 in Zureze mit den Tschekos schloss, befreite er die Polen von dem Tribut, den sie bis dahin gezahlt hatten, und schaffte ihnen zugleich auf der einen einige Güter von der Ukraine; nur bezüglich der Stadt Kaminiac zahlt einem beträchtlichen Theil

der Ukraine und Podolien noch in die Gewalt der Tzaren kamen. Sein Werk war das Schauspiel, wennin die Russen zufällig mit dem Hause Österreich gegen die Pforte traten; und nicht genug, daß er im Sommer des Jahres 1683 Wien entkamen half, wiehe er im nächst folgenden Jahre die größten Vorteile über die Tzaren davon getragen haben, wenn er von dem Gräfe des polnischen Reichs besser bedre unterstüzt werden.

Dießer Wiel, immer nur auf die Erfüllung seiner Heimat-Vorteile bedacht, und im Staube nur bemüht beschäftigt, auf der Armut seiner Leibknechten Reichtum zu fötzen, rührte sich zwar bei jeder Gelegenheit seiner Vaterlandsliebe; doch so oft es darauf ankom, nachhaltige Beweise davon zu geben, blieb er pruß. Sollte der gesellschaftliche Zustand Polens sich je zu legend einer Achtungswürdigkeit erheben, so war vor allen Dingen notwendig, daß der Staat sich durch Vereinigungen im Westen und im Osten mit den übrigen Bewohnern der Erde in Verbindung brachte. Ein so führt Gedanke schaut jedoch nie durch den Kopf eines polnischen Edelmanns gegangen zu seyn. Schließlich, um den Tzaren und Tzarenen gewachsen zu werden, sah sich sogar genötigt, im Jahre 1686 zu Moskau einen Kosaken-Krieger mit Blutland zu unterrichten, durch welchen er, um den Weißland dieser Macht gegen die Osmanen zu erhalten, ihr auf kommt Smolensk, Belaja, Tver, Tschernigow, Starodub und Smorgod. Schließlich, nachdem ihm Zuböhren abrat; ihm so auch die ganze Provinz, welche Klein-Rusland genannt, auf dem linken Dniper-Ufer, zwischen diesem Flusse und der Gelinge von Quell bis nach Petrowo-Leschna hin, gelungen ist. Auf der

der Stadt Kiew behielt Blusland, in Folge dieser Tatsache, nach die sogenannten Sapozjan und Stabat-Residenz.

Nach Salustius' „bertraulichem Briefen“ vergaß Gebicetti Thronen, als er gewußt war, diesen Thron zu Bamberg im Beisein russischer Gesandten zu bestitzen *)).

Was sagten diese Thronen?

Einerseits sagten sie die Selbstsucht des polnischen Thron an, dessen Unzulänglichkeit und Ungeschicklichkeit so viel Ver-
sicherungen notwendig gemacht hatten; andererseits verklum-
deten sie Polens Zukunft, daß seinem Untergange sperr-
strickt entgegen ging. Von allen früheren Königen Po-
lens ist Gebicetti der Einiger, der eine wahrhaft große
Erleichterung in sich trug. Aber was konnte seine frei und
gewangene Regierung in einem Lande bewirken, wo alles im Zustand verderben war, nachdem eine eignesüch-
tige Bürokratie, die ihren wahren Werthilf nie geahnt
hatte, durch das liberale veto wichtig genug geworden
war, um jeden Fortschritt zum Bessern hinauszutreiben zu
können? Im Leben der Männer sieht sich dasselbe Pheno-
men vor, was man im Leben der Individuen so häufig
zu beobachten Gelegenheit hat; nämlich, daß eine für eine
gegebene Bestimmung verleerte Zeit nicht wieder eingeset-
zen ist. Einmal unerreichbaren hinter dem Utilitarismus
Gratia ihrer Machthabern, konnten die Männer zwar Verluste
machen, sich diesen gleich zu stellen; da sie aber die rech-
tmäßigen Mittel zunächst verschwendet mussten, wosfern sie nicht
mit sich selbst in Überschreit getroffen wollten, so konnten
sie nie das Ziel gelangen. Wodurch ihnen, um auf gleiche

*) G. Zabotski, Epistolarum Familiares T. I. Pars 2. p. 1133.

Obje mit den kraftvollsten Wölfen Europa's zu treuen, aus mißtrafen führe, war die Erziehung, welche die schen-
den Herren dem Aelb des Landes gaben: eine Erzie-
hung, welche zugleich zum Schersam und zur Vaterlands-
liebe bildete. Wie der Einführung eines schimden Herren
hätte sich das liberum veto seines Vagentlichs vertragen.
Sollte bießt foetbauen, so mußte jene freilich unterblei-
ben; — was man aber mit voller Zuerkennung sagen
kann, ist, daß die späteren Geschicke der Republik hiermit
im engsten Zusammenhange standen.

Es begreift sich ohne Mühe, daß, in dem Übergange
von einem bloßm Einflusse auf die Besitzung des Throns
durch einen anstrengten Prinzen zu einer vollendeten usur-
pation des Wahlrechts nach dem Hinrich Lubwig des
Großen, von dieser usurpation zu den *paetis conventis*,
und von diesen zu dem liberum veto, die materielle Grund-
lage des Königthums, sofern sie in der Ausfertigung der
Krone mit den nöthigem Machtmitteln brügten, nach und
nach ganz verloren gingen.

Den vollständigsten Beweis hierzu findet man in
dem Florus Polonicus da, wo den den Bedingungen die
Slebe ist, welche Heinrich von Valois erfüllen sollte, um die
Cher, König von Polm zu seyn, thilhaftig zu werden.
Diese Bedingungen waren, wie folgt: 1) Heinrich verzichtet
seine prinzliche Spanage in Polm; 2) er bezahlt mit fran-
zößischem Urthe die Schulden Sigismunds des zweiten
August; 3) er unterhält hundert junge Knirze (Rochlern-
men polnischer Chrestians) am franzößischen Hofe und hau-
zig andere an andern Orten; 4) er bestreitet die Kosten,
welche die Unterhaltung einer franzößischen Flotte im das-

tischen Wette erfordert ^{*)}). Welche Verdingungen! Man sieht, daß die Polen es dahin gebracht hatten, daß es für ihrer Könige große Pflichten, aber keine Bleiche gab; und das Einzige, was man nicht begrüßt, ist, wie irgend ein verächtlicher Mann, dem seine persönliche Ehre am Herzen lag, sich mit der polnischen Krone befassen kennt.

Man hat also die volle Weisheit auf seiner Seite, wenn man behauptet, daß alle die Schicksale, welche Polen, von dem Historie Johann Gottlieb's an bis auf diese Zeiten, erfahren hat, ihren legitim Grund in dem eigenthümlichen Verhältniß der Kronekönigreiche zu dem Königthume gehabt haben. August der Zweite, Herzog von Sachsen, opferte, am Schluß des sichbrennenden Dreihunderts, das Wohl seiner Untertanen der einen Eher auf, daß Haupe einer selbstsichtigen Kronekönigreiche zu werden, die ihm die polnische Krone verlich, und die er sich dadurch zu verhindern wünschte, daß er in dem Heiden von Sachsen nicht bloß die Zeitung kaminiert, sondern auch die im Friezen von Danzic an die Kirchen abgetretenen Thüre von der Altarne und Petrus an Polen zerstörte. Konspirierte aber Polens Oberherrsche und Priester bezüglich weniger mit Karl dem Großen, als dieser, nach der Schlacht bei Marica, den Gedanken gefaßt hatte, den polnischen Thron mit Stanislaus Leszinski zu besetzen? Sah August der Zweite sich nicht genötigt, Polen zu verlassen, und in dem Friezen von Alt-Ransdorff die polnischen Krone zu entfassen? Und war es irgend ein Untereid von Unterlandeliebe und schwieriger Nationalität, als, nach der Schlacht von Goliowic,

^{*)} *Florus Polonicus* Lib. IV. §. 2.

mit welcher Macht bei höchster Unruhe anheb, der polnische Adel zur Vertreibung brüf von ihm angenommene neuen Könige die Hand bot, und August den Zweiten in seine Macht zurückzuführen?

Obgleich achtungswürth erscheint und der Sandhoffs Appell, wenn er in der gegenwärtigen Sitzung der Landesbeamten-Kammer vom 25. Mai dieses Jahr. Diejenigen Fabelte, welche das Gedächtnis der National-Institutionen auf der Vergangenheit, auf Erinnerungen, auf Nationalität zu begehrden gründeten, und sobann hinzufügte: „Wir wollen Polen segn; doch nicht bloß in den schmerzlichen Erinnerungen an die Vergangenheit, sondern in den gehörigen Gedanken, angesessen und wohlbabend, Polen mit entwickelter Betriebsamkeit, mit einem eisigen Militär- und Flottille-System, mit Rechten und Institutionen, die nicht das Beispiel der Privilegien und demokratischer Ungleichheit, sondern die den Grundpfeil der Zivilisation an sich tragen.“ Ohne Polen von dem, was Herr Sandhoffs seinem Heimatlande wünscht, im achtzehnten Jahrhundert irgend etwas gehabt: so würde es seines der Geschichtslehrer erfahren haben, über welche er nicht aufgeklärt hat: sich zu beklagen. Wie allzu merkwürdig ist die Geschichte seiner königlichen redhrenden Herrscher. Stanislaus Leszynsky, nach Auguste des zweiten Jahr, im Jahr 1733, wieder entthobt, entzogt drei Jahre darauf, und stirbt als Herzog von Sachsen und Kur. August der Dritte, sein Nachfolger, ergreift dreißig Jahre hindurch in derselben Geschichtsschicht von der Mutter, die ihm größten Theile einer Vergangenheit eigen ist, und das Kurfürstenthum Sachsen ist, während dieser langen Periode, nur das Opfer einer gegenständlichen

im Einzelleit, und verblüdet an Wunden, die noch immer nicht verheilt sind. Vom Jahre 1764 an, läßt das auf seine Nationalität ein weismen eingebildete Volk (die Polen), sich von der russischen Rätsche in der Person Poniatowsky's, ihres Heilung, einen König einfördern. Wenige Jahre darauf wird von dem mächtigen Polen — mächtig wenigstens durch Unzufriedenheit und Verbitterung — abgründen was den thierenden Mächten beliebt; und noch tiefer eine Verblümmung, erzeugen durch den anmaßenden Geist einer ungebührlichen Aristokratie, gibt es keinen Stillstand, bis, nach weniger als einem Menschenalter, die Freiheit und keine Theilung Polens Statt findet, die Niemand will, zu der man sich aber entschließen muß, weil die Ruhe Europa's, unter den polnischen Eilemmen des Westen, auf seinem anderen Wege zu sichern ist.

Wer ist denn nach der ersten Wiederherstellung der Geschäftsfahrt, welche vom Jahre 1370 an bis zur letzten Theilung Polens, über die Bewohner dieses Landes gekommen ist?

Kein anderer, als jetzt Kastor der Geist, welcher, selbst ein Vließ, auf Gründen, die sich nicht erneuen und beurtheilen lassen, sein Geschlecht von der Thronfolge ausschloß, und, mit Hälfe seines Vließes, diese auf seinen Neffen, den König Ludwig von Ungarn, übertrug. Die Thronfolger mit Hälfe des Vließes veränderten, ließ, in den Zeiten Kazimirs des Großen, die Monarchie präzisieren, die Monarchie in eine Republik verwandeln. Wecke diese König die einschen, aber nicht; genug, daß der Erfolg nicht aufblieben könnte. Wie die Eigentümlichkeit der Polen sich hierauf entwickelte, bedarf keiner Ausführungsfrage, da jedes Volk notwendig das Produkt der organischen Geiste

ist, die im bemühen vereinigten. Es würde nicht einmal der Wille reichen, hierüber irgend ein Wert fallen zu lassen, wenn die Pole auf das, was sie ihre Nationalität nennen, nicht einen so ungemeinen Werth legten. Sie thun dies aber nur, weil sie nicht wissen, was es mit alter Nationalität auf sich hat. An und für sich ist diese kleinen Völker, wie groß oder wie klein daselbe auch seyn möglicher, abzusondern; denn selbst die Wilden Nordamerika's haben darauf den geraden Ursprung, sofern es auf nichts weiter ankommt, als auf die Abstammung irgend einer Eigenthümlichkeit, wodurch man sich von andern Nationen unterscheidet. Was die Nationalität allrin Wirkung verschaffen kann, ist ihre Gemeinschaft mit dem in der Zeit am reichen gebliebenen Civilisations-Grafe. Muß nun dies für Maßstab entscheiden, so fragt sich, vor allen Dingen, was eine Nationalität werth seyn thun, deren Grundlage bis auf den heutigen Tag die Feindseligkeit gewesen ist? Wir sind weit davon entfernt, die vortrefflichen Anlagen der polnischen Nation in Zweck zu ziehen; in der That so sehr, daß wir geschehen, keine Nation zu kennen, welcher in dieser Hinsicht ein Vorrang vor den Polen gezeichnet werden könnte. Allein ist der gesellschaftliche Zustand der Pole wohl jemals so beschaffen gewesen, daß sich ihre Anlagen nach irgend einem bebauenden Maßange hätte entwickeln können? Und muß man, wenn von achtunggebietender Nationalität die Rede ist, nicht zöhrig auf das Feindseligkeits-Urtheilnis prüftommen, worauf sie bisher nicht hervortreten konnten, wenn die Ansprüche des Stolz bestreidigt werden sollten?

Wahr es möglich aber thunlich gewesen, nach der letzten

Christung Polens das Verhältniß aufnahm, wenn der
 leibigeine Bauer zu dem Grundherrn in Polen stand: so
 würben alle die Ercheinungen aufgeblieben seyn, welche
 vom Jahre 1795 an auf eine Wiederherstellung Polens ab-
 gesehen, und im Jahre 1815 mit der Schöpfung des kon-
 stitutionsörm Königreichs Polen in seinem bekannten Um-
 fange schlossen. Die Gestaltung der ehemals sogenannten
 Unisiliziatie war diesen Zeiträum hindurch niemals unsel-
 häft; es war dieselbe, welche den römischen Stil nach dem
 Untergange der Republik befreite, und auch ihr Reim war
 verhälbt, nur mit dem Unterschiede, welcher sich zwischen
 unabdingter Sklaverei, so wie derselbe in den ersten Jahrhun-
 derten unserer Zeitrechnung im römischen Staate fand, und
 zwischen Leibeigenhaft bemerkbar läßt. Die Teilnahme
 der Polen an den Kriegen der Franzosen in Italien, ihr
 Abfall von Preßburg im Jahre 1806 (ein Abfall, der die
 Schöpfung des Herzogthums Warschau zur Folge hatte),
 ihre fast unabdingte Hingebung an Napoleons Spannung,
 den sie in seinen kriegerischen Unternehmungen gegen Spanien,
 Österreich und England unterstützten — warb be-
 gredit dies aber? Wiederherstellung der vormalen unisil-
 ziatischen Einverniß; nichts weiter. Gern waren un-
 stetig die Opfer, welche vorgenommen wurden; allrin han-
 delte es sich dabei jemals um Verbesserung des gesellschafts-
 lichen Zustandes, um politische Freiheit, um eine Ord-
 nung der Dinge, in welcher man fortzubauen hoffte? Ge-
 rneß nicht. In die Schöpfung des Königreichs Polen,
 welche eine von den Resultaten des Wiener Kongresses war,
 beweisen sich Europa's Esterbude — vielfach aus
 bloßer Sichtung für kriegerische Tugenden — nur allzu nach-
 giebig

grobig gegen die Vorderungen der polnischen Kriegsstatte. Doch in welchem Lichte betrachtete diese die Verfassungs-Urfunde, welche dem Königreiche Polen durch den russischen Kaiser zu Theil wurde? Sie sah darin nicht weiter, als eine neue Ausföhrung der *Acta conventa*, wodurch sie ihr Verhältniß zu Heinrich von Valois hätte regeln wollen. Wenn sie sich gegenwärtig darüber beschlägt, daß diese Verfassungs-Urfunde nur in Ausführung gebracht werden; so sollte sie sich vor allen Dingen die Frage beantworten, ob die Schuld mehr an ihr, aber an dem Gouvern. gelegen habe, den sein System in ihrem Könige gemachte hat. Gewiß war diese Verfassungs-Urfunde ein politischer Kriegsgriff; allein sie war doch hauptsächlich dadurch, daß sie den Annahmen der Kriegsstatte eine Unterlage gab, wodurch ihr nur hätte zu Theil werden sollen. Die Aufgabe war, den polnischen Staat zum Untergang und zur Unterwerfung unter die Regie zu erijken. Kannen dieser so nektonische Zweck dadurch erreicht werden, daß man ihn durch eine liberale Verfassungs-Urfunde zur Theilnahme an der Geschäftserbung befieß? Die Erfahrung hat, seit dem ersten Stichworte, den Alexander holt, diese Frage beantwortet. Je geringer die Aussicht der Ullgardstaaten auf eine Wiederherstellung der alten Monarchie war, um so mehr sie sich als die einzigen Gewinne Russland empfanden, desto höher stieg ihre Erbitterung. Bald schaute es nicht an Antrieben, die sich in Verschönerungen auslösten. Russland selbst wurde davon angefleckt, und rief sich der Begehrtheiten im Jahre 1825 erinnert, trug schäperisch Gedanken, eingangschein, daß Alexander's Tage am reichsamen abgelingt werden sind durch den Kummer, den er über das unküige Verhältniß Russlands zu dem von

ihm geschaffenes konstitutionelle Königreich Preußen empfand; d. h. über ein Verhältniß, das sich im Verlauf der Zeit nur verschlimmern, nicht verbessern sonne. Gewiß hat Alexander selbst, was in seinen Kräften stand, gethut, um sich Preußens Monarchie zu verschließen; allein, da dies nur durch Mittel geschehen sonne, welche den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern und die Leibeigenschaft noch und nach auszutilgen verhüten: so lag gewiß in diesem Wunsche die stärkste Anforderung zur Unabhängigkeit und zur Empfehlung.

Was seit dem November des abgelaufenen Jahres im konstitutionellen Königreich Preußen geschehen ist, ließt mir den Verdacht, daß mit einer Monarchie, welche das Gefühl der Oberherrschaft in sich trägt, nicht zu transigieren ist. Man hat sich alle erinnliche Würde gegeben, den Geschäftsherrn des russischen Kaisers als die höchstmögliche Urtheil der Revolution zu bezeichnen, durch welche alle Bande mit Russland für den Augenblick zerrissen worden sind; allen, welche das Verfahren des Großfürsten Konstantin nicht ein ganz anderer gewesen seyn, wenn die Erfüllungen der polnischen Monarchie minder verachtenswürdig gewesen wären? Wie geschah es dann, daß diese Monarchie, ohne auch nur einen Augenblick zu verlieren, unfehlbar eintrat, sobald von den Sieglingen der Militär-Garde Gebote wurde? Wie geschah es, daß gerade für es war, die am 25. Januar den polnischen Ehren für erledigt erklärt?

Erstheit, die revolutionären Bewegungen Großbritannien zu einer Veränderung ihrer von dem allgemeinen Zivilisations-Geiste beherrschten Lage zu bewegen, hat diese Monarchie sich aufs Neun in den Revolutionen-Strudel gefügt.

Wird sie aus demselben wieder auftauchen?

Um diese Frage zu beantworten, muß man vor allen Dingen das materielle Verhältniß des Königreichs Polen zu dem russischen Kaiserthum in Betrachtung ziehen. Sollte man sich nun (wie es wirklich geschieht) im Stille darüber, daß Warschau noch nicht erobert ist, und läßt Niemand sich einfallen, zu glauben, daß ein polnisches Heer Petersburg erobern könnte: so ist der Ausgang des nur allzu unglichen Kampfes nicht zweifelhaft. Gesetzt aber, es wäre es noch so sehr: was würde erforderlich seyn, um auf der Wahn des Sieges die Aussicht auf einen Fortbestand zu gewinnen? Daß das gegenwärtige Königreich Polen dazu nicht ausreicht, springt in die Augen. Wen redete also aller Freiheittheile des ehemals polnischen Republicks umstrebren müssen; und da dies nicht geschehen könnte, ohne auch mit Österreich und mit Preußen zu brochen: so würde der Krieg eine Ausdehnung erhalten, bei welcher das Unterliegen Polens zum Vorwand dienen wider.

Wer dennoch an eine Auferstehung Polens glaubt, befindet sich in dem Falle, allen Gefahrenen Trost bieten zu müssen.

Strenghausen, können nur diejenigen diesen Glauben haben, denen niemals klar geworden ist, mit welchen Dingen die Auflösung der Republick Polen im Zusammenhange stand, und weshalb die Kraft dieser Dinge notwendig auch für die Zukunft den Ausschlag geben mag.

Die größte Verlegenheit für die Kriegsstrategie Polens würde beim eintreten, wenn man ihr die Organisation des gesellschaftlichen Zustandes überlässe. Ohne Oberhaupt würde sie nicht bestehen können; ein Oberhaupt aber, das für

die Zustellung seiner Unterordnung keine bessere Grundlage hätte, als Besitzentnahmeverhältnisse, würde im neuzeitlichen Jahrhundert noch unentbehrlich erscheinen könne, als in jedem früheren Jahrhundert. Gleichwohl würde sich die zulässige Besitzstruktur mit seinem andern Oberhaupt vertragen, weil sie sich sonst selbst zum Opfer bringen müßte. Wenn die Besitzstruktur, in dem gegenwärtigen Augenblick, die Wonne annimmt, als obne die Aufhebung der Besitzentnahmeverhältnisse sie selbst aufzugeben, so gleichwohl darf mir, um die Widerstandskraft durch Erwartungen zu verstärken, welche in Brüder, wie die gegenwärtigen, den Genesismut erzeugen. Wenn zu halten über diesen Punkt möchte sie aus meinen Gedanken unumgänglich seyn. Wenn weiter fraglich das Oesterreichische Kapital nehmen, daß die Kauf und den Schmiede die Besitzentnahmen überflüssig macht? Wehr freut den Betriebmannschaftsgriff, der über den gewöhnlichen Mechanismus erhebt? Wehrer endlich die Staatsunternehmen zum Krieg, welche in einem durch Manufaktur und Handel emporgebrachten so genannten dritten Stande erhalten sind? Räuber Dinge, an welchen es Polen bisher gefehlt hat, und unsterig noch lange fehlen wird! . . .

Der russische Kaiser hat sie gut befunden, die gegen ihn in Gang gebrachte Rebellion zu bestrafen; und liege sich schwerlich etwas entgegen. Würde es jedoch nicht vertheilhafter gewesen seyn, sich auf die Defensiv zu beschränken und den Angriff von den Rebellen zu erwarten? Daß es dazu gekommen wäre, würden diese unter einander zerfallen seyn und sich selbst aufgerichtet haben. Die größte Wohlthat, die ihnen für den Augenblick zu Theil werden könnte, war also ein Angriff, der, indem er

sie zur Verteidigung gingen, ihnen eine fühlliche Einheit geschaffen: eine Einheit, welche nur so lange vorhalten wird, als der Krieg dauert, mit diesem aber notwendig zu Ende geht. Zur Weisheit, es ist kaum zu begreifen, wie die polnische Aristokratie so verblendet seyn kann, um nicht zu sagen, daß, bei dem gegenwärtigen Civilisations-Grade, nur unter dem Schutze des russischen Zepers ein bleibendes Daseyn für sie möglich war. Selbst wenn sie sich unter diesem Schutze sehr viel gefallen lassen müßte, kostete eine gesunde Politik, sicher etwas zu tunken, als alles aufs Spiel zu setzen und — alles zu verlieren.

Ja, alles zu verlieren. Denn, während andere Edikte sonst dieser Aristokratie waren, nachdem sie an den Tag gelegt hat, daß ihre Forderungen nicht zu erfüllen sind, daß folglich ein bleibendes Verhältniß mit ihr außer dem Durch der Möglichkeit liegt? Sie will nicht beherrscht seyn. Nun wohl! Wer kann sie damit nicht die Unabhängigkeit zu herrschen; und kann sie dies hindern? Sie kann es nicht, und kann es bloß deshalb nicht, weil ihre Mittel fräbles und veraltet sind. Was von metallischer Kraft in ihr ist, beruht auf bloßer Zärtung; und wenn sie sich einbildung, dem Freiland die Grenzen zu finden: so war nichts lächerlicher, als dieser Selbstverständig, da die Grenzen sich auf einer Karte bestimmen, welche man die entgegengesetzte berjungen nennen kann, auf welche die polnische Aristokratie zum Ziel gelangen möchte.

Wir eilen zu einer definitiven Beantwortung der in der Urtheilschrift dieses Aufsatzes angekündigten Frage.

Das Königreich Polen wird in dem Range unter-

lungen, den seine Kriegsstrafe mit so viel Leichtfertigk. über be-
 füllt gebracht hat; es wird unterliegen, wenn gleich nicht
 sowohl der russischen Tapferkeit, als seiner angeborenen po-
 litischen Schmeichelei. Schon treten die Symptome der Ver-
 gleichselung ein: sie zeigen sich in dem Acquisitient-System,
 zu dessen Annahme man sich genötigt gesetzt hat; sie
 werden sich aber noch mit auffallenderer zeigen in dem
 Schieds-System, das nicht zu schließen kann, und nach
 burger Freiheit überhand nehmen wird. Freit in diesem Kä-
 nigreiche alles in dem bloßvergleichen Geleist fort: so wird Eu-
 ropa nach wenigen Monaten ein solchen entzücktes Schauspiel
 haben; nämlich das einer Kriegsstrafe, die gegen ihre Ein-
 genossen wächst, nachdem sie alles aufgespart hat, was
 ihr dem Schein der Stärke gab. Ihr gefährlichster Fehler war
 sehr langer Zeit, daß sie glaubte, durch einen Sinnis von Stil-
 tur diese erlösen zu können. Ohne jemals auf ihre eigene
 Geschichte zurückzugehen, und durch Vergleichung ihres Wer-
 kens mit dem der übrigen Kriegsstrafen Europa's zu einer
 richtigem Einschauung von sich selbst zu gelangen, hat sie
 sich nur in ihrem Anspruch bestärkt, und gerade diese sind
 es, die sie an den Abgrund geführt haben. Da die ganze
 Entwicklung, welche der europäischen Welt in den drei
 letzten Jahrhunderten unsrer Zeiterziehung zu Theil gewor-
 den ist, verschwinden müßt, damit es sie den polnischen
 Elbel ein Ende geben: so läßt sich mit der größten Si-
 cherheit annehmen, daß von Allem, was er in dem ge-
 genwärtigen Kriege bequescht, das Ungemach erfolgen werde,
 um eine Verbündeter bei Königreiche Polen ist nicht zu be-
 schen; es wird sich aufsäum in russische Verbünden und der Mann
 aufsäum wird noch mehr verbündet werden, als es es bis auf

diese Zeit gesessen ist. Ungetrenntlich davon aber ist die Verwandlung der gesellschaftlichen Elemente, so wie der bisher beständigen Ordnung der Dinge. Die Selbsteigenschaft wird von dem ehemals polnischen Leben verschwinden; mit ihr die Grundlage aller Annahmen. Nur: es wird sich auf's Wurz hinwöhren, daß, wenn das Entwicklungsbüro gewisse Erfolge nichtwendig gemacht hat, diese am meisten durch Maßregeln beßert werden, welche auf Säuberung abzielen.

Geschrieben im Mai.

W e l t e n

Werth hat die öffentliche Meinung?

Gehämmlich sagte Herr von Tscharner bei Gelegenheit einer Erörterung, deren Gegenstand die Inflatur war, in der *Paris-Sammler*: „er kennt Grunau, der mehr Verstand besitzt, als Voltaire, mehr Verstand, als Bonaparte, mehr Verstand, als alle Minister zusammengezogen; und dieser Grunau ist die öffentliche Meinung.“

Dieser gewichtige Ausspruch eines weit und breit berühmten Staatsmannes ist für den Gummelgeist der Deutschen Erlebten nicht verleem gegangen. Vor allen übrigen haben ihn die neuen Staatsrechtsherrn aufgefangen, um daraus ein Prinzip zu machen, den seine Regierung, die es mit sich selbst gut meint, sich versagen soll. Daß die öffentliche Meinung sehr oft dem Wahrde zu vergleichen ist, von welchem man nicht recht weiß „was man es kommt und rechein er führt;“ daß sie ein vis obscurum ist, die man nie ganz ergründen kann, weil ihr Ursprung sich nur selten aufzuhellen läßt; daß sie wenig rätselhaft, leicht aber durch mehr Bildhaftigkeit in sich schließt; daß sie sich in der Regel nur durch bleiße Spekulationen äußert, von welchen *Es lebe! die eine, und Nieber mit! die andre ist;* die alles Wissens unsrer neueren Staatsrechtsherrn sehr wohl wissen, wenn — Verbaßtung ihrer Sache jeder.

Leider ist dies nicht der Fall. Damit man aber die Welt nicht verführt werde, ihren Worten allein stark zu ver-

traum: so wollen wir ihrem thren Prinzip nachfolgend
näher! Die Geschichte Frankreichs von 1789 bis auf den heu-
tigen Tag hinsichtlich dessen, was während dieses Zeitrums
für öffentliche Meinung geschehen hat,“ entgegenstellen . . .

Was rätselte

1790: Sieber mit den Metabien! Es leben die Reichsstände!

1790: Sieber mit den Reichsständen! Es lebe die konstitu-
tende Versammlung! Es lebe Sieber! Es leben die edlen Ge-
stetlandsfreunde! Es lebe Orkans! Es leben die Pfarrer!

1791: Sieber mit dem Stoll! Sieber mit der Weislichkeit!
Sieber mit Weisheit! Es lebe die Konstitution! Es lebe Fas-
zinate! Es lebt Bayly! Es lebe der konstitutionelle König!

1792 im Juni: Sieber mit dem Weis-König! Sieber mit
Faszinate! Sieber mit Bayly! Sieber mit der konstitu-
tenden! Es lebe die gesetzgebende Versammlung! Es lebe
Puffe! Es lebe Gaufrere! Es lebe Weisser! Es lebe der
Satzenspähli!

— im August: Sieber mit dem Königshum! Sieber mit der
Konstitution! Sieber mit den Weisstinen! Sieber mit Da-
mourart! Sieber mit der gesetzgebenden Versammlung! Es
lebe die Konstitution! Es lebe die Republik! Es lebe Lan-
guinair! Es lebe Vergnauab! Es lebe Quader!

1793: Sieber mit den Weisstaden! Sieber mit den Weigl-
tretten! Sieber mit den Weisfern! Sieber mit dem lieben
Gott! Es lebe Robespierre! Es lebt Marat! Es leben
die Fabrikanten! Es lebe der Schreden!

1794: Sieber mit Vergnauab! Sieber mit den Gerebissen!
Sieber mit den Weisstädtern! Sieber mit den Gernäig-
ten! Sieber mit den Gisichtern, mit dem baaren Gelbe,
mit Allem! Es lebe der Berg! Es lebe der Nachschuss der

öffentlichen Wohlfaßet! Es lebe der Tod! Es lebe die Guillotine! Es lebe der Tod! Es lebe das höchste Werk! Es lebe Consten! Es lebe der Schenfridit! 1793: Rieder mit dem Berg! Rieder mit Rebelspuren! Rieder mit dem Ausdruck der öffentlichen Wohlfaßet! Rieder mit den Schredmäudenem! Rieder mit dem Gethem! Rieder mit den Ausgetanbenem! Es lebe Taffien! Es leben die Gemüßigen! Es lebe die Menschlichkeit, die Freiheit, die Gleichheit! Es leben die Männer! Es lebe der 21. Januar! Es lebe Quiberon! Es lebe die Philanthropie! Die Freiheit! Erst über Tod!

1795: Es lebe die Konstitution von 1793! Es lebe der 13. Vendémiaire! Es lebe Verfaß! Es lebe Vespasien! Es lebe das Directium! Es leben die Fünfhundert! Es lebe der Rath der Männer.

1797 bis 1799: Rieder mit der Konstitution von 1793! Rieder mit Barnet! Rieder mit dem Directium, mit dem Rath der Fünfhundert und mit dem der Männer! Es lebe der 18. Brumaire! Es leben die Rousuln der Republik! Es lebe der erste Rousul! Es lebe der Rousul auf Schmäppin! Es lebe das Gesetz!

1799 bis 1808: Rieder mit der Republik! Rieder mit dem Consulat! Rieder mit dem Tribunat! Rieder mit dem Freiheit! Es lebe der Kaiser! Es lebe der Krieg! Es lebe das Gesetz! Es lebe der Senat! Es lebe die Konstitution! Es lebe die Chem-Fregien! Es leben die Züdl! Es lebe Josephine!

1800 bis 1813: Rieder mit Österreich! Rieder mit Spanien! Rieder mit dem Papste! Rieder mit Josephinen! Es lebe Marie Luise! Es lebe Österreich! Es lebe der

König von Stein! Es lebe Joseph! Es lebe Jerome! Es lebe Murat! Es leben die Schnäugkästel! Es lebe das Kanonen-Gutten! Es lebe der große Napoleon!

1814: Wieder mit dem Tyrannen! Wieder mit dem König von Stein! Wieder mit Murat! Wieder mit Joseph! Wieder mit Jerome! Wieder mit der Konvention! Wieder mit dem Senat! Wieder mit dem Kaiserlichen Wür! Es lebe der Königliche Gesanggeber! Es leben die Verbündeten! Es lebe die Charta! Es lebe die weiße Fahne! Es lebe der Bruder des Königs! Es lebe die Freiheit! Es lebe der Friede!

1815 im März: Wieder mit den Bourbons! Wieder mit den Regulisten! Wieder mit den Verbündeten! Wieder mit dem Frieden! Es lebe Bonaparte! Es leben die Tapferen! Es leben die Wurthpfe! Es leben die Republikaner! Es leben die Höderleins! Es lebe Benjamin Constant! Es lebe Dugan! Es lebe die Revolution!

— im Jahr: Wieder mit dem Kaiser! Wieder mit den Republikanern! Wieder mit dem Hure! Wieder mit den Höderleins! Wieder mit den Revolutionären! Es lebe Ludwig der Erneudsicht! Es lebe der Kaiser Alexander! Es lebe der König von Preußen! Es leben die Stadt Süßgärtenber! Es lebe die Revolution! Es lebe der Friede! Es lebe die Religion! Es leben die Regulisten!

1816 bis 1830: Es lebt die chambre introuvable! Wieder mit der chambre introuvable! Es lebt Decazes! Wieder mit Decazes! Es lebe die Religion! Wieder mit den Missionsorden! Es lebe die Freiheit! Wieder mit den Jesuiten! Es lebe die Königliche Garde! Es lebe Villèle! Es leben die Bourbons! Es lebt der Erzähler! Es lebt

der Herzog von Angoulême! Es lebe der Herzog von Orléans! Es lebe Karl der Zehnte, der Verfolgter! Mörder mit Vollet! Mörder mit dem 22! Mörder mit dem Ministerium! Es lebe die Legitimität!

1830 im Juli: Mörder mit Karl dem Jungen! Mörder mit dem Dauphin! Mörder mit dem Herzog von Orléans! Mörder mit der Legitimität! Mörder mit der königlichen Familie! Es lebe die Kammer! Es lebe Ludwig Philipp! Es lebe die Volks-Gouvernanz! Es lebe die Revolution! Es lebe Laffitte! Es lebe Dupin!

— im Dezember: Mörder mit Laffitte! Mörder mit Dupin! Mörder mit dem schändlichen Wangen! Es lebe Bassompierre! Es lebe Beaumanoir! Es leben die Volks! Es leben die Insurgenten aller Länder! Es lebe der Krieg! Es leben die Republikaner!

1831: Mörder mit Laffitte! Mörder mit Dupin! Es lebe Casimir Perier! Es lebe Soult! Es lebe der Feind! Mörder mit den Republikanern!

Das französische Blatt, auf welchem wir diesen philosophischen Streit entzündeten, schließt derselben mit einem eingeklammerten La suite interessant!

Wirklich kann es an Größe dann nicht schlimm, so lange die öffentliche Meinung, die alte angestliche Königin der Welt, die Gewalt behält, welche sie bisher in Frankreich ausgeübt hat.

Zuerst und aber tausend Erfahrungen beweisen indes, daß die öffentliche Meinung, die man uns als unüberstecklich hält, sehr wohl der Unterordnung, des Missbrauchs und des Ungehorsams fähig ist, wenn sie gebürgt beschont wird; denn allenthalben, wo eine das gewöhnliche Maß überschreitende Menge (um und hier bei Hunderttausenden großen Geschäftesherren zu bedienen) willsam war, so verflummerte sie mit allen ihren Prätensionen, und wurde, anstatt den Untergang zu geben, das folgsamste Werkzeug bestimmen, der sie als Werkzeug zu benutzen verstand. Was haben alle reichsten Geister (ein Mirabeau, ein Paul der Große, ein Krieger der Zweite) jemals von der öffentlichen Meinung zu leiden gehabt? Nichts, gar nichts. Die öffentliche Meinung hilf sich nicht, so zu sagen, glücklich gesäßt, ihnen zur Seite zu stehen und ihre Unternehmungen zu unterstützen. Wodurch aber unter jedem

hinter großen Weiger die öffentliche Meinung? Gedurft, daß sie im Geiste ihrer Zugehörigkeit handelten, und nicht weiter wollten, als was diesen genüßt war.

Behalten wir indes, daß die großen Männer noch mehrheitlich von etwas untersagt wurden, was wir aus der Wahl lassen sollte; nämlich durch die Organisation der Gesellschaft, an deren Spitze sie standen, und ohne welche das Gedanke, daß ihrem Namen schmückt, ihnen nie zu Ehre gekommen sein würde.

Das französische Blatt (*la Gazette de France*), auf welchem wir die Sitten der öffentlichen Meinung für Frankreich entnommen haben, überstreift derselbe nicht mit Unruhe durch; *les amis de Paris*. Wirklich ist alle öffentliche Meinung Frankreich in den *avis de Paris* abgeschlossen. Wehr aber nicht sind? Was ist es, daß der Hauptstadt Frankreich ein so bestimmtes Ueberge wicht giebt? Sodas anders, als die Organisation des französischen Reichs, welche in seiner Departmental-Verfassung nicht so bestimmt mit sich bringt, als daß jeder Minister es mit 80 Prozenten, als ersten Verfehler der Departmenten, zu thun hat, die ihm die Möglichkeit rauschen, irgend eine große Macht zu üben, oder das Admiringium gehörig zu unterstützen. So lange diese Organisation bleibt, wird Frankreichs Regierung wesentlich schwach sein, und so lange sie schwach ist, wird sie von der öffentlichen Meinung, d. h. von dem Gesellen der Hauptstadt zu leiden haben, ohne daß sich daran das Mindeste andern läßt. Heute das Bevölkerung ist um ein gutes Viertel stärker, als die der Hauptstadt Frankreichs; aber sie hat bisher nie bewirkt, was diese bewirkt hat. Wehr dies? Unstetig daher, daß sie mehrheitlich von der Organisation des britischen Reichs untersagt ist. Darauf würde es sich für die Wahl Frankreichs um nichts so sehr handeln, als um eine Vernichtung der Departmental-Verfassung, welche über Entstehung dem Süß- Sirup verbannt.

Schlußbemerkung

der Revue britannique zu einem aus dem Englischem übersetzten Aufsage über „Entstehung, Fortschritte und Verfall des Handels und des Wohlstandes von Holland.“

„Für Ver Vollständigung dieser Auszählung der Ursachen, welche den Verfall Hollands herbeigeführt haben, hätte der Verfasser auch die unabehrhaften Auswendungen gebrauchen sollen, die er von seinem Kredit gemacht hat. Es ist dieses eine verdenkliche Erfindung, eine roher Wunde der Statistiken unserer Zeit, die, indem sie ihren eifrigsten Hörerminister schaft, ihnen eine Macht verliegt, die sie nicht haben, und sie zu den unverschämtesten Zugaben und Verhöhnungen verleiht. Nicht mit Unrecht macht der verständige Verfasser die Bemerkung, daß der Erste, der auf dem Gedanken verfallen sei, die Kosten eines Krieges durch Kredit zu bestreiten, einen der Meistthume höchst unverhütheten Einfall gehabt habe; denn diese hirische Erfindung hat den Weltkrieg nicht minder Wut als Geld gefeiert.“

„Hier ein Vergleichiß der Steigerung der Staatschuld allein in der Provinz Holland:

Im Jahre	Steuern
1562, vor dem Stadtkriege der Spanier	78,100
1579, zur Zeit der Union von Utrecht	117,000
1671, zur Zeit Lintrach Ludwigs XIV.	5,509,519
1678, beim Roeriger Frieden	7,107,128
1697, beim Nijmeijer Frieden	8,545,308
1710	13,473,099
1750, beim Nachtrige Frieden	14,010,874
1789, beim Nachtrage der franz. Revolution	14,948,822
1791	18,276,013

„Mit dieser Progression würde es noch weit rascher geschehen seyn, wenn nicht erzeugende Veranterschungen der Justischen Statt gesunden hätten. Die erste erfolgte unter der Regierung Johanns de Witt; die Justischen der Staatschuld wurden dadurch von 5 auf 4 proct. ermäßigt. Im Jahre 1795 wurden über fünf Millionen Gulden der Justischen, welche die Provinz Holland zu bezahlen hatte, gestrichen; dennoch blieb ihr die Last; trotz dieser Verbüttungen, die wie ein verhältnißter Wachstum war, noch zu schwer, und um sie zu erleichtern, fand man es unverhältnißlich, ihre Schuld mit der der andern Provinzen zu verschmelzen. Die Justischen der vereinigten Schuld beliefen sich auf mehr als 25 Millionen Gulden. Im Jahre 1804 überstiegen sie 30 Millionen, und selbem warb, trotz aller Anstrengungen des Gouvernements, das Dreizehnte durch neue Verkennungen von Konsumations-Gütern und Kapitalien zu bedenken, ein abormaliger Wachstum nachweisbar. Man müßte sich beßhalb nicht: diese alte holländische Schuld ist auch eine der Hauptursachen der jetzigen Revolutionen in Belgien. Denn auch auf Belgien war ein Thrill ihrer Last gewiß geworden; und daher Kontributionen, an welche dies Land nicht gewöhnt war, so wie auch manche gebläßige Maßregel der Erhebung.“

„Die funktiren Schulden sind es, die die unküngsamen Budgets gebremst, welchen keine Reform etwas anhaben kann. Das Budget Englands widersetzt allen Anstrengungen, die zu einer Ermäßigung gemacht werden; und mit dem französischen Budget verhält es sich nicht besser...“

„Man sage doch nicht mit Dr. Prier, die Nationalen Unlehen seien Schulden auf einer Hand in die andern;

denn die Renteniere repräsentieren doch sicherlich nur einen unbedeutenden Theil der Gewerbepflichtigen. Außerdem ist ein entschlossener Theil der Gewerbe aus diesen Unleihen in den Händen der Bankiers geblieben, mit welchen der Staat sie abgeschlossen hat; und unter diesen befinden sich mehrere auswärtige Kapitalisten.¹¹

„Unleihen, welche die Begründung mit ungeheuren Interessen, die Zukunft mit der Überzahlung eines unzureichenden Kapitals belasten, werden, der Regel nach, im Interesse des Leibherrn eines Ministeriums und ohne irgend eine der Gewerbeleute angestellt, die sonst bei den unbedeutendsten Verpflichtungen beschäftigt werden. Würde es nicht besser und leichter sein, Renten-Kontrolle al. pari abzuschaffen, selbst wenn man einen Zins von 10 bis 12 pro Et. zu bewilligen hätte? Zum wenigsten würde der Staat dadurch in den Staat gesetzt werden, solche Rentenabrechnungen, wenn der Staat sich späterhin geöffnet hätte, mit dem Ertrage von Renten abzulösen, welche unter besseren Bedingungen abgeschlossen werden. Durch Reinigung von Renten auf singuläre Kapitale erleidet der Staat nicht. Noch die Nachtheile des angeblichlichen Wohlstandes, sondern er versetzt sich späterhin auch in die Unmöglichkeit, von der Verbesserung seiner finanziellen Lage Vorheil zu ziehen.“¹²

„Wegen dieser Bemerkungen dazu dienen, eine Wiederholung solcher Weisgriffe für die Zukunft zu verhindern!¹³

Untersuchungen

über

die allmähliche Entwicklung des preussischen Staats.

(Fortsetzung.)

Erstes Kapitel.

Die acht letzten Regierungsjahre Friedrichs des Großen.

Der erste Unfall, welcher Friedrich den Großen in Anfang des Jahres 1705 traf, war der frühzeitige Tod seiner zweiten Gemahlin Sophie Charlotte; geboren zu Burg, verhältniß seit dem Jahre 1684, starb sie den 1. Febr. des genannten Jahres in einem Alter von 37 Jahren zu Hannover in den Armen ihres vorzüglichsten Meisters Sophie, welche unter den Habsünnern ihrer Zeit den ersten Rang einzunehmen verdiente.

Sophie Charlotte war, von mittlerer Größe her, eine Tochter jenes berühmten Kurfürsten von der Pfalz, den die Wallen zu ihrem Wallfahrtshausen, und bei die Schlecht bei Prag vom Throne warf. Das Unglück, daß, vom Jahre 1620 an, über das pfälzische Haus kam, schien

integriert nicht wenig zur Entwicklung der einzelnen Glieder derselben beigetragen zu haben; zum wenigsten muß man glauben, daß der Geist der Fürsten, welche zu ihrem Be- nachst fügte, „sie begreife nicht, wie er sich habe entschließen können, eine Königstochter zu heirathen, wenn es ihm an Glück fehlt, eine Frau anzunehmen.“ auf den weiblichen Theil ihrer zahlreichen Nachkommenchaft übergegangen sei. Geist und Charlotte prichteten die Kurfürstin Sophie, von welcher Sophie Charlotte persönlich abstammte, in gleichem Maße aus. Das Einige, wodurch die Königin von Preußen sich von ihrer Mutter unterscheidet, war ein höherer Grad von Liebesschwüchtigkeit. Ludwig der Vierzehnte fand sie nicht kennen können, ehe sie seinem Dauphin zur Gemahlin zu bestimmen. Nur Gedanke der Politik verhinderten diesen Gedanken.

Wim Jahre 1684 er mit Friedrich dem Ersten ver-
mählt, ward sie Mutter, als sie im Jahre 1688 von Friedrich Wilhelm dem ersten genad. Diese blieb ihr einzige Kind. Geschmack und Neigungen fanden sie freilich an ihrem Bräutl. Je unentbehrlicher sie Friedrich den Ersten ein recht geübtes Zeremoniel war, und je weniger Sophie Charlotte dabei ihre Nachahnung fand: beste sicherer schieden beide aufeinander, um in gesenkten Gehöften, unter strenger Beachtung des öffentlichen Anstandes, sich selbst graus zu thun. Während der König in Berlin oder Potsdam seinen Bräutl. in Haltigungen fand, welche die junge Königin mehr sogar notwendig machte, verweilte die Königin in ihrem geliebten Potsdam, einem Dorfe nicht weit von der Hauptstadt, das nach seinem Bauhau später hin Charlottenburg genannt wurde. Hier beschlebte sie mit

den auctoritativum Christum habuisse Geschichtē; und nachdem durch gesetzet wurde, sieht sich unschätzbar dar, sobald man in Freiheit geht, was Herrn und was Christ willen. König und Königin wurden auf diese Weise der Gesellschaft gleich möglich: jener, indem er die Gewohnungen schuf, ohne welche die königliche Würde des Kaisers und Gemahnen erig freudig größeren segn würde; dieser, indem sie die innere Freiheit beschützt, ohne welche alle Formen tott blieben. Wie sehr ein gristreicher Umgang der Königin Bedeutung war, wird offenkante sich am auffallendsten im Jahre 1700, wo für ihre Mutter auf einer Reise nach Brüssel begleitete, welche keine andren Haupzweck hatte, als den berühmten Vagabunden zu lernen, dessen kritischer Geist die ganze europäische Welt in Erstaunen setzt. Zu den vertraulichen Freunden der Königin gehörte vor allen der Philosoph Leibniz, den sie mit ihrem Fragen über die ersten Ursachen der Erscheinungen so bestimmt, daß er sich eines Tages gesüchtigt sah, ihr zu antworten: „Euer Majestät sind nicht zu befriedigen: Sie wollen das Weshalb vom Warum“¹⁾). So ein Gemüths und aufgebildeten Christus starb diese heilige Frau zu Hainewalde mit der Gesellschaft eines Philosophen. Als man einen reformirten Christlichen bei ihr einführen wollte, sagt sie: „Läßt mich in Frieden sterben.“ Und als eine ihrer Hofsäume, die von ihr geliebt wurde, in Thüringen schwamm, rief sie ihr

1) Malade, il n'y a pas moyen de vous convaincre, vous veuliez avoir le pourquoi du pourquoi. G. Mémoires de Brandenburg, p. 197. Und den bisschen Untertheilung sind die nachfolgenden Auszügen entliehen.

folgende Worte zu: „Weshalb belägt man mich? Ich fühle im Begriff, meine Meinung über Dinge zu bestimmen, die mir Leidigt nie hat erklären können: über den Raum und das Unendliche, über das Sein und das Nichts. Dem König, meinem Gemahle, aber bereite ich das Schauspiel eines Feuertempo, bei welchem er Gelegenheit haben wird, seine Prachtstücke zur Schau zu tragen.“ Dem Kurfürsten, ihrem Vater, empfahl sie die von ihr beschafften Erkenntnisse, und mit denselben die Wissenschaften und Künste, die sie gelesen, aber selbst gelesen hatte.

So verhielt es sich mit dieser unergründlichen Frau. Die Nachricht von ihrem Todtum konnte nicht in Berlin bekannt werden, ohne in den höheren Klassen der Gesellschaft ein allgemeines Bedauern zu verursachen, wovon auch die Übungen des Orthsiedt hingriffen, den nicht blos das übliche Haar, sondern auch der Staat selbst gelitten hatte. Um Rücksichten dabei war, daß man den Philosophen Leibniz als Denjenigen betrachtete, den Sophie Charlotte's Tod am meisten schmerz. Ungegründet war diese Vorwurfung Friederichs; denn wer hätte das Einschreiten des liebesträchtigsten Königs dieser umfangen mögen, als der Philosoph, der ihr Vertraum und ihre Achtung in einem so hohen Grade gesessen hatte? Der künstlerische Einfluß aber misst in Hohen dieser Art nicht selten mit so großer Sicherheit, daß man darüber erstaunen muß. Ed. gab in diesen Zeiten gewiß nur Wenige, welche das Benehmen, wenn Leibniz zu den Verstorbenden gestanden hätte, mit der üblichen Sanktät zu bezeichnen verstanden; aber der Philosoph erhielt bezüglich nicht minder die Lendeben, Besuch der Gräaztum und andere vermehrte Versehene.

größer als ob er der Einige gewesen wäre, der dem Hintritt der Königin zu betrauern Urfürche hätte.

Diese fast unbekannte Thatsache verführt und, daß Menschen an einem Mann gerlichjuraten, der in der Geschichte Deutschlands so sehr seine eigene Gattung bildet, daß man seit seinem, im Jahre 1724 erfolgten Hintritt keinen Mann mehr kann, der mit ihm auch nur zu vergleichen wäre.

Dieser Mann war — Leibniz.

Man ist seit einem Jahrhundert daran einverstanden geblieben, daß er unter seinen Zeitgenossen berühmte gewesen sei, von welchen man ohne Verstreuung sagen könnte, daß er die Ordnen der Wissenschaft, se wie diese zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gegangen waren, seien Dritte umwandelt habe. Dies würde jedoch in ihm nur den Gelehrten charakterisiren, und es seliglich preislich lassen, ob nicht auch ein Zweiter und ein Dritter denkbaren Rang in der Ordnung der Wissenschaft eingenommen habe. Sicherlich ist das wachhaft Charakteristische in Leibniz, daß er mit seiner Gelehrsamkeit und seinem wirklichen Wissen Eigenschaften verband, welche höchst schlim in einem und denselben Individuum angetroffen werden. Der selbe Denker, der in der Erfindung des Indifferenzial-Kalküls mit Menschen wetteiferte, prahlte sich aus durch seine Gestalt, durch die Freiheit seiner Geister, durch seine Kenntniß der Thatsachen, durch seinen praktischen Verstand, durch die Frödigkeit seines Umganges, und durch das Urfürchen, daß er sich durch alle diese Eigenschaften erkenne. Niemals zu übersehen war um so unmöglichster, weil er, frei von allen Eigenschaft, sich immer nur auf das Allgemeine bezeugt, ohne an dieses jemals andere Verdienstungen zu machen, als welche

sich ihm in der freiwilligen Unterwerfung eines Werthes
 von Seiten der ersten Repräsentanten, d. h. der Fürsten,
 verboten. Vielleicht hat nie ein Oberhöher mehr Vertrauen
 eingesetzt. Ihm gegenüber verlornte der Patriarche an
 sich selbst. Gleich groß war die Hoffnung, welche Pro-
 testanten und Katholiken für ihn fühlten: eine Erscheinung,
 die in einem Zeitalter, das noch nicht aufgebrochen hatte, theo-
 logisch zu seyn, genüg nicht zu den gleichgültigen gehörte.
 Ed hing nur von ihm ab, ob er sich durch die ihm ange-
 trugne Stelle eines Bibliothekars am Vatikan dem Weg
 zum Kardinalat bahnnen müsse, das Kindes weniger ent-
 sinnen kann, als ihm; da aber die Verbindung war, daß
 er dem Protestantismus entzogen sollte, so verschwandte er,
 ohne jemals im Patriarchum besangen gewesen zu seyn,
 das ihm angebotene Glück, bloß um dem Geiste seines Jäh-
 alterst anzugehören, vor welchem er auf das Bestimmteste
 ahnete, daß er den Übergang zu einer bestimmteren Schre-
 gu bilden bestimmt sei. Sein eigenhümlicher Wirkungskreis
 war die Vermischung. Da es nun für einen Mann keine
 Art einer Einzigartigkeit bedurfte, und ließ ihm in der Ver-
 liebe geboten wurde, welche die Herzogin Sophie für ihn
 gesetzt hatte: so hielt er sich an denselben, überzeugt, daß
 er ihm dabei an seinem Quelle schönen werde. Auch darf
 man sagen, daß er auf diesem einfachen Wege das Urtheil
 für ganz Deutschland wurde. Ihm suchte der Kaiser für
 sich zu gewinnen; nicht minder jedoch alle Christen, die
 den Beruf fühlten, sich über das Herzogtum zu erheben.
 Selbst wenn Sehnsucht die unterschiedenste Anlage zum Christo-
 philismus in sich getragen hätte (und kann läßt sich
 daraus vorstellen, daß wird der Fall gewesen): so würden

die mannschaftigen Aufgaben, die sich ihm darboten, ihn von dieser Krankheit befreit und zu einem Virtuosen in der Sprache gemacht haben, was er, wenn man seinem Briefe recht glaubt, wirklich in einem sehr hohen Grade war. In seinen übrigen Eigenschaften gehörte, daß er die sprachliche Sprache, welche für den Freiherrn von Spesnid die diplomatische Sprache Europa's geworden war, mit großer Geschicklichkeit sprach und schrieb. Was ihm jedoch unfehlbar an maassen in den Verhältnissen, welche sein großes Talent ihm bereitet hatte, zu Statten kam, war seine Begierde: ein scheinbar gleichgültiger Urmann, der jedoch gewiß das Weisse dazu brachte, daß das weibliche Geschlecht ein so unbedingtes Vertrauen zu ihm fasse.

Wie bitten den Vater um Vergleichung meines lieben Epistles; doch hat er und nicht unangemessen geschöpft, neben einer so aufgerichteten Fürstin, wie Sophie Charlotte war, den großen Mannen zu gründen, an dessen Unterhaltung sie so viel Vergnügen fand.

Im Übrigen hatte die sterbende Königin die Drusenheit ihres Gemahls sehr richtig beurtheilt. Nicht weniger als fünf Monate hindurch beschäftigte sich der Hof mit den Vorbereitungen zu einer prächtlichen Beisetzungs. Während dieser Zeitraume stand die von Hannover nach Berlin verflossne Reiche der Königin in der Schloss-Kapelle auf einem festbaren Leinwandtisch, best bei Tag und bei Nacht von breit ausstriben Wachstafetten erleuchtet wurde. Wie hätten Kron, Zepter und Reichsapfel fehl zu mögen! Hofsleute und Kinder ausstaken den Gang eines Tages, wie den andern. Als endlich die Zeit der Beerdigung gekommen war, wurde das Pfaffst vom Schlosse bis zur Domkirche mit Beifern be-

legt, die mit schwarzem Leder überzogen waren. So verschwand endlich Sophie Charlotte den Blicken der Neugierigen; ihr Andenken aber lebte fort in der Erinnerung aller Deuer, die ihres Herzengüter und ihrem durch Kunst und Weisheit gebildeten Geiste gehuldigt hatten. Charlottenburg erhielt keinen Namen von ihr; und ihr zu Ehren wurde der Name des Schlosses vollendet, daß diese Werftade Berlin auf eine so ausgezeichnete Weise schmückt.

Wir schen jetzt zu den Angelegenheiten des Königtums zurück.

Bald nach der Schlacht bei Hochstädt erschien Walerand Marlborough in Berlin, um den König zur Abfertigung eines Truppen-Letzes nach Italien zu bestimmen, wo Victor Amadeus, indem er sich den Unternehmungen des Herzogs von Savoyen widersetzte, nur Brüge des Gallenf seiner Städte war, und von Chivasso aus (wohin er sich zurückgezogen hatte) den Brustwand des deutschen Kaisers erschien. Zwischen Marlborough und Eugen war beschlossen worden, daß der letztere nach Italien gehen sollte, um den Augenblicken standen zuwandten eine bessere Wehrung zu geben. Da man nun die diesen Zweck die Truppen des Königt von Preußen nicht entbehren konnte: so war die Abgabe, Friedrich den Großen zu einem Dyster zu bezeugen, von welchem man annahm, daß er es sehr ungern bringen werde. Walerand Marlborough nicht Heil Brüder sondern auch Hofmann, erreichte also, daß ihn nach Berlin geführt habe, dadurch, daß er, nach aufgehobener Last, dem König das Gesichter nicht: eine Art von Qualmung, welcher Friedrich nicht widerstehen konnte. Der Fürst von Anhalt erhielt schließlich den Befehl, nach Italien auf-

zubrechen. Hier klammten die Preußen unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen, welcher, bei Casana geschlagen, am 7. Sept. des nachfolgenden Jahres (1706) die Schlacht bei Turin gewann: ein Sieg, an welchem die Preußen einen so wehmüthigen Anteil hatten, daß man behaupten darf, Prinz Eugen habe nur ihnen die Leibern verdankt, die er bei dieser Gelegenheit einsammelte. Den linken Flügel der Verbündeten bildend, hatten sie den Angriff zu machen auf den rechten Flügel der französischen Verschanzung, welche sich an die Dora lehnte. Schon stand der Fürst von Anhalt am Rande des Grabens; allein der Widerstand, den die Franzosen leistten, machte alle seine Anstrengungen zu Schanden. Zwischen sich ließen sich drei Gemälden Ideale der Dora, und umgingen die Verschanzung an einer Stelle, wo sie nicht an diesem Flügel gelehnt war. Plötzlich erhob sich unter den Franzosen: „Wir sind abgeschnitten!“ Der ganze rechte Flügel des französischen Heeres ergreift die Flucht, der Fürst von Anhalt erfüllt die Verschanzung und die Schlacht ist gewonnen.

So meldete der Prinz Eugen dem König den Erfolg, nicht ohne die preußischen Truppen mit Schätzungen zu überschütten, welche dem Hofe um so größter Freude bereitstellten, da sie von einem Kämpfer herührten *).

Die Grödter des erklommen Sieges waren 7000 Gefangene, 255 Kavalleren und 180 Pferde, ein beträchtlicher Verlust an Schießbedarf, alle Sätze und Gepäck, 5000 Zäsuren, 10.000 Pfund, welche dreijährige Dragauer-Me-

*) S. Maximes de Brandebourg, p. 199.

günstigsten angeboten, und die reichbeladenen Mandatarien des General-Kommissariats, welche eine Brüder von drei Williamen hielten brachten. Da nun der Sieg bei Lutin eine Ergänzung brachten war, den Earl of Marlborough am 23. Mai derselben Jahr, bei dem Dorfe Ramillies in Flandern über den Herzog von Balin und den französischen Marschall Villars batzen gefragt hatte: so brachte Friedrich die Hoffnung nahe, daß er von der Übermacht der Franzosen fernan nichts zu fürchten habe. Um weiter offenbar zu sich in der Gewerbung des Hürstentums Preußen zu erhalten. Nach dem Ende der Schlacht von Ramillies, welche bisher in dem Besitz dieses Hürstentums gewesen war, übernahm der Staatsrat desselben die Regierung, und ließ durch einige seiner Mitglieder über die Ansprüche entscheiden, welche der König von Preußen einer, und sämtliche Verbündete des Hauses Hannover anstreben sollten zu dem Hürstentum machen. Dieser war wurde dem König als demjenigen zugewiesen, dessen Tochter als Erbe des Hauses Hannover am wenigsten befrüchten werden könnten. Darauf erhob sich Ludwig der Vierjährige gegen diese Sennari; da jedoch sonst größere Interessen für ihn gefährdet waren, so verlor sich diese Angelegenheit sehr bald in größere Sorgen, und in dem Wettstreit zwischen wurde die Gouvernanz von Preußen dem Königlichen Hause geschenkt.

Von einem Kriege, dessen Haupttheile die preußische Haltung war, ließ sich für das Gebiet der protestantischen Monarchie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nicht befürchten; die bloße Errichtung von dem Kriegsbeschaffungsplattform getroffene Sicherheit und Schutz. Nicht ganz so verhielt es sich mit dem nordischen Kriege, veranlaßt der

Blüte, wonin die lämpfenden Parteien sich von dem Haupt-
 bestandtheil der Monarchie befreiden. Die einzige Geschichts-
 leistung, welche der Regierung in dieser Beziehung zu Theil
 werden konnte, lag in dem Charakter Karls des Zweiten, der,
 indem er seinen Zweck durch die einfachsten Mittel zu
 erreichen strebte, gräflichst alles vermied, was seine Un-
 gelegenheit verschlimmten könnte. Für ihn war die Haupt-
 sache, daß Augustus preischen August dem Zweiten, als
 König von Polen, und dem Czar Peter zu trennen. So-
 gern es nun für diesen Zweck kein welsamres Mittel gab,
 als eine Entfernung des Königs August aus Polen, d. h.
 eine Vertreibung, die sich in vollständiger Entsezung aus-
 strach, bei der König von Schweden Wohl auf, was ihm
 die Hanse der polnischen Städtestatte entwerben konnte. Von
 Sthannen auf erklärte er, daß nicht sie, sondern ihr König
 der Gegenstand seiner Verfolgung sei: ein Werk, das für
 einen großen Theil der polnischen Welt nicht entlohn ging,
 am wenigsten für denjenigen Theil, der seinen unmittelba-
 ren Nutzen an der Innen Königreiche genommen hätte.
 Diese Freien dachten sich prei Zelle, und sie sandten bei
 seinem berühren ihre Nachricht. Wer der glückliche Erfolg
 auf Seiten des Schwedenkönigs, so wurde ihr eben-
 halben offnes Rand die Heute des Gingers, die er in allen
 seinen Theilen vertheidigen konnte; war hingegen der
 gleichzeitige Erfolg auf Seiten Augusts, so glaubten sie vor-
 hinzuschem, daß ihr König, als Gebieter über Westland und
 Sachsen, Polen so einzulemen würde, daß sie darüber ihre
 Besitztheile verlieren. Gleich abgesetzt nun, die Heute stand
 Erbberend und die Wettbewerben einre geschätzten Könige zu
 werden, schreien sie über einen Krieg, den welchen sie an-

nahmen, daß er nicht dem schwedischen Thron, sondern ihm erkläre sei. Sich so erklären und jenen wirksamen Gewaltstand vorsegen, war eins und dasselbe. Da ein allgemeines Zustimmen bei Stadts, in der Landessprache Prosperetti genannt, war also nicht zu thun. Dagegen mußte sich August zur Einberufung eines Reichstags entschließen; und nachdem sich dieser am Schluß des Jahres 1703 versammelt hatte, lag die Schwäche des polnischen Wahlkönigs am Tage; denn in Vereinigung mit dem Erzbischof von Gnesen, dem Kardinal und Primas Stanislaus, der nie ein Freund des Königs August gewesen war, erklärten sich die verschiedenen Familien-Clüster des Landes für die Sache des Schwedenkönigs zum Nachtheil des polnischen Königs August.

Wenn Karl der Große sich dessen ungeachtet drei Jahre in Polen tummeln mußte, ehe er die feindselige Absehung Augusts des Starken bewirken, und seinen Richter Stanislaus Sobieski, Woiwoden von Posen, auf den erheblichsten Ehren erheben konnte: so lag die Ursache davon hauptsächlich in der Schwäche des schwedischen Herrn; sie lag aber zugleich in dem Umfall, welcher den Schwedenkönig traf, als er, in der allzu heftigen Verfolgung des von Krakau nach Grodno entflohenen Königs August, mit seinem Pferde stürzte, und den einen Schenkel gebrochen. Zum Jahre 1703 beschäftigten ihn nur zwei Gegenslände. Der eine war die feindselige Rechnung des Königs Stanislaus, der andere die Demuthigung Augusts des Starken bei zu dem Thron, daß er nicht länger Widerstand thun, seinen Nebenbuhler anzuerkennen, d. h. förmlich auf die polnische Krone zu verzichten. Zuerst erfolgte den 4. Oktober

1705. Diese zu beweisen mußte ein Feldzug nach dem Herzogthum Sachsen unternommen werden. Wieder kam ihm dabei mehr zu Statten, als der Kampf, in welchem das Herzogthum Sachsen wegen der spanischen Erfolge mit Eubrig dem Vergessen belangen war: ein Kampf, der auf Seite jenes Kaiserhauses in Unfrucht nahm; und eine so entfernte Provinz, wie Schlesien, ihrem Schicksal überließ. Sofort ging also Karl nachdem er ein Kommando unter dem Grafen Warnefeld zur Verteilung Polens gewünscht hatte, über Breslau und Hennstadt nach Schlesien. Nun trat eine fröhliche Herrlichkeit entgegen, welche Freude führte über die vorangegangene Verkürzung des Reichsgebietes; allein seine einfache Antwort war: „man werde ihm wohl Ein Mal gestatten, was man dem Sachsen so viele Jahre hindurch erlaubt hätte.“ Mit diesen Worten verschwand er die Oder.

Ein panisches Schauder ergriß die Bewohner der Oberlausitz, als er sich hinter Preußen näherte; die reichen Gärten waren geliebte Weise verlassen. Glücklich entfloß die königliche Familie ins Thüringen, und die Hoffarbeiten der Hauptstadt Sachsen wurden nach dem Königstein geschafft. Dies aber sollte nicht zu Karls Entzücken, der durch eine eigenhändliche Verurtheilung der Rechte des Herzogthums eines Frieden erzwingen wollte. Er machte also, wie bei Kopenhagen, bekannt, daß er nur gelassen sei, Frieden zu schließen, und daß er für, welche an Ort und Stelle bleiben würden, wie seine eigenen Thüringischen Schanzen waren. Diese Erklärung bewirkte, daß die Einwohner des Herzogthums, welche noch nicht entflohen waren, ihr Schicksal möglich erwarteten. Da bestreit Ode-

nung jeg Karl über Wabersberg nach Weissen, wo er der Grafen Lippsig für die nahe Weichsel-Woß einen Schutzbrief ausstellte. Von Weissen ging er über Grünau und Steinhof nach Wittenbörde, von wo aus er das Schlossfeld bei Bögen besuchte, und auf jener Stelle, wo Gustav Streich gesunken war, die prophetischen Worte sprach: „Ich habe mich bereit zu leben, wie er, und vielleicht führt mir Gott einst einen eben so rühmlichen Tod.“ Von seinem Hauptquartier auf, berief er die sächsischen Gränke zusammen, welche ihm Stärkehaft ablegen mussten über das Glaubensleben. Dessen gegen unerträglich bestimmt er die Monatspforte auf 625,000 Reichsthaler, doch so, dass nebenher dem schmiedischen Geldarten täglich 2 Pfund Goldstück, 2 Pfund Kreuzer, 2 Gläsern Bier und 2 Gläsern verabreicht werden mussten. Gebold wird angeordnet, nach hielt er die strengste Mannschaft.

Durch die Gründung des Kurfürstentums war damit dem Zweiten die Quelle seiner Macht und seiner Weisheit abgerissen: zweiten. Wieder nickt ihm König als die Gründung des Landes, der, mit der Gründung St. Peterburgs beschäftigt, seinem Verbündeten gänzlich auf den Rücken verloren hatte. Unter solchen Umständen zum Griechen geworden, schickte August den Baronen Yorck und den Rittern Schröder Hirsch mit unbestimpter Vollmacht ins Hauptquartier des Königs von Sachsen. Dieser hatte ihm Antrag kaum vorzunehmen, als er in sein Cabinet zurücktrat, und nach wenigen Augenblicken folgende Erkundigungen überrichtete: a) König August verlässt auf die polnische Krone, entfernt den König Stanislaus abtreuenden König an, und entspricht, füllt nach dem

Lebe bestimmt nicht weiter an eine Wiederaufklärung des Theaters zu denken; 2) er erfügt allen Verträgen, die er mit Russland geschlossen hat; 3) er findet die Prinzen Gedächtnis und alle Kriegsgefangenen mit Ehren in mein Lager zurück; 4) er überlässt mir alle Überläufer, besonderslich Johann Melchior Paetz, und führt alle Untersuchungen selber vorzunehmen ein, die in meine Dienste getreten sind."

Den Abgeordneten des Königs August schien diese Bedingungen freilich hart; allennoch ließ sich begegnen machen? In der Unterredung, welche sie mit dem General Viper darüber hatten, erhielten sie seine andere Antwort, als: „Dies ist nur einmal der Wille des Königs, meines Herrn, der keine Bedenken nicht verbindet.“ Den Könige August ließ niemand, wenn er in den Besitz seines Kurfürstentums gelangten wollte, seine andere Wahl, als Karls Bedingungen verlaßig anzunehmen, und unmittelbar darauf nach Sachsen abzureisen, um zu versuchen, wie viel sich Karol im persönlichen Berichte mit dem Schwerdenkönig verbessern lasse. Große Könige führen sich zum ersten Male zu Günthersdorf, dem Hauptquartiere Karls. Alle Generäle lieben besitzt; und als Stahl nach bei Zara den Ursach Augusts in Leipzig vertrieben, erschien er in seinem geschmacklichen Aufzug, b. b. in einem Überrock von grobem blauen Loden mit messingnen Knöpfen, in seinen Strümpfeln mit hohen Stulpen, den langen Degen an der Seite, den er in der Schlacht bei Zara geflüchtet hatte, und auf dessen Rupf er sich mehrmals bei Unterredung zu schießen pflegte. Im Gespräch wurde alles vermieden, was die Erinnerung hätte anfrieren können.

Für von Kleinigkeiten war die Siebe, z. B. von den großen Stiefeln Karls, von denen dieser verachtete, daß er, seit soviel Jahren sie nur kann aufzutragen, wenn er sich zu Hause gelegt habe. Einmal zogen die beiden Könige mit einander; und wenn August, denn es nicht an Feindseligkeit fehlte, alles aufbot, Karls Wohlwollen zu gewinnen, so blieb dieser nicht in Höflichkeit zurück. Doch die Einbendelungen wurden darüber nicht verhindert; und August sah sich genötigt, diefe gerade so zu erfüllen, wie sie vorgeschrieben waren. In einem eigenhändigem Schreiben wünschte er dem König Stanislaus Eolid zu seiner Thronbesteigung, und in einem Briefen forderte er die Worte auf, ihn nicht länger als ihren König zu betrachten aber zu benennen. Die Auslieferung der Gebiete war ein Punkt, über welchem sich leicht einverstanden ließ. Möcht so die Auslieferung Pachtls, der der Kaiser Gesandter beim König August war. Alles hätte aufgehoben werden sollen, diesen Unglücksfall der Wache des Schwerenburghs zu entschuldigen; allein so weit ging der Stumpfum des sächsischen Hofes in diesem Falle, daß er es nicht wagte, durch eine beginnende Flucht eine Barbari abzuwenden. Nach Pachtls Worte also ausgeliefert. Wie grausam Karl mit ihm verfuhr, ist hier nicht der Ort umständlich zu erzählen. Wir lassen einen Schleier darüber fallen, und gründen bloß, daß, selbst nachdem der Kaiser August in die Auslieferung der mit August abgeschlossnen Verträge geneigte hätte, Karl noch immer in Sachen verfehlte, bis endlich im August des Jahres 1707 die Thunde seine Abgabegabe schlug.

Wiederum ist es nicht möglich, auf soviel von Karls

Das

Das schweigsame Herz stand im Begriff, Sachsen zu verlassen, als Friedrich der Erste seinen Hofmarschall von Prinz an Karl den Großem schickte, um ihn zu ersuchen, daß er den Frieden Deutschlands nicht länger durch seinen Aufenthalt in derselben Witter überwältige. Die wahre Überliecht dieser Sendung läßt sich keinen ungründlich verkennen, da sich keine Art von Drehung an derselbe fräpste. Karl nun fragte den Abgesandten spöttisch: ob die preußischen Truppen eben so kauz wären, wie die brandenburgischen? und erhielt zur Antwort: „Eile, für befürchtet noch immer auf dem alten Soldaten bei Gräfenthal.“ Dieser Wustheit hatte Prinz weiteren Folgen, da Karl Entwürfe nur gegen Süßland gerichtet waren, dessen Gewinde er eben so zu bemächtigen geabsichtete, weil er so eben dem Kurfürsten von Sachsen geheimlichst hatte. Zug der Wahr, woan er sich von Berlin und Potsdam befand, erfolgte seine Zusammenkunft zwischen ihm und Friedrich dem Ersten. Hätte diese Stadt gefunden, so würde der stielste Kontrast, den es zwischen zwei Königen geben kann, schärfer geworden seyn. Dein was hätte wohl mehr kontrastirt, als ein König, der seine Würde den füllischen Einrichtungen des Temporeals verbandte, und ein zweiter König, der diesen nicht verbannt werlste, weil er von dem Grankofz ausging, daß wahre Weise durch nichts verhüllt und durch nichts gehoben werden kann; mit einem Worte: ein König, der durch alle Verlagen des Hreyens und des Grifels in einem Alter von 25 Jahren ein Stoibet ist? . . .

Bekentende Güldne waren an dem preußischen Staat verbliebengangen, ohne ihn im Wiederszen zu erschüttern. Im Januari bewerte der Finanz-Dienst fort, weil die ein-

und angefangene Welle durchgespielt seyn wollte; doch er-
zugte er kaum noch mehr, als trübe Einsätze: man
mußte schließen möchten, daß er bei weitem weniger erfreu-
pfend gewesen sei, als frühere Opern- und Schreiber ihn ver-
geßt haben. Ein Italiener, der sich Dominico Cartano
Graf von Ruggiero nannte, bei der Regierung seine alde-
mischischen Ritter-Künste an, und fand Eingang; doch
baute er das Vertrauen, daß man, auf seine Großspred-
chen, zu ihm gefaßt hätte, nicht lange: denn die Kunst,
Gold zu machen, war bereits verloren, und das Vertra-
uen bei italienischen Charlatanen schlägt, nur so zweitümig,
daß, außer Friedrich dem Groß, fast Niemand mit ihm
verbünden wollte. Die ganze Angelegenheit endigte damit,
daß der Graf von Ruggiero am 23. Aug. 1709 in einem
Kleide von Glittergold an den Galgen gebracht wurde.
Wessels Erfolg war, ward zur Vernachung der Wahl-
nungskosten gekehrt. Einem königlichen Edict zu folge
sollten für die Erlangung des Weisstreiches nicht mehr als
10 Thaler gezahlt werden; die Macht des Justizwesens
reute also schon in diesen Zeiten gebrochen. Nach einem
zweiten Edikt wurden eingetretene Schreiber unvergütlich
zum Genus des Weiger- und Weisstreiches zugelassen, und
Kinder, die auf den Waffenbläsern tanzen, mochten eben
so unvergütlich in die Turnen aufgenommen werden.
Es läge sich schwerlich genau angeben, was durch diese
Gesetze für den allgemeinen Wohlstand geziert wurde. Delle
beurtheilt leichter ein, daß gewisse Zweige der materialistischen
Geschäftswelt nicht verbessert werden konnten, ohne die
Kraft der Schriftlichkeit zu vermehren. Ein Herr von Schmet-
tau erwartete sich das Verdienst, die Schriftschriftenwerke zu

Wettein, Körner und Zöbeln in Gang zu bringen, und dadurch die Salzfabrikation wieder bestücklich zu machen. Nach der von ihm eingeschlagenen Siebeart kostete jede Fass Salz 6 Thal. 2 Gr. 6 Pf. weniger, als sonst; ein Vorsatz, welcher für die 2500 Fässer, welche damals in den fürieglischen Stichen zu Halle für den Bedarf der Kurmark bereit standen, einen Überschuss von 15,200 Thal. 10 Gr. geschafft. Außerdem wurden nach der Schneidemühlen-Methode 1500 Fässer mehr, als sonst, gefertigt; und diese bildeten einen Nachfuhr-Überschuss, besonders nach Schlesien. Zu Berlin, Magdeburg, Rüstern und Salberg wurden die ersten Lebade-Spinnereien angelegt; und eine Spiegel-Manufaktur, zu Braunschweig an der Oesse eingerichtet, kam durch die Betriebsamkeit und den Spekulations-Geist einiger französischer Kaufleute so sehr in Aufnahme, daß sie nicht bloß das Inland mit Spiegeln versorgte, sondern diesen Artikel auch ins Ausland sandte. Die Wollm-Werke und Zuckmacherwerke, welche sehr zurückgegangen waren, zu haben, wurde zwar alles versucht; doch war es unmöglich, den Ursprung, welchem die sichelischen Zuckmacher gewonnen hatten, durch Ausfuhr-Werke der rohen Wolle aufzuheben, da diesen größeres Kapital entgegen stand. Da die Prinzipien einer gesunden Staatsreinlichkeit in diesen Zeiten noch aller unbekannt waren, als daß Regierungen in der Behandlung des gesellschaftlichen Betriebs nicht Grundsätze über Grundsätze hätten machen sollen: so darf es uns nicht in Erstaunen setzen, daß Friedrich der Erste die höchst berechnete Schließung seines Staates (seine schlesische Gesellschaft, welche vom Staate Goldstaub zu liefern bestimmt war) so unerhörtem Seefahrt, ohne dabei einen andern

Gedächtniß zu haben, als daß die preußischen Schiffe von den Franzosen genommen wurden, und daß eine zum Besuch dieser Gesellschaft gewidmete Summe von 10,000 Thäl. rein verschwendet war. . . .

Nach dem Eintritt der Königin Sophie Charlotte fühlten Hof und Hauptstadt eine Freude, die um so drückender war, je weniger man sich darauf verstand, sie richtig zu erfüllen. Ein Tage lag, daß eine Frau, wie diese Königin, nicht zu erschöpfen war; denn alles, was sie gewünscht hatte, war ihr nur in ihrem Verhältnisse zu ihrem Gemahlt erlaubt, und daher mußte vor allen Dingen in Ausschlag gebracht werden, daß Friedrich noch jung war, als er sich gefallen ließ, daß Sophie Charlotte sich in ihrem Liebhabertheim von dem fränkigen Trenner, und an die Stelle seiner tödten Germanen die Schöpfungen ihres beweglichen Geistes brachte. Dies nun wurde auf der Acht gelassen; und indem es, vor allem, auf eine Diversions ankom, gerüthet man zunächst auf den Gedanken, den schrecklichen Komponisten zu vernichten. Der König ging auf diesen Gedanken um so bereitwilliger ein, je mehr ihm daran gelegen war, die Erfolge gesichert zu führen.

Er selbst übernahm die Verantwortung um die, seinem Sohn bestimmate Braut Sophie Dorothea, Kurprinzessin von Braunschweig-Lüneburg. Zu einer Zeit, wo der Kronprinz der Belagerung von Wien beheimatet wurde, auf einer Reise Friedrich nach dem Haag, zu Hannover die Heirath am 16. Juni 1706 vereinbart, und gleich am folgenden Tage die Verlobung an dem hannoverschen Hofe gefeiert. Die Trauung erfolgte am 14. Nov. zu Hannover, indem der Kurfürst von Hannover die Güte des

Staatsministerin betrat. Mit großem Bepränge trat die Prinzessin darauf ihre Reise nach Berlin an. Diese Reise gleich von dem Augenblick an, wo die Prinzessin das brandenburgische Gebiet betrat, einem Triumphzuge; wie hätte sich Friedrich der Erste nicht Erregung versagen können! Auf jeder Station standen nicht weniger als 870 Pferde in Bereitschaft; so notwendig erschien in diesen Zeiten der Aufstand, um den Grafen und Gemächern die Bedeutung des Königtums einzupredigen. Auf eine halbe Meile fuhr der König, begleitet von dem Staatsminister, den Markgräßen und deren Gemahnen seiner Schreibermeister entgegen, die sich, nach gesichterer Begrüßung, zu dem König in den Wagen setzte. Der Einzug geschah durch das mit Lampions und Tüchern geschmückte Königstheater; er bestand in einer Reihe von 104 Staatsfahnen, begleitet von prächtig gekleideten Männern, von der Schwäbischen Garde, von zwei ganz neu gekleideten Regimentern und der Leibgarde zu Pferde, so wie von einer großen Zahl Palais, unter welchen zwei Distanz und eben so viele Rammert-Wagen die Blicke auf sich zogen. Die Lustbarkeiten bei Hofe dauerten bei Wechen, und unter den Lustspielen, an welchen es nicht fehlen durfte, gab es eine Maestranze, welche die vier Theile der Erde versetzte, eine tour à la mode nach Charlotterburg in vielen mit sechs Pferden bespannten Wagen, und — eine Thürhöhe.

Dies anzuführen, würde nicht der Wille wert sein, wenn daraus nicht hervorgeinge, wie weit wir und, seit etwa einem Jahrhundert, von früheren Zeiten und Geschichtsschreibern entfernt haben. Zwar ist die Klage über Steuer- und auf allen Zeiten gleich geblieben; allein wir sehr

wieb man sich iron, wenn man annnehmen wollte, diese Stage sei in einer Freude geringer gesetzt, wo man um so viel weniger in Gold, doch mehr aber in Naturalien entrichten müßt: Da der Magen das große Rad ist, daß die ganze Freiheit in Bewegung erhält: so kommt die Geduld des Kronprinzen Wilhelm, mit den damit verbundenen Freiheiten, nicht beschränkt werden, ohne die schamhaften Praktiken der Monarchie zu fögen. Nun ist zwar nicht aufgezeichnet werden, was jede einzelne Beliebtheit hat; allein, wie wissen aus jenseitigen Quellen, daß, während Preußen hundert Grafen ließten, die Neumark 640 Räuber, 7600 Pächter, 1102 Truchhüner, 650 Gläser, 1000 Enden, 1000 Paar Taschen und 120 Schuh Lier in die Freiheit sentete, ohne daß sich angeben läßt, wie viel geschehen werden war. Nach diesen Angaben läßt sich scherlich fragen, daß die Freiheit nicht wenig dabei gewonnen habe, daß, an die Stelle der Naturalien, Geldsäuren getreten sind, bekünft die Vorherrliche Erweiterung auch nur darin, daß über die freie Verfügung über sein Produkt dadurch gewonnen hat.

Wie viel Unterhaltung auch die Vermählung des Kronprinzen dem Hofe und der Hauptstadt gewähren werden: so bereite sie doch die Freiheit nicht ausfüllen, welche durch den fröhligsten Glanz der Königin entstanden war. Es war etwa ein Jahr verflossen, als die Ehe des Kronprinzen durch die Geburt eines Sohnes beendet wurde. Die Begeugung, welche Friedrich der Große hierüber empfand, war so groß, daß er, wenige Tage darauf, ein Kapitel des schwarzem Ritter-Ordens hielt, wozin der neugetheute Prinz zum Ritter aufgenommen und, der Farb, jener erlangten Dra-

nischen Erblichkeit zu Ehren, zum Prinzen von Oranien ernannt wurde. Dies geschah vor der Taufe des Prinzen, die den 4. Okt. 1707 in der Domkirche mit Pompa vollzogen wurde, und die letzten Ausführungen, welche die Regierung Friedrichs charakterisiern, bestreitbar.

Richt lange darauf erkannte der König auf eine so gesühnliche Weise, daß seine Wiederverstellung zweifelhaft blieb. Der Gebrauch des Reichsabdes gewährte nur Entfernung, nicht Heilung. Der Ritter über dem Haupt seiner ältesten Tochter, welche mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel vermählt war, hatte noch nicht ausgeholt sein Herz zu bewegen, als der Prinz von Oranien den 13. Mai 1708 plötzlich starb; er, auf welchem damals die Hoffnung des Königs ruhte! Welche Schläge bei Schicksal für einen Fürsten, der sich, gleich Ludwig dem Vierzehnten, über das Land anderer Sterblichen erhoben glaubte!

Seine Hoffnungen wußten nicht, wie sie ihn bestätigten aber aufzuhören sollten. Mit Hülfe gleichzeitiger Ammen bereiteten sie ihn zuerst zu einer kleinen Hochzeit; das Verloben war, daß von der Ehe des Kronprinzen seine Nachkommenhaft zu erwarten seyn bliebe, und daß die Gesundheit des Königs an der Seite einer jungen Gemahlin nur gespannen könnte. Friedrich ging auf diese Vorstellung ein; wie es scheint, mehr um die Habsüter seines Geschlechtes zu sichern, als auf irgend einem andern Verzug gründend. Die Herzogin von Sachsen-Weißenfels, welche seine Wahl auf Sophie Luise, Tochter des Herzogs von Württemberg-Weissenfels, setzte die Verlobung; sie suchten, wie ein bestes Erbreichst thüriger Wissenschaft-Schreiber (der Herz von

Philipp) versichert, eine Sorge gegen den Einfluss des Kronprinzen. Die Vernehmung kam im November derselben Jahres zu Stande; und an denselben Tage mündete der Kronprinz die Schwangerheit seiner Gemahlin. Von diesem Augenblick an berührte Friedrich, dem eine zweite Ehe nichts weniger als Sache des Bedürfnisses war, seine Rücksichtslosigkeit gegen den Nach seinen Habsnute. War es ein Wunder, wenn seine neue Ehe hierdurch ihren Charakter erhielt? König und Königin klärten sich einander freud, und dies Mästerhättest nahm als Zeugenstät in eben dem Maße zu, wozin die junge Königin, der es nicht an lebhaftigem Gefühl fehlte, sich unbedingt glaubte. Was auch ehrfurchtige Hofsleute zur Verschämtheit derselben beitragen möchten: das Urteil errichtete dadurch seinen Gipfel, daß die Königin, mit den Empfindungen ihres Herzens gewiss zu thun, sich in den Pietismus warf und unter der Leitung des alten lutherischen Johanns Voss (damaligen Predigers auf dem Werder Berlin) zu einem Baptismus fortgetrieben wurde, der sie zu Heldenfürstin der Glaubensbekennungen des Königs machte. Von jetzt an war ein Krieg erklart, dessen Ausgang nicht anders als tragisch seyn konnte.

Was den Vergang derselben am meisten begünstigte, war der Umstand, daß die Gegebenheit, sowohl des spanischen Erbfolgekriegs, als des nordischen Kriegs, für die preussische Monarchie seine so große Verteilungen herbeiführten, daß der Hof auf seinen genehmten Gehren wieder verdrängt werden. Endlich der Verlust der Angelegenheiten wurden nach dem Verlust der Schlachten bei Rossbach und Leuthen einigemassen bedeckt gehalten, daß der

Herzog von Orléans die Schlacht bei Blenheim gewann, und daß die Unternehmung der Verbündeten gegen Zeulen fehlgeschlag. Dieses erfolgte im Jahre 1707. Im nächstfolgenden Jahre, wo Ludwig den Kampf in den Niederlanden zur Entscheidung zu bringen wünschte, ging jedoch die Schlacht bei Oudenache durch die Schuld des Herzogs von Burgund verloren: einen Engel Subsige, den Freuden nicht für den Krieg, sondern nur für den Frieden erzeugen hatte. Eine zweite Niederlage der Franzosen bei Oudene hatte die Eroberung von Süle zur Folge, worauf Ghent und Ypres, nach vor Ablauf des Jahres, in die Hände der Verbündeten fielen. Das Jahr 1709 war das bei weitem schrecklichste für den König von Frankreich. Ein langer Winter entzündete mit einer Hungerknecht; und heimisch in allen Provinzen, nahm das Misserfolg in der Hauptstadt einen so gefährlichen Charakter an, daß der Polizei-Minister Villégenen die größte Macht hatte, eine Empörung zu verhindern. Im Maß des Abfalls trugen alle Minister auf die Wichtigkeit einer Friedens-Unterhandlung; und da der Finanz-Kontrolleur Demarre und der Kriegs-Minister Chauvelard ganz offen erklärt, daß Frankreich am Abgrund des Verderbens steht: so zogte sich Ludwig bereit zum Rathgraben. Es wurde also mit den Holländern eine Unterhandlung angeknüpft, wobei Frankreich eine mühnschmeckerthe Warrere in den Niederlanden, außerdem aber bedeutende Handelsprivileje versprach. Das Regehr von Preußen übertrifft, indem die Holländer Ludwig verschlägt, dem angenommen, wenn dies ohne die Zustimmung Englands hätte geschehen können. Auf die Nachricht, welche sie dem britischen Kabinet von dem Wunsche des Koenig-

chen gab, fand sich der Herzog von Marlborough, begleitet von Lord Herrenchard, als außerordentlichem Gesandten, im Haag ein, wo auch der Prinz Eugen angelangt war, um den Besprechungen beizutreten.

Zuerst, ein lässige Colloque, trat im Rahmen seines Zimmers mit den glänzendsten Verhüttungen auf. Sein Hauptredner, sagte er, sei verschämt, den Habsen von Düsseldorf zu vertheidigen — den Prötestanten aufzugeben und aus seinem Reiche zu verbannen — die protestantische Großmutter England zu auspeilern — allen Ungezüglichkeiten auf die spanische Monarchie zu entsagen — den Generalstaaten in den Niederlanden alle die Späde abzutreten, welche sie als Gehäuschen fänden würden — endlich mit dem Zeigt auf der Grundlage des Münsterischen Friedensvertrages zu unterhandeln, und selbst die Festungswerke Straßburgs zu schätzen. Wie groß sich Verhüttungen auch seyn möchten, so grautete sie doch dem Hochmuthen Marlboroughs und Eugens nicht. Stolz auf ihre Siege, und wohlmeidend, dass der Friede sie in den Prinzen-Gustaub prüftheitsergehen wolle, seerberten beide mit keckirloher Unerschämtheit als Schreiber zu den Verhüttungen hinzugek, die Zerschlagung des Ober- und Nieder-Lippis an das kurfürstliche Reich, die Abstreitung der Stadt und Festungen Eisleb und die Echseisung der Festungswerke von Düsseldorf, Wun-Brück, Hentzau und Mühligen. Aber: Entwieg sollte alles einholen, und den Übergang von der Vertheidigung zum Angriff einrichten. Wer sieht nicht einiges Unheil mit einem Überraschen, der, nachdem er, verführt durch Eing und Erbteilung, vierzig Jahre hindurch der Oberhaupter Europa's gewesen war, sich so herabwürdigten lassen sollte!

Wieder es von der dem Alter eigenen Unerschöpflichkeit, aber von dem Wunsche, Zeit zu neuen Erfolgen zu gewinnen, herrschen: Endlich führte die Unterhandlungen fort bis es sich nach einem vergeblichen Versuch, den Sieg von Marlborough durch Bestechung für sich zu gewinnen, von der Universalität großer Zustimmung überzeugt hatte. Jetzt warf der gleiche Monarch, der früher immer gefragt hatte: „Ist, ich bin der Staat!“ sich in die Arme seiner Untertanen, die hörten nur das Werden seiner Größe gewesen zu sein. Bekanntgemachte wurden seine Erbirtungen mit dem Verdienst, bis er darauf erahmte hatte; und sieh! indem ein bestiger Knobell die ganze Nation ergriff, fanden sich Freize, welche vorher in der That nicht vorhanden gewesen waren. Ohne die Verantwortung verließ, willum die Kaufleute leicht ohne Geld ziehen, als sich und ihrem König herabgebrüllt schien. Die Erbungen der Verbündeten wurden also verweisen, und man brachte seine leise Habe dar, um die Herre wieder wohlfähig zu machen. Den Schatz zu füllen, nahm man seine Zuflucht zu einer neuen Ausmündung, bei welcher, nach Diderot's Angabe, 25 v. H. für die königlichen Kästen gewonnen wurden. In unzählbarer Fülle war ein Preis von mehr als 100,000 Mann zusammengebracht, daß, unter dem Oberbefehl des Marschalls Villars, den Unheissen der Verbündeten befreien sollte. Unglücklicherweise gab es für Ludwig den Vierzehn keine Siege mehr. Der größte Theil des Commerz verschick unter Belagerungen, und als es am 11. Sept. bei Malplaquet zu einer entscheidenden Schlacht kam, ging die für die Franzosen verloren. Ludwig der Vierzehn half sie unter keinem Umstän-

den die Freibund-Unterhandlungen noch einmal an; als jedoch die Verhündeten die Erörterung füllten, „daß der König von Frankreich, im Fall der spanische Thron nicht in den nächsten zwei Monaten an Karl von Österreich abgetreten würde, gegen seinen Sohn zu Hilfe gehen sollte,“ war seine Antwort: „daß wenn er einmal kämpfen müsse, es lieber für, als gegen sein Hand den Degen ziehen werde.“ So hob der jähne Feldzug an.

Äußerer Art waren die Vorgänge im Norden Europa's, doch nicht minder zum Vorteil der persiflischen Monarchie.

Karl der Große verließ das Markgraftum Sachsen mit einem weit stärkeren Heere, als er dahin geführt hatte. Durch Schlesien ging er nach Polen zurück. Er befand sich in Magdeburg, als er erfuhr, daß der Kaiser in Geden verweilt. Sein Rückzugszweck war, über Westfalen nicht anhöre zu versäumen, wie er über Polen verfügt hatte, und den Kaiser eben so zu entthronen, wie ihm dies mit August dem Zweiten gelungen war. Weil von diesem Gedanken, stellte er sich an die Spitze von 800 Reitern, mit welchen er in Elmstädtchen nach Geden aufbrach. Er langte vor dieser Stadt zu einer Zeit an, wo Niemand ihn erwartet hatte. Ein deutscher Offizier, Name: Mühlfeld, welche an einem von den Stadthütern einen Pfeilen beschädigte, glaubte das ganze schwedische Heer ankommen zu sehn; und die Folge dieses Wahnsinns war, daß er sich eiligst zurückzog. So trug Karl, ohne auf irgend einen Widerstand zu stoßen, in Geden ein. Was sich ihm innerhalb der Stadtwälle widerstieß, wurde niedergehauen; und indem alle russische Offiziere verfügten, daß nichts zu entz

fit, lag sich der Kaiser mit 2000 Mann, die sich zusammenfanden, jenseits der Wälle prüft, während Karl das Thier, durch welches sein Gegner sich gerettet hatte, mit 30 Mann besaßte. Rauen war die erste Siedlung darüber, als der Kaiser, durch die Besetzung über die Schwedische der Schweden brachet, 1500 Russen abschickte, welche Gostno weidet erobern sollten; doch, indem Karl der am Nordthier aufgestellten Wache zu rechter Zeit zu Hause kam, wurden die Russen in die Flucht getrieben.

Als Peter, nach diesem Unfall, nach Peterburg zu rückging, übertrug er dem Marquess Scheremetef den Oberbefehl über das russische Heer.

Für die Schweden war, Dank sei es dem frigurischen Geiste ihres Königs! jede Zukunft zum Kriege gleich bestimmt. Schon als das Heer bei Gostno angelangt und mit dem Üblichen verfehlt war, schien Karl den Weg nach Smolensk und Wodowa ein. Werdste und ausgetretene Flüsse stellten sich ihm entgegen; allein er verachtete diese Hemmisse. Wo Peatous nicht auferhob, da sprang er, um seinen Truppen das völle Heißpiel zu geben, bis an die Brust ins Wasser, und lag alsd nach sich. Die Russen erstaunten über die Gangbarkeit der Wege, welche die Schweden unglücklich hatten; nur daß sie dabei nicht in Unschlag brachten, mit welchen Verlusten diese Überschwemmungen verbunden waren. Unter ihnen General Scheremetef hatten jene bei der Stadt Holoschin am Fluße Bibrisch ein befestigtes Lager bezogen, das Thürz zum dicken Flusse, welche von den dahinter liegenden Wodowen gespeist war, als Karl sie endlich den 13. Juli 1708 errichtete. Die Schwedischen, welche das Erbreich in sich schloß, gaben jedem

Ungriß, der auf diese Lager gemacht werden konnte, den Anstrich der höchsten Verwegenheit. Doch was ist vernünftig in einer Unternehmung gleich der des Königs von Sachsen? Da ein Umschalten unmöglich war, so konnte nur ein aufschlüssiges Vergnügen Rettung bringen. Karl war so ungebürtig, daß er nicht einmal den Gebrauch der Gewehre geübt hatten wollte. „Wann wird man mit diesen Zuständen fertig sein?“ rief er aus; und mit diesem Worten sprang er in den Flugl. Wer nicht für frig gehalten hätte wollte, sprang ihm nach. Dies beachte Entschließung. Zwar waren noch die Werkstätten prüfungsreif; doch, indem bei russische Rassensensoren minder gescheitert war, als man wohl glauben möchte, entstieß ein scheinbar wiederholter Ungriß auf die russischen Verhandlungen. Die Russen ergriffen die Flucht und ließen 20 Soldstücke und eben so viel Würste prüfen. Karl verfolgte die Fliehenden bis nach Welskow, ruhte dahil einige Wochen und setzte sodann auf Schiffenrücken über den Dniper, umgekehrt, ob er nach Smolensk vergraben sollte; denn daß erfuhrte ihm ein, daß die Schwertigkeiten der Marschall sich vermehrten, da er von Wald zu Wald, von Werast zu Werast, nur in gesenkten Körpern vorrücken konnte, und folglich auf jedem Schritte Gefahr lief, geschlagen zu werden.

In dieser Lage der Dinge überraschte ihn der Kaiser mit Friedens-Vertragen, wodurch er die alte Hauptstadt des Reichs zu retten hoffte. Doch Karl verwarf diese Anträge, die seinem Entwurf entgegen waren, und zog die Gründung eines ultramontanen Befreiungsherrn vor, der ihm 30000 Mann und Pferde für seine Truppen anbot, wenn er, anstatt gerade auf Wesslowa loszugehen, einen Umweg durch

die Ukraine nehmen, und sich mit ihm vereinigen wollte. Dieser Rosafam-Hitman hieß Magoppe, und war ein Geist von 70 Jahren, der, besetzt von dem Begehrungen nach Unabhängigkeit und voll Erwartung für Karls Heldentum, mit Absatz schwanger ging, während er seine Anstellung dem russischen Kaiser verdankte. Karl nahm diesen Antrag um so freudiger an, weil eine Verbündung seines Herrn und ein Zufluchtsort im Falle, die größten Vorteile waren, die ihm in seiner brüderlichen Lage zu Theil werden könnten. Machtete er also dem, in Kiesland zu niedergebliebenen General Lichtenhaupt den Befehl ertheilt hatte, ihn mit so viel Proviant und Kleidungsstück, als er zusammenbringen vermöchte, zu folgen, brach er ohne Zögern auf den Ufern des Dniper nach Kiewen der Deina auf.

Die Russen wußten Mifang nicht, wodurch sie von ihrer Verteilung bedroht fühlten; sobald ihnen aber klar geworden war, daß Karl damit umgingen könnte, sich in der Ukraine zu versetzen, bohrten sie alles auf, um ihn an Verflüssigung eines für ihre Hauptstadt so gefährlichen Plans zu verhindern. Sie gegen ihm also nach, und indem sie ihn von allen Seiten umschreiterten, machten sie seinen durch Gold und Weißes gehenden Zug nur um so beßrererlei. Sie ließen es sogar nicht an Begriffen schließen, und unter diesen war der, welchen Wenzelof den 11. Septbr. 1708 an der Spitze von einem Dragooner-Regimenten auf die Verhut des Königs machte, so nachdrücklich, daß nur wenig an einer Niederlage der Schweden schaute. Diese fingen an, den glücklichen Ausgang ihrer Unternehmung zu beweisen; und viele hätten sie nicht den

Wuth verlieren sollen, da die Wege immer beschwerlicher, die Verteilung immer düstiger, die Zahl der Ertrunkenen immer grösser wurde! Stoenhagel, ihre letzte Hoffnung, will er Lebensmittel und Bekleidung bringen sollen, sobald sich von dem Kaiser angegriffen, sobald er über den Daniper gekommen war. Zwar fühlte dieser General sich durch, doch nur mit einem Verlust von 8000 Mann, 17 Kanonen und dem ganzen Zugr der Lebensmittel und Kleidungsstücke, welche er seinem König zu führen.

In nicht viel besseren Umständen erschien Mazappa, als Karl im Begriff stand, über die Donau zu gehen. Nach er beachte, dass der verbliebenen 30,000 Kosaken, davon nur 5000, und auch diese in einer nicht geringen Verlustszahl; in der That, weit mehr Hälfte suchend, als Hälfte bringend. Bei seinem Aufmarsch mit 15 bis 16,000 Mann hatte er den Geinigen gesagt, dass sie gegen den König von Schweden zu Felde gingen, und dass der Kaiser ihre Dienste annehmen und belohnen werde. Angelunge an den Helden der Donau, verdankte er die Sprache, mir zu weiß, dass der frigerische Geist der Kosaken eine abgrundtiefe Bestimmung mit Gleichgültigkeit vernehmen werde. Möglichs war jedoch weniger der Fall. Wie diese Ukrainer hörten, dass sie in Verbündung mit den Schweden gegen einen Monarchen kämpfen sollen, dessen Vorfahren sie von der Herrschaft der Polen, in denen sie noch immer ihre drogen Feinde sahen, befreit hatten, traten die meisten in ihre Heimat zurück, und bei Mazappa blieben nur zwei Regimenter, deren Offiziere von ihm beflockt wurden.

So war denn das ganze Unternehmen geblüht, auf welches Karl seine Hoffnungen gebaut hatte. Er stand, als ihm

ihm dies nichtsuhr, bei Retzgerich Gouverneur am Donau-
Flusse, und hatte es in seiner Gewalt, sich schmälich zu-
rückzuziehen. Seine vernachlässigten Offiziere hielten ihn drin-
gen, daß er dies nicht unterlassen möchte. Doch sein
Eigenminn und eine über angebrachte Geschwindigkeit bestimmt
ihm, die entgegengesetzte Richtung zu nehmen, d. h. nach
Saturin, der Residenz des Kosaken-Herrmanns zu gehen.
Als er hier anlangte, fand er, statt eines bequemen Mu-
hospitals, einen Fischerhafen; denn Kiesl Mengelos hatte
die Stadt in Brand gesetzt und zugleich Mazepa's Bildnis
in den Wellen hängen lassen. Wollte das schmeichelnde Herz
fortbauen, so mußte es in eine andere Gegend ziehen.
Die strenge Kälte des Winters von 1708 — 1709, welche
durch ganz Europa ging, machte den Markt nach Hudjaz
und Wysel zu einem höchst unerträlichen; kein Kaufenden
wollte Hände und Füße. Als man endlich bei Wysel
angelangt war, kostete die Erbezugung dieses Ortes noch
1500 Mann: ein um so bedauernswerter Verlust, weil das
Heer bereits bis auf 20,000 M. zusammengeschmolzen war.
Mazepa selbst beschwerte jetzt den König, nach Polen zurück-
zugehen; doch Karl, der lieber alles wagte, als etwas
daran wollte, was der Durchstich über der Neiße auch nur ähn-
lich sah, wiederholte unerschöpflich: „damit habe es noch
Zeit, bis man die Russen auf der Ukraine vertrieben und
sich in der Hauptstadt Poltava festgesetzt habe.“ So ging
dieser eignsinnige König seinem Untergang entgegen.

Die Belagerung von Poltava zog sich in die Länge,
weil es eben so sehr an Ressourcen als an Leuten zur Be-
fehrung der Ziegelsteine fehlte. Den Russen gelang eine Ver-
stärkung der Besetzung; das Heer des Kzars aber wurde,
R. Messewicht. f. D. XXXV. Th. 24. 67. 91

noch und noch, auf 60 bis 70,000 Mann an. Gewohnt, seinem Schweden das Beispiel zu geben, wehrte Karl allen den Schamäugeln bei, welche einer Zweitschlacht verantwo-
rtheten pflegten. In dem Lager durch den Rückhalt des linken Fußes geschossen, kam er zweit darüber zur Erkennt-
niß, daß die Bestimmung eines Oberbefehlshabers noch etwas
mehr mit sich bringt, als die Disziplin eines tapferen Di-
visions-Generals zu vertragen. Diese Verwandlung erfolgte
am 27. Jani 1700, und stieß ihn aus der Stad, ein Völk-
er zu bestimmen. Zwischen dagegen der Lager immer näher.
Karl befand sich in einem eßenden Lande, wo ihm Nachzug
und Lebensmittel von einem überlegenen Feinde mit gleicher
Brüderlichkeit abgeschnitten werden konnten. In dieser Lage
einen Kriegsrath zu versammeln, stimmte ihm überflüssig. Er
ließ also in der Nacht vom 7. zum 8. Juli den General-
feldmarschall Ahrensfeldt in sein Zelt kommen, und erhielt
ihm, ohne irgend eine Unruhe blicken zu lassen, den Be-
fehl, sofort zu einem Angriff vorzubereiten, der am folgen-
den Tage erfolgen sollte. Der Feldmarschall gehorchte, ohne
sich irgend einen Einwand zu erlauben; und Karl legte
sich schlafen, so ruhig, als ob nichts auf dem Punkt stände.

So erfolgte dann am 8. Juli die berühmte Schlacht
bei Poltava. Karl wehrte ihr in einer Schaffr bei, welche
von zwei Pferden getragen wurde. Nach zwei Stunden
war alles entschieden. Nachdem 9000 Schweden theils ge-
schossen, theils verbründet waren, grüßten Ahrensfeldt, der
Kurfürst Kurfürst und ein Prinz von Württemberg in russischer
Gefangenshaft. Die Aufgabe war nur noch, den König
zu retten. Der Mann, der sich dabei am thätigsten be-
wies, war der General Panjutin, Oberst der schwe-

ischen Brüderstift des Könige Stanislaus, den Liebe und
Gerechtung für Karl den Großherz. bestimmten hatten, alle
Gedanken und Gefahren des Feldzuges zutheilen. Bei
Besteigung der Talsperre, warin die Flucht angetreten war,
um möglichst erlindigte sich der König nach dem Grafen
Piper; und als man ihm sagte, daß dieser Graf mit der
ganzen Bande gefangen wære, mußte er die Schuhm mit
den Worten: „Gefangen von den Russen? Gott, fort
zu den Russen!“ In seinem Gesichte war auch nicht die
mindeste Spur von Widergründigkeit; man sah ihn we-
ber den Wermuthen noch den Besiegten zu.

Zwei höchst beschworeliche Tagezüge führten den, von
Schweden verfolgten Schwedenkönig von den Ufern des
Dniper an das Festland der Osmanen, jetzt Bosz genannt,
wo seine Befähigung im Olystow nur durch die Osmanischen
Kunst des Geschickes von Gendor verhindert werden kann-
ten. Während dieser Intrams Kapitale General Swen-
haupt, von Wenzelos geträgt, auf einem Rückspiegel durch
Polen, mit dem ganzen Heerest des schwäbischen Hutes
(etwa 12,000 Mann). Die unteutsche Kaufmann Karls
war durch die Flucht nach der Talsperre zwar nicht beruhigt;
doch traten die Folgen der bei Politzow verlorenen Schlacht
unabtrieblich ein. Die Könige von Dänemark und Polen,
befreit vom Zwange schimpflicher Verträge, schmitten gefest
in die Hähnen, auf welche sie waren verändert worden.
Weit mehr eindringlicher waren die Wirkungen des Sieges
bei Politzow für Russland. Denn nicht genug, daß die
alte Hauptstadt des Reichs gerettet war, kostet, von nun
an, auch den Ruhm der neuen königlich-schwäbischen Hinter-
niß brachten. Später besiegte er bei dem Kriege mit

Schweden war beinahe erreicht; und eisern und in die ungünstigsten Kreise europäischen Welt, gewann das russische Reich eine Bedeutung, die ihm bis dahin gescheit hatte; so, daß man sagen kann, es sei in einer gegenwärtigen Eigentümlichkeit durch den Ausgang der Schlacht bei Poltawa gegründet worden. Das Jahr 1709 verlief nicht, ohne daß die Könige von Dänemark und Polen einen Versuch machten, Friedrich den Großen für ihre Entwürfe zu gewinnen. Persönlich erschienen sie zu diesem Endpunkt in Berlin, wo sie mehrere Tage verweilten. Es kam, wie es schint, auf nichts Wichtigeres an, als den König von Preußen zur Besitznahme von Schwedisch-Pommern zu bewegen, damit die Dänen bestre unbehindert in Schonen einzfallen, und August der Starke seinen Nachfolger vom polnischen Throne stossen möchte. Doch Heinrich blieb seinem Neutralitätssystem getreu, hierzu durch nichts so sehr aufgerufen, wie durch die innere Lage seines Königreichs, die sich mit freien neuen Zustimmungen vertrug.

In einem bedeutenden Theile der Monarchie, namentlich in Preußen, herrschte die Pest; sie war das Resultat der Kriegsbewegungen, des strengen Winters von 1709, und der Hungersnöte, welche sich damit verbah. In wenigen Monaten starben mehr als 200,000 Menschen; und so wirksam war der Peststoff, daß man Ursache hatte, seine Verbreitung über Pommern und die Marchen zu fürchten. Um abzuhalten, wurden mehrere Theile Berlins einige Monate lang ganz verschlossen; und nur durch die übrigen Theile in die Stadt kam, mußte sich der strengsten Untersuchung unterwerfen. Ein angeordneter Bußtag segte diese Landepage seine Geduld. Unter diesen Umständen sollte

der Finanz-Minister Rath schaffen; doch der Graf von Wittingenstein hatte eine allzu schwere Aufgabe zu lösen, als daß ihm besondere Mittel für die befohlne Preissenkung übrig geblieben wären. Darüber erwiderte der alte Herr gegen diesen Minister, der durch seine Lüste alles wider sich aufgebracht hatte. Der Kronprinz, damals 21 Jahr alt, warf sich zum Organ der öffentlichen Meinung auf; und da er roeder über den Grafen von Wittingenstein, noch über den Grafen von Warthausen, der noch immer der Liebling des Königs war, daß Mindeste vermeidte: so sah er selige Leichsfedern in Bewegung, durch welche er den Gunz dieser beiden Minister zu bewirken hoffen durfte. Seine Werthungen waren die Herren von Ramelot: zwei Veteranen, von welchen der eine, als Grand-Maitre de la Garderobe, durch seine angenommenen Güten, der andrer, als Minister, durch seine Unterhaltungsgabe und seine gute Faune, bei dem Könige, der öfters mit ihm Schach spielte, in Gunst stand. Es ist zu glauben, daß die Tatsachen, welche der Letztere vorbrachte, nicht ungern lobet waren. Die Anklage hatte eine Verhaftung des Finanz-Ministers zur Folge, die mit dem Verlust des schwärm. Ädler-Deckens verbunden war. Der Prozeß blieb nicht aus; und nach der Graf auch zu seiner Vertheiligung fügen mocht, so war der Rückgang derselben doch, daß der Angeklagte zum Verlust seiner Ritter und zum Erblasser in Spanien verurtheilt wurde. Da er sich in vielen Beziehungen auf den Grafen von Warthausen berufen hatte: so kam die Strafe der Unantwürdigkeit auch an dirn. Wie notwendig er sich nun auch zum Könige durch seine leichte und gesäßige Art, die Geschäfte zu behandeln, gemacht hatte: so blieb zuletzt doch nichts Baderes

übrig, als daß auch er seinen Wirkungsbereich aufgab, und sich zurück auf seine Güter, und nicht lange darauf nach Frankfurt am Main umziedelte, wo er nach einem Aufenthalt von zweyem Monaten starb.

So endete der Versuch, den man vor wenigen Jahren gemacht hatte, den Prinzenpny, mit Hilfe einer dritten Vermählung des Königs, von jedem Einfluß auf die Staatsverwaltung entfernt zu halten. Vielleicht darf man sogar sagen: So endigt jeder Versuch, in welchem die Macht der Dinge der Vorstellung aufgeopfert wird, die man von der Kraft der Personen hat.

Die Nachfolger der abgesetzten Minister waren der Graf Dehna und der Herr von Hering: jener zum Premier-Minister, dieser zum Oberhofmarschall erheben. Man rühmt ihnen nach, daß sie der Verwaltung eine, der Gesellschaft zweckdienliche Wendung gegeben, thilf durch Beschränkung des Rufus, der bisher am Hofe getrieben worden, thilf durch Verwendung eines bedauernsden Theils der Stadtm auf Rückgäng von Schulden und andern möglichen Anstaben. Wir wollen diese Thatsachen frischgezogen bestreiten; nur müssen wir konfessieren, daß das, was ihnen gelang, nur gelagen konnte in Folge des vergeschafften Willens Friedrichs des Ersten und seiner Vermählung mit einer Prinzessin, die so wenig zu ihm paßte. Der Hof war öde und düster geworden, und wurde wieder je mehr und mehr, nach Maßgabe der zunehmenden Redlichkeit des Königs. Es fehlten also sehr viele Aufgaben, welche bis dahin zu Ehren der jungen Königswürde gemacht waren, ganz von selbst weg. Darf man den Nachrichten vertrauen, welche das Schriftstellerische Zeitalter betreffend, auf und gekommen sind,

se erforerte der Hofstaat jährlich 157,047 Thaler, die Versetzung der königlichen Gesandten 211,079, bei Dier, außer den Gabben, einen Zuschuß von 1,800,000, die Gehalte und Pensionen 200,000 Thaler. Daß davon nicht alles bestritten wurde, versteht sich ganz von selbst, hätte man dafür auch keinen andern Grund, als daß der preußische Staat, unter Friedrich dem Ersten nächstem Nachfolger, bei einer Bevölkerung von 2,240,000 Einwohnern, ein Einkommen von 7 Millionen gehabt. Wenn man an, daß unter Friedrich dem Ersten die gleiche Summe eingezogenen sei — die früheste Vermuthung, die man machen kann —: so ist man aufs Gewisse behyrt über den Druck, der von dem finanziel. Minister Wingenstein ausgeübt wurde, folglich auch über den Druck, der bis auf unsere Zeiten, über diesen Druck erhoben worden ist; wobei dann seßlich nicht auf die Wahr gelassen werden darf, daß eine jährliche Steuer von 2 Thalern auf den Kopf, unter gewissen Umständen weit befriedigend seyn kann, als die Depotsche und Rentfache unter andern Umständen. Gewiß war das Untheil des finanziel. Minister Dohna nur gering, wenn es darin bestand, daß an den Ausgaben für den Hof erspart wurde; denn, diese Ersparnungen machten sich ganz von selbst durch den veränderten Geist des Hofes.

Nach dem Rücktritt des Grafen von Wartensberg war das Leben Friedrichs einzig und fröhlicher; und wie es schint, nahm er, seit dem Eintritt des neuen Ministeriums, nur geringen Anteil an der Verwaltung des Staates. Eine Röhr, die er nach Kielte antrat, um sich mit dem Fürsten von Nassau Freigraad wegen der erstaunlichen Erfahrung zu vergleichen, blieb ohne Erfolg, weil

hierer Hünft beim Übergange über den Wörth ertrank. Daraufhin hatte der König seinen Anteil an der Grafschaft Mansfeld, in Folge des Erbschens des protestantischen Sohns des geflüchteten mansfeldischen Hauses realisiert; und nicht lange darauf wurde die Grafschaft Wied, welche so lange streitig geblieben war, durch eine Überrumpelung der holländischen Ursprung gecannnt.

Der spanische Erbfolge-Krieg zäherte sich seinem Ende. Zwei Umstände führten den Frieden herbei: die eine war, daß, nach dem unerwarteten Thronzug des Kaisers Joseph im Jahre 1711, der von den Spaniern in Barcelona belagerte König Karl von den deutschen Hürsten auf den Kaiserthron berufen wurde; der andere, daß den Tories in England der Herzog von Marlborough geglückt, an dessen Stelle der Herzog von Ormond trat. Dieser, einer andern Richtung folgend, sandte sich, gleich im Beginn des Jahres 1712, von den Verbündeten. Zuerst sah Prinz Eugen den Angriff fort, und die Preußen zogen mit der Belagerung von Landeshut beßigt; doch, ehe ein maßgeblicher Sieg erzielt wurde, überfiel der Marschall Villars das Lager der Engländer und stieß Württemberg Allemärkte, ehe der Prinz Eugen diesen zu Hilfe kommen konnte. Vermöge dieses Sieges fanden die Spaniern in den Besitz von Marchenrot, le Quirne, Denal und Henning, und der nahe Friede war von jetzt an nicht zwecklos.

Der nordische Krieg dauerte zwar fort, weil Zaroff bei Frieden Egerian sich nicht mit dem Gebiet eines abgetrennten Friedens vertrug; doch blieben die Unternehmungen der Dänen und Sachsen ohne Erfolg. Den

legten mißlang die Landung auf Rügen; die Belagerung Stralsundes mußte aufgegeben werden, und nachdem der schwedische General Österback die Sachsen und Dänen bei Gadebusch im Mecklenburgischen geschlagen hatte, hörte es nur der Unlust einer schwedischen Verstärkung von 10,000 Mann in Pommern, um diese Preußen gleichsam vom Grunde zu befreien. Mittwoch unter diesen Umstädten blieb Friedrich der Erste seinem Vaterlande-Ostern getrennt, ohne davon irgend einen Nachteil zu leiden. Am Schluß des Jahres 1712 kam der russische Czar Peter (damals noch nicht der Große genannt) nach Berlin, und verweilte selbst fast einen Monat. Der König von Preußen war um diese Zeit schon sehr hinsichtig; und diese meiste die Hauptursache sah, weshalb der Czar nicht seine Wohnung auf dem Schlosse nahm und einen Ehrenbegräbnis aufstieß.

Die einzige Freude, welche Friedrich dem Ersten am Ende seiner Laufbahn zu Theil wurde, war die Geburt eines kleinen Enfels, der den 24. Jan. 1712 bei Sidt die Welt erblickte. Der prechte Prinz von Brandenburg und Preußen war den 31. Juli 1711 gestorben, und hatte in seinem Großvater das schauerliche Gefühl zurückgelassen, daß er nicht bestimmt sei, die direkte Erfolge zu führen zu seyn. Dies ungemeinster war seine Freude über die Geburt jenes Friedrichs, der, nach wenigen Menschenaltern, die Welt mit Meisterhafter Bewunderung erfüllte. Ohne Friedrich der Erste eine solche Zukunft? Zum wenigsten betrachtete er die Geburt seines kleinen Enfels als ein glückliches Ereigniß. Um Taufstage des Prinzen bemühte die Kronprinzessin die höhere Stimmung ihres Schwingermanns, um für den unglücklichen

Grafen von Dandemann zu bitten, der seit viereinhalb Jahren der Freiheit verlustig war; und siehe! Friedrich that auf Besinnung für seine Schmiergriesen, was billig schon längst eine Handlung der Gerechtigkeit hätte seyn sollen. Dandemann erhielt also endlich seine Freiheit zurück, doch mit der Klausur, daß er sich zehn Meilen weit von Berlin entfernt halten sollte. Friedrich sah dannach seinem ehemaligen Erzieher und Premier-Minister niemals wieder. . . .

Der Tod des hinfälligen Königs wurde durch eine bestige Entzündung bestimmt; die Ursache darüber aber war — die Königin. Bernadotte sah bestiger Gesühle war Sophie Kunsts Pietät und in Wahnfassung aufgezerrt, und dieser hatte eine Überforderung nötig gemacht, die nur mit einer strengen Bewachung durchgeführt werden konnte. Unstreitig schrie er an der legitimen. Genug, die Wahnfassige erschloßt ihm Widerstreben und beharrte sich den Weg zu den Zimmern des Königs dadurch, daß sie, nicht ohne sich zu verwandeln, eine Gladthäre verschlug. Friedrich schlummerte Nachmittags in seinem Schreibstuhle, als er, beim ersten Erwachen, eine abgezehrte Gestalt mit herabhängendem Haar und blutroten Armen und Händen vor sich sahen sah, und in Ton der Stimme, noch mehr aber in ausgesprochenen Schelmeheiten, seine Gemahlin erkannte. Unterdrückende Dienst rettete ihn zwar vor Misshandlungen; doch der Edynd, den er erfüllen hatte, warf ihn aufs Krankenlager, daß er von diesem Augenblick an nicht wieder vorlief.

Sein Tod erfolgte am 25. Februar 1713 im 56. ihm Jahre seines Alters und im 25. Jahr seiner Regierung, welche

seit einem Jahrhundert nicht aufgeblüht hat ein Gegenstand strengen Todes & bitterer Gemütslagen zu seyn.

Um welchen schieren Spöttere Scheisssteller in ihren Urtheilen über die Regierung Friedrichs des Ersten durch das Urtheil bestellt werden zu seyn, daß sein großer Fehler, als Verfasser der brandenburgischen Deutwörterbüchern, über denselben Gegenstand gefällt hat, wenn er in der Charakteristik seines Großvaters sage:

„Friedrich der Große verwechselt viele Dinge mit reicher Weise und legt dem blendenen Glanß dem reichhaft Möglichen vor. Um sich die Reichtumswürde zu verschaffen, sparte er in den verschiedenen Reingen des Reichs und der Welt hundert 30,000 Menschen auf, die seine Untertanen waren; er strebte aber nach jenseit Würde nur, um seinen Geschmack für das Internat zu befriedigen, und seine hochmächtigen Verherrlichungen durch einen schabern Gouvernanz zu rechtfertigen. Er war prachtliebend und freigetig; allm, um reichen Preis erlaubt er das Vergnügen, eine Reisemadchen zu befriedigen? Er verhandelte das Wahr seiner Untertanen mit Englandern und den Holländern, wie somatiscende Leute ihre Herden den Schlächtern Peccolius verlaufen. ... Die Unerschöpflichkeit des großen Hauses begünstigt die Prachtliebe der Königen; doch andres verhält es sich mit der Schranken eines Privatmanns, und anderes mit der eines Kürschners. Dieser ist der erste Diener des Staats, die erste obrigkeitsliche Person, und trägt die Verbindlichkeit, Weisheit und Weisheit zu legen von dem Gebrauch, welchen er von den Steuern macht. Er erhebt sic, um den Staat zu vertheidigen, um die Würde, womit er bestimmt ist, zu behaupten, um Würden zu erhalten, um

eine Art von Gleichgewicht zwischen dem Reichen und den Stämmen herzustellen, um Unglücklichen jedes Standes zu Hülfe zu kommen, um in allem, was den Staatskörper im Allgemeinen angeht, große Macht zur Hand zu haben. „Sobald der Gouverneur helden Geistes und gerechter Bestimmung, so wird er allen seinem Aufgaben eine Richtung nach öffentlichen Nutzen geben, und das Wohlsein seiner Wölfe fördern. Die Pracht, welche Friedrich der Erste liebte, war nicht schlechte Art; sie war die Verschwendung eines eitlen Blutes. . . . Die Städte zu rüsten, trat er die Stämme unter den Fuß. Ein Hof gleich einem großen Throne, der alle kleinen Höfe verschlingt. Ein graiger Fürst gleicht einem Urztr, der den Menschen in seinem Blute erstickt läßt; ein verschwenderischer hingegen gleicht dem Urztr, der durch unberührte Überlässe tödtet“¹⁾“).

So Friedrich der Zweite in seinem Urtheile über seinen Bruder. Es würde zu bedauern seyn, wenn er andern Gruntheit hätte; denn alsdann wäre die Welt um einen herzlichen und unvergänglichen Anspruch ärmer geblieben. Allein gerecht ist dies Urtheil Friedrichsregel; denn, um gerecht zu seyn, müßte es alle die Umstände umfassen, welche Friedrich der Erste sich befand, als die Erweckung der Römer würde ein Gegenstand seiner Bestrebungen wurde; Umstände, welche sehr zusammengefügter Art, und fast gänzlich vergessen waren, als, fünfzig Jahre später, der große Friedrich die Durchwürdigirten seines Hauses stieb. Dann zweifelte nicht gelungen werden, nämlich, daß Friedrich der Erste nicht ohne Wohlwollen in Beziehung auf seine Unter-

¹⁾ C. Monnaies de Brandebourg, p. 217.

thannen war, gestanden, daß die von ihm erörterte Künigswürde nur in dem Lichte einer der ganzen Gesellschaft entwickelten Wohlthat betrachtet werden darf: so ist also spätere Heilsfahrt um den Preis nichts wahr und nichts wert, als eine Namensgebung, wodurch man die gesuchte Verurtheilung derer, die den Preis begehrt, verbüchsig macht. Bisf und zwanzig Jahre lang wurde der perusische Staat der Verherrungen bewahrt; und Bisk gestabt kindesmeig gesäßig. Kann man nun wohl eine Politik haben, welche eine solche Wohlthat durch freie Thilnahme an entfernten Punkten erlaubt? — bestanden, waren diese Wohlthat auf einem andern Wege erreichen werden kann?

(Die Belehrung folgt.)

Staatswirtschaftliche und soziale Theorie, welche die
soziale Theorie und die soziale Praxis, welche die
soziale Praxis und die soziale Theorie, welche die

Staatswirtschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

Alle bisher über den Werth der stehenden Heere ge-
machten Erfahrungen haben das Resultat gegeben, daß sie
nicht bloß sehr lästig sind, sondern auch nicht ausreichen,
um den Weltkrieg die Sicherheit zu gewährleisten, deren für gro-
gen aufstrebende Uogriffe bedürfen; ohne diese Erfahrungen
würde man schwerlich auf den Gedanken gekommen seyn, die
stehenden Heere durch Landwehren oder Milizen, zwar nicht
zu erschöpfen, aber doch zu ergänzen.

Die Frage ist freilich: ob Landwehren oder Milizen,
d. h. Verteidigungsträger, welche so zusammengesetzt sind,
daß sie, nach vorübergegangener Gefahr, zu ganz frödlichen
Veränderungen zurückkehren können, zur Verteidigung der
Gesellschaft ausreichen, und unter welchen Bedingungen sie
dazu ausreichen?

Diese Frage hat nicht bloß die Publizisten, sondern
auch ausgesprochene Weltkriege bestimmt, welche bei der Aus-
übung ihrer Kunst die Theorie mit der Praxis verbanden.
Es ließen sich deren mehrere nennen, wenn es hier darauf
ankomme, eine Reihe von Auszügen anzuführen. Um doch
wichtigste einige zu nennen, wollen wir nicht unbenommen
lassen, daß Guibert in seiner Zahl, was diesen Punkt
betrifft, vollkommen mit Machiavelli übereinstimmt,

und daß auch in unseren Tagen der General Zarapet sich für die Verteidigung durch Milizen entläßt hat.

Die Möglichkeit einer erfolgreichen Verteidigung durch Landwehren veranlaßt, würde jeder Staat in seinen Namen und in seinen politischen Angelegenheiten eine starke Flussoberung haben, von diesem Mittel Gebrauch zu machen. Denn fügt man die Sache von der rechtmäßlichen Größe auf, so ist es unvertheilhaft, Vehusé gefälschte Nachweisdokumente, durchzuholen, welche Eintritt höchst ungünstig ist, einen anhaltenden Aufstand von großem Ursange zu machen; und politisch genommen, ist es wenigstens unverhütlig, gehirnte Krieger in Hände zu legen, welche Missbrauch davon machen können.

Wir Milizen aber Landwehren entgeht man keinen Nachteil; sie verursachen dem Staate keine große Aufgabe, so lange er ihren Dienst entbehren kann, und sie lassen sich auf keine Weise missbrauchen.

Es fragt sich also bloß, ob sie dem Staat entsprechen können, den man sich mit ihnen verküpft.

Zur Sicherheit der Zivilisation ist die Kriegskunst zu einer sehr gesammelten Künste geworden. Weiche Thiere beselben erlöschene Einsichten, Talente, Ueberzeugungen und Geschicklichkeiten, welche sich nicht anstreben lassen in Milizen oder Landwehren, die aus Freien bestehen, deren Beruf auf andere Vertheidigungen geht, als die des Krieges sind. Die Krieger, das Krieger-Wesen, die Krieger erfordern nämlich Kunde, welche ihr ganzes Leben dem Waffenhandwerk widmen, weil sie es sonst zu keiner Kriegerlichkeit darin bringen würden. Sollte es nun daran fehlen, so würde man den gräßlichen Feind immer nur mit Nachteil bekämpfen kön-

nen. Für diese Zweige des Verteidigungssystems muß man also bleibende Kräfte haben, weil es unmöglich ist, bergmännischen Schnell zu bilden, wenn sie ihre Bestimmung erfüllen sollen. Was nun den Anfang betrifft, wem sie befehlen sollen, so bestimmt sich dieser ganz von selbst nach Maßgabe des Kriegs-Systems, daß, wenn es sich auf die Verteidigung beschränkt, eine schwächere Entwicklung nötig macht, als wenn es zugleich den Angriff in sich schließt. Dabei läßt sich aber gar nicht zum Voraus bestimmen, welche Entwicklung in einem reinen Verteidigungssystem die Kriegsführungfähig ist; denn was sie ist, verändert sie der beispielten Entwicklung, die man von ihr bisher auf Verteidigung und Angriff gegeben hat. Auf bloße Verteidigung beschränkt, wird sie z. B. Gebrauch machen von Dampfkanonen, deren zerstörende Kraft vollkommen ist, nur daß sie sich im Felde nicht so bequem gebrauchen lassen, wie in Festungen. Wenn die Europäer sich die bewohnt Amerika's und Afens durch die Gewalt des Schießpulvers unterwerfen haben, so ist dies immer nur dadurch möglich geworden, daß die Bewohner jener Erdtheile dieser Kraft weder eine gleiche noch eine stärkere entgegengesetzten können; dann in feindlichen Konflikten wird der Sieg demjenigen zu Theil, dem man sich nicht gewachsen fühlt, und die Kräfte, welche die europäischen Nationen auf unserem Erdkugel spielen, werden ganz unveränderbar seyn, wenn sie nicht auf der Wehrleistungsfähigkeit beruhen, welche Kunst und Wissenschaft geben. Dasselbe offenbart sich in den Konflikten einer einzigen Nation Europa's, unter welchen bisjedem sieß den Vorrang gewinnen, welche die übrigen an Erfindsamkeit über-

übertragen, und folglich Kunst und Wissenschaft am meisten ehren.

Die Bestimmung der stehenden Heere schreint auf der Entwicklungs-Weise der Menschheit wie eine andere gezezen zu seyn, als dem Schießpulver alle die Anwendung zu geben, deren es, als Zerstörungsmittel, für Verteidigung und Angriff thätig ist. In der Natur der Dinge selbst liegt, daß, wenn jemals ein noch wirksamerer Zerstörungsmittel aufgefunden wird, dieser das Kriegswesen von so gänzlich bestimmen wird, wie das Schießpulver es bisher gethan hat. Objet man den Eintritt einer solchen Entwicklung, da man bereits ergrangen hat, die Landwehr als den Hauptbestandtheil des Verteidigungs-Systems zu betrachten? Dies ist sehr wohl möglich, selbst wenn sich darüber keine Rechenschaft ablegen lassen sollte.

Dahin ist es bereits gekommen, daß man es für angemessen befunden hat, die Landwehr in eine bewegliche und in eine sesshafte zu einteilen, d. h. in Landwehr schlichtweg und in Landsturm. Diese besteht aus jungen Männern von 20 bis 25 Jahren, welche noch nicht Haushalter und Haupter von achtbaulichen oder gärtnerischen Betriebsamkeiten. Unternehmungen sind, und folglich ins Geld geben und sich behindern brauchen, wo die Geschäfte ruft. Dieser besteht aus allen übrigen Bürgern und Besitzern und Solchen, die sich ohne großen Nachtheil, nicht von ihren Geschäftem und Familien entfernen können. Die letztern bilden das, was man in Frankreich die Municipal-Garde nennt, und ihrer Verpflichtung ist, dem Feinde eine Verstärkung entgegen zu stellen, welche das bewegliche Heer unterstützt, an welchem Orte des Landes der Feind sich auch zeigen möge.

Mit ein Theil der Jugendzeit auf Uebung in den Waffen verweendet werden, so daß die ganze regelmässige Uebung mit den Waffen umgegraben verblebe: so giebt es schwe-
lich ein Vertheidigungs-System, das noch höher stände, als
bisher.

Was man dabei aber am meisten zu Rücksicht zu brin-
gen hat, sind die Ersparungen, wenn sich ein solcher Mil-
itar.-Fiat vergleichungswise mit dem der stehenden Heere ver-
trägt. Der öffentliche Schatz ist nur belastet mit der
Unterhaltung der Cism.-Corps, welche noch dazu nur halb
so zahlreich zu sein brauchen, wie in einem Defensiv-
System, und mit den beweglichen Landstreitern, die, wenn das
Land nicht bedroht ist, sehr verminder werden können, und
zu ihrer Ueberredung nur zwei bis drei Monate im Jahre
gebrauchen, wo sie, wie sich ganz von selbst versteht, unter-
halten werden müssen. Was die stehende Landstreite, Land-
sturm oder Municipal-Garde genannt, betrifft, so kostet sie
dem Publikum gar nichts, und der Gemeinde sehr wenig, da
die Aufgabe für Waffen und Ueberleitung einmal für alle-
mal gemacht wird, und sich in die Summe der Ueber-
stürgaben verliert. Allerdings würde es bei dem reinen
Defensiv-System nach der Kriegsschulen höheren und sic-
hereren Rang, der Gewalldienst, der Erziehungsanstal-
ten für Soldatenfinder, der Municipal-Widerlager u. s. m.
bedürfen; allein die Ausgaben für alle diese Einrichtungen
und Institutionen würden geringer sein, und der Unterhaltung
weniger Raum geben. Ein Volk, welches sich auf ein rein
Defensiv-System beschränkt, würde somach seine Chi-
ertheit bewahren, und diese um einen weit niedrigeren
Preis erwerben.

Und man glaube nur nicht, daß nur die duftere Sicherheit dabei gewinnen würde. Die innere rechte dadurch nicht weniger verschont werden; denn Empörungen werden nirgends mit besseren Erfolge unterdrückt, als da, wo es eine allgemein vertheilte Kraft giebt, welche für die Aufrechterhaltung der guten Ordnung bestreitig ist, während sie da unsichtlich sind, wo nur die physische Gewalt wirksam ist und Zanischaren für die öffentliche Ruhe einstehen sollen. Beispiele dieser Art bieten sich in so großer Menge vor, daß sie nicht angeschaut zu werden brauchen. Der einzige brauchbare Fall, wo die stärkste Landwehr unfehlig bleiben könnte für die Wahrung einer guten Polizei, würde dann eintreten, wenn, vermöge eines schlechten Verwaltungssystems, die Mehrzahl der Bürger dem Vortheil der Minorität aufgespielt würde. Dagegen schreint dem geistbeiträchtlichen Bericht in den letzten dreißig Jahren begegnet zu seyn, daß sich gendigt geschehen hat, seine Freiheit durch ein siegenden Herr im Jensein zu erhalten, und bleibe von einer Zeit zur andern zu verschaffen. Freilich, wenn eine Ordnung der Dinge, die im eignen Geschlecht der Bürger nicht taugt, verschönigt werden soll: so muß man zu Vertheidigern nicht kriegerisch gebrauchen, die keinen lebhafteren Wunsch haben, als den, daß diese Ordnung so schnell als möglich aufzuhören möge! Wird dagegen ein Land zu seinem wahren Vortheil regiert, so befinden sich die Urheber der Unruhen in einer so schmalen Minorität, daß die bloße Erscheinung von Bürgern, selbst ohne Waffen, hinreichend ist, sie der Öffentlichkeit zu unterwerfen.

Zu größtem Untheil würde man sich befinden, wenn man glauben möchte, ein Landwehr-System könnte dahin

wirkt, daß auf einer Gesellschaft ein Militärstaat werke. Wichtig liegt weniger in der Natur der Dinge bei dem ge-graduirtigen Staate der Zivilisation. Die gleiche Benennung „Militärstaat“ schließt eine Okkupation in sich, wosfern in der Organisation einer gegebenen Gesellschaft nicht alles auf Erwerbung berechnet ist. Seit dem Untergange der römi-schen Republik, d. h. seit etwa 2000 Jahren, hat es keinen Militär-Staat gegeben, der böse Bezeichnung verdient hätte. Was nun machte die römische Republik zu einem Militär-Staat? Nur der Umstand, daß alle ihre Bürger geheime Goldbrote waren, und daß die organische Entwicklung, von der Vertreibung der Könige an, sich jenem Umstände anstem-machte, damit die römische Gesellschaft nicht mit sich selbst im Widerspruch treten möchte. Die Hauptfache dabei war die Verwandlung der libenfähiglichen und fast erblichen Königtumrebe in ein jährliches Konsulat, weil man sonst Gefahr lief, von dem zum Kriegsführer notwendigem Ge-nie nicht unterdrückt zu werden. Was der gesellschaftlichen Organisation noch an Weßtätsigkeit fehlte, fand sich durch die Verwandlung ganz von selbst; hauptsächlich in der Schöpfung des Tribunat. Wo aber wider trocht in den mehreren Stämmen, die man als Militär-Stämmen bezeichnet hat, etwas Ähnliches auszutreffen gewesen? Selbst in den-jenigen, welche durch ihre ursprüngliche Karmath die erste Stütze zu Militär-Staaten hatten, war die erblieche Zivili-sationsordre, welche Benennung hier auch führen möchte, daß allerähnlich Hinderniß einer Entscheidung, welche dahin füh-ten könnte. Staat ist nicht zu langen, daß man in Zäh-len, wo man über das Wesen der gesellschaftlichen Ordnung nach wenig belehrt war, sich eingebildet hat, einem

Welt-Ortet dadurch schaum zu kann, daß man den Welt-Ort ebenan führt, und diesem alles unterordnet; allein, um von diesem Verthum zurückzufommen, hat es nur der Erfahrung bedurft, daß, während der Kaufmann, der Manufakturist, der Händlermann, der Künstler, der Handwerker u. s. w. herausgegangen, der Soldat nur verbraucht, und daß, wenn zwischen Herbringung und Verbrauch kein Verhältniß statt findet, sich alles in Gemuth und Eindruck auf löst. Man kann also mit Recht behaupten, daß die erbliebne Kürkündere das größte Hinderniß einer Verhandlung der Staaten in Welt-Orteten gewesen ist; sie ist es aber hauptsächlich dadurch geworden, daß sie, um ihrer Selbstverhältnung willen, nicht gestatten durften, daß die Herbringung kein Opfer des Verbrauchs wurde. Eine Nation von Soldaten kann, wie die Männer, nur durch Blaub bestehen: da sie nicht herausgegangen und nur verbrauchten kann, so muß sie diejenigen beraubten, welche herbringen; und wenn sie nun alles, was in ihrem Bereich steht, beraubt hat, so muß sie, wenn keine Verhältniß statt findet, sich selbst verschließen.

„Wie heißt, wer bei Deinem Glück bei Gefechten zu sterben.“

* * *

Sehr es sich mit dem Kriegs-Gleiten und mit den Schiff-Heeren anders verhalten, als mit den siebenen Herren?

Wir wollen schen.

Seid nun die übersreichen Kinder größrig gefangen sind, und die Geschritte der Schiffahrt die entgegenstehen Dritte

des Großteil durch den Handel in Bindung gebracht haben, bedrohen Europa's Überflutung die Meere mit ihren Raufahrern. Darauf

Ad hoc omnis perpeti

Genus humanum cum per seipsum nefas.

Man ist es ja vor die erste Pflicht des Staates, seine Bürger zu beschützen, und eben diese Pflicht berechtigt ihn, die Mittel zu erwerben, wodurch er seiner Beschützung die nötige Machtung zu geben vermöge; allein sollte dies nicht seine Gedanke haben? Diese läßt sich sogar sehr bestimmt angeben, wenn man sagt: keine Regierung sei verpflichtet, mit ihrem Wehrkraut allenthalben gegenwärtig zu sein, wo hin der Handelsgeist vorzügungen sie gut befindet. Wenn hingegen dies nicht, unter gewissen Umständen, eine Willkür aufzuwenden, um eines Gewissens vor jähr tausend Thalern zu sparen? Die Stadt ist seinen Bürgern nur dann seinen Wehrkraut schuldig, wenn das Völkerrecht an ihnen verlege wird. Was die andernzeitigen Gefahren betrifft, so ist es die Sache der Bürger, sich durch ihre Klugheit davor zu schützen, oder auch ihnen zu treuen, wenn der Beweggrund dazu stark genug ist.

Hinsichtlich der Möglichkeit einer Kriegsflotte zur Vertheidigung der Küsten, dürfte dasselbe gelten, was über einen Anfall zu Lande bemerkt werden ist: sind die Handelskraut so organisiert, daß sie sich schnell vereinigen können, und lebt eine Nation so sehr in Freiheit mit ihrer Regierung, daß sie ihre Einrichtungen liebt, so ist von einer Landung nur wenig zu befürchten. Ist nun der Feind verstreut so einzfältig, daß er ein Volk angreift, welches den Nachbarn die Vortheile eines freien Wechsels verhiebt, so wird er von

seiner Panzerung bei weitem mehr Verlust als Gewinn habe. Denn was könnte wohl das Ergebnis beschreiben seyn? Die Karte ist hier von zahlreichen Geschwadern, deren Besatztheile unermesslich Summen kosten, und nur wenige Jahre verhalten. Wie könnten solche Kriegsfahrschiffe eine Nation für den Handel vertheidigen, den sie verunsichern? Und es verhält es sich mit den Vertheidigungs-Brustpanzern, wie sie hergebracht sind auf zugleichlichem Panzeren einer langgestreckten Küste, als da sind: Toren, Batterien, Kanonen-Schuppen. Diese dienen zur Sicherheit, und haben ihre Nothwendigkeit in dem allgemeinen Ausbildungegrade, der noch nicht hinreicht, um die Gegenseitigkeit als die erste Bedingung des Handels zu erkennen.

Von allen Kriegen, die gegen den Handel gerichtet werden können, ist der Korsaren-Krieg der allerfurchtbare. Dieser aber wird am wenigsten durch Kriegsflotten abgewendet; denn jede Kraft will einen ihr entsprechenden Gegensand haben, wenn sie sich witham beweisen soll; ein Korsarenboot aber verhält sich zu einem Linienschiff, wie die Maus zum Elefanten. Der reine Kriegsfahrschiffen könnten dem Kriegsarm Abbruch thun. Um welchen Preis die britische Marine die Handelsfahrschiffe der Engländer erhalten hat, als sie zu Anfang des laufenden Jahrhunderts die Seemacht der Spanier, Franzosen und Dänen vernichtete, ist bereits ins Auge getreten, reicht sich aber im Bereichtheile der Zeit je mehr und mehr offenbaren. Und durchdurch wird man zu der Überzeugung gelangen, daß von allem, was direkt oder indirekt den Charakter der Gewalt hat, nichts zum Handel paßt. Selbst dem Korsaren-System wird man mit der Zeit entagen, und Veränderungen

gar Gott, selbst im Kriege, ohne sie streng verboten und abhören, als man bereit dazu gekommen ist, Überzügungen auf Landstraßen, wenn sie bei Landkriegen verlorenen, zu bestrafen. Korsaren bilden eine Klasse, welche den kriegsführenden Mächten wenig oder gar nicht einbringe. Dies ist erlaunt genug; allein man entschuldet den Korsar noch immer damit, daß man den Feind dadurch schwächt. Schon ist man sich denn aber nicht selbst dadurch? Was gibt einer kriegslustigen Regierung die Mittel zur Verstärkung ihrer ueberwesenden Macht? Wahrscheinlich nicht der Gewinn, den Einzelne durch Korsar machen, wohl aber die allgemeine Unzufriedenheit, von welcher der aufmüttige Verkehr den kleinesten Theil bildet.

Durch eine große Gewalt kann man sich um so leichter zu Gewalt richten, weil die Ausübung einer Macht bei weitem nicht den größten Theil der Ausgaben verursacht, die um ihrentwille gemacht werden müssen. Für eine Gewalt bedarf es auf allen Punkten der Erde der Zustützender, wo sie, nach erlittenen Unfällen, sich mit dem Menschenfeind vereinen kann, wenn sie zu ihrer Erhaltung bedarf. England, das seit Jahrhunderten durch seine Gewalt geübt will, sieht sich geneckt, auf Gibraltar, auf Malta, auf Coope und an den Küsten Afrikas, Afrika's und Amerika's Häfen zu besetzen, die ihm nicht bloß große Ausgaben verursachen, sondern es auch in alle Streitigkeiten verwickeln. Man sagt zwar, es werde durch seinen Handel entzündigt; allein wer getraut sich diese Entzündigung nachzuweisen? Und sollte es denn unmöglich sein, einen eintrüglichen Handel ohne Militär-Gepäck zu treiben? Brittanien hat man mir dem Edel in der Zwist zur Geschicht

gesucht, ob sei dann als Grobheit? Wenn England den gleichen macht, so röhrt dies daher, daß es Waren herstellt, welche den Verbrauchem derselben in allen Theilen der Erde gefallen. Englands Kanonen röhren dazu so viel als gar nichts, und dienen höchstens dazu, die Konkurrenz durch das Gefühl unveränderter Sicherheit abzuschrecken.

Die vollständiger die Natur des Handels erkannt wird, um so allgemeiner man ihn als das wirksamste Mittel der Vergesellschaftung achtet: brüderlichkeit treibt sich allein von ihm abhängen, was sein Wesen bisher verunstaltet hat. Die Freimaurer der Kolonien schließen die Zerstörung einer reichhaltigen Zweckmäßigkeit in sich. Ist nicht das ganze achtzehnte Jahrhundert unter Kämpfen verflossen, die keinen anderen Gegenstand hatten, als mehr oder minder ausschließenden Kolonial-Krieg? Wie haben jedoch diese Kämpfe gereicht? So, daß sich gegenwärtig verherrlichen läßt, daß unverjährte Jahrhunderte vorbe nicht ablaufen, ehe zwischen den Kolonien und ihrem Mutterlande Verhältnisse gesiftet zu haben, welche den seriesten Kriegsfeinde mit sich führen. Durch nichts ist dies Resultat so notwendig geworden, wie durch den Umstand, daß man bei der Unterwerfung Amerikas die Etagenwaren vernichtet und durch Europaersetzt hat. Dazu indien wird dem Charakter einer Kolonie am längsten beizuhören; und der Grund dieser Erstfeindung wird sein anderer seyn, als daß man nie im Staande gewesen ist, die zahlreiche Bevölkerung dieses weitausgelegten Landes zu vernichten, oder zur Annahme europäischer Sitten und Gewohnheiten zu bewegen. Bei dem Allen liegt die Freimaurer Ostindien nicht außer dem Bereich des Möglichen. Denn

selten für England über kurz oder lang Umstände eintraten, wodurch es verhindert würde, seine Herrschaft in so weiter Erweiterung Nachdruck zu geben: so würde dem jetzigen Gouverneur keine andere Wahl bleiben, als die Wände zu zerreißen, die ihn bisher an das Mutterland gefesselt haben, und eine National-Regierung einzuführen.

Ohne dies noch weiter zu verfolgen, wollen wir nur noch die Beurtheilung hinzufügen, daß von dem Augenblick an, wo die Natur des Handels vollständiger erkannt seyn wird, die Handels-Promotion die Macht gewonnen haben, als die verschiedensten Delegenten ihrer Missionen da zu sitzen. Werlich selten sie schon jetzt befür gelten, da sie die einzigen National-Agenten sind, die sich mehrheitlich nützlich machen.

Es kann nicht unsre Würde segn, irgend einen unverhüllten Schatten auf die hervorragten Gesandtschaften zu werfen; noch viel weniger kann es uns einfallen, die wahre Macht wachsenden Männer unter den Diplomaten herabgesteuigen. Allein würden die Untreue auf Beschlüsse der Gesandtschafts-Personale so häufig verlorenen, wie es in England, in Frankreich und allenthalben, wo es eine öffentliche Stimme giebt, geschieht, wenn die Möglichkeit des Aufmordens, der zu diesem Entzweck gemacht werden muß, sich vom Gefühl aufzudrängen? Die gesellschaftlichen Erstreuungen hängen unter sich recht inniger zusammen, als man gewöhnlich annimmt. Das Gesandtschaftswesen, so wie wir es bis vor Staude kennen, ist eine Hochbildung politischer Legaten, d. h. einer freilichen Institution, mit welcher man den Zweck verhauß, den Freuden des Reichsreichs möglichst zu erhalten. Unstreitig blieb die Friedens-Tendenz, als die

Gesandten der weltlichen Macht an die Stelle der Legaten fassen. Da sich jedoch ein verständliches Dogma-System für den Augenblick nicht wohl anders erüben läßt, als durch ein umfassendes Militär-System, welches den Angriff an die Entscheidung knüpft: so begreift man ohne Mühe, warum die Bestimmung der Gesandtschaften in den drei letzten Jahrhunderten nicht eine unabdingt friedliche gewesen könnte; denn möglich war dies nur mit einem reinen Defensiv-System. Daher kann die Erklärung, daß Gesandte, um sich gering und nachvorbildig zu machen, so oft den Krieg empfohlen haben. Die geheime Geschichte der Diplomaten ist voll von Zügen, welche dies beweisen. Um nur einen anzuführen, stellen wir an die Entstehung des Friedensvertrages erinnern, daß im Jahre 1736 zwischen Frankreich und Österreich zu Stande kam und den siebenjährigen Krieg beendigte. Friedrich der Zweite hatte sich ein schneidendes Urtheil über die Personen des Kardinalen Bernis erwandt^{*)}; Frankreichs Gesandter am preußischen Hofe aber glaubte sich um seinen Minister des Altenmärkigen (denselben Kardinal Bernis) ein Vertragsfest zu erwerben, wenn er ihn mit diesem Urtheil bekannt mache. Er vergaß, daß Schauspieler sehr empfindlich sind. Doch ist dies vielleicht zu viel gefragt. Bernus, der Kardinal Bernis, um sich an dem König von Preußen zu rächen, schloß ein Bündniß mit Österreich, wovon die Folge war, daß die Franzosen bei Wößbach eine unvergessliche Niederlage erlitten, während ihr Kriegsgeist nicht weniger mit Flammen brachte, als eines Kriegs mit Preußen, wovon sie nur der Sache Österreichs diensten.

^{*)} Dies Urtheil steht in den Werken aufgezeichnet:
Evangelie de Bernis la vie et les actions.

Gibt es, so könnte man fragen, überhaupt ein Mittel, den Frieden zu erhalten?

Gewiß gibt es ein solches; allein seine Weisheit ist abgeschlossen: 1) in der Gerechtigkeit gegen Unschuldige; 2) in der Enthaltung von allen Versuchern, ihnen eine andere Politik aufzutragen, als gerade die ihrige ist; 3) in Einrichtungen, wodurch man dem Angriff entgeht, und sich auf eine friedliche Verteidigung beschränkt. Einverstanden über dieses Mittel, haben Europa's Staaten nichts von einander zu befürchten; und kommt es hin, daß die schmalen Hrete bis zu einem solchen Grade verminder werden, daß davon nicht mehr übrig bleibt, als was zur Verteidigung unumgänglich nöthig ist: so reicht sich zeigen, ob festhafte Geländeschaften noch länger als nothwendig verhindern werden können. Die Zeit gibt und nimmt; sie zieht und nimmt; aber immer nur nach Maßgabe veränderter Verhältnisse, und was Individuum in dieser Hinsicht begegnet, das begegnet auch Nationen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen

über

die Möglichkeit einer vollkommenen Han- delsfreiheit ^{*)}).

Schon seit einigen Jahren bestehen Zollvereinige zwischen Preußen und einigen deutschen Bundesstaaten im Nord- und Mittel-Deutschland. Waldauß sind auch süddeutsche Staaten: Bayern und Württemberg, diesem Vereine beigetreten, und die Regierungen anderer deutschen Länder sollen

^{*)} Die nachfolgenden Betrachtungen sind dem Herausgeber und den Süddeutschen Alpen geäusserst werden.

Ueberfangen will er hiermit befreien, daß, seit länger Zeit, eine freie Ueberfahrt so viele Bergwerke verunsichert hat, wie viele. Er ist nämlich stolz auf ein Werkzeug, von welchem die Erde einer freien Handelszonen nicht ausgezogen ist; und dabei erkennt er es sich als ein bestreites Werkzeug an, nicht Erde eine solche Entwicklung gegeben zu haben, daß für bestehende Herrschaften in so großer Allgemeinheit eingerichtet hat, daß ihm, von den Süddeutschen Alpen her, ein Echo zu Schul gesprochen ist, wie das hier mitgetheilt.

Da eine Erde mit Alten gelegt, dann handelt es sich auch um ihre Verschaffung. Die in der Regel mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist. Diese Verschaffung nun ist eine Ausdehnung — nicht der Theoretiker, sondern der Praktiker. Hoffentlich wird der außerordentliche Lehrer in dem Verfasser der Betrachtungen der Praktiker nicht vermissen. Wir selbst enthalten uns jedoch Urtheile über das Theoretische freilich Ueberzeugt, und begegnen und kann, freiem Theoretik anzuhängen, welcher nicht wohl ein schweres Kopf kann, als daß bei einem angefangene Werk durch Ueberlegen vollendet werden möge.

sich erstaunlich damit beschäftigen, die angemessenste Art für den Handel ebenfalls auszumitteln.

Ohne auf die Erfolge dieser Versuche einzugehen, wovon die Erfahrung am besten entscheiden wird: immer sind dieselben der verdienstliche Beweis von dem Erfolg, den Handel von seinen Beschränkungen zu entheben, und den nachteiligen Verhältnissen unter den Nationen wieder herzustellen, der allen nur möglich seyn kann. Mit einem Worte: die Staatsmänner einiger Staaten haben fähig angelaufen, daß die berühmtesten Staatswirtschaftslehrer über den freien Handel gesagt und ausgetragen haben.

Wenig Wahrheit aber auch über die Vorteile eines freien Handels gesagt und geschrieben werden ist, so haben doch die Regierungen von dem einmal eingeführten Zollsystem und dem wichtigen Grunde nicht absehen können, teil durch die Abschaffung der Zölle ein großer Theil der Einnahmen ihnen entgangen wäre, ohne daß für irgend einen Erfolg zu haben: abgesehen von der Gefahr, die umgehenden Mengen der Monopolisten und der Zollbeamten, die durch eine solche Reform zu verschonen glauben, und daher natürliche Widersacher dieser weisen Maßordnung sind.

Heute also die Staatswirtschaftslehrer darauf bedacht, mit ihrer Lehrer vom freien Handel den Regierungen gleich eine neue, einfache, und dabei vornehmlich nicht minder ergiebige Besteuerungsmethode vorzuschlagen, so ist kein Zweifel, daß die neuen Zollverträge (deren Wirkungkeit und Nutzen noch sehr problematisch sind) nie nötig gewesen wären.

Das Mittel für die Handelsfreiheit besteht in einer neuen Besteuerungsmethode, die aber neben der Voraussetzung daß

für die Staatsfinanzen selbstständiger Urfall für den Betrag gefunden werden muß, noch andere wichtige Eigenschaften verlangen soll, nämlich: Sicherheit der Haftbarkeit, und leichterer, folglich angenehmerer Beobachtungsort.

Es ist ausgemachte Wahrheit, daß keine Regierung ohne Steuern bestehen kann. Das Steuern leistet; es müssen also die Mittel für die Verbreitung der Kosten gefunden werden. Es handelt sich dannach im Staatshaushalte, wie Leibniz es weiß, einer Seite: die Administrations-Rohr so gering als möglich ausfallen zu machen (in hoger Analyse die Grundursache und Quodammodo der Unruhe und der Unzufriedenungen gegenwärtiger Zeit); — und anderer Seite: die gewöhnlichsten und bequemsten Mittel zur Verbreitung der Verwaltungskosten herbeizuschaffen. Da man mit aller Geschicklichkeit der Gießkunst es doch nicht weiter bringen kann, als den wirklichen Überschuß, nach Abzug der unumgänglich nötigen Ausgaben, zu besteuern: so ist es klar, daß man nur da nehmen kann und soll, wo etwas ist, indem die Steuern auf wirklich haubarer Gegenstände, das ist, auf das Einfemmen gelegt wird; welches zweck heißt, als: die Steuern beruhen auf dem Reichtum der Nation.

Um billig zu besteuern, ist die genaue Kenntniß des National-Reichtums nötig. Er ist nämlich nicht anders, als der Wert der gesammten Natur- und Kunst-Gebäude der Nation; dessen Größe aber nach Zeit und Umfahden, nach dem größeren und geringeren Bedarf und Verbrauch bestimmt, wählt und führt, daher auch Größe und Menge sehr relativ ist, indem alles, was über den Bedarf steigt wird, durch den Mangel an Würde sinkt.

Wertb verliert. Daher fallen Grund und Boden mit den darauf lebenden Menschen und Thieren das Stamm-Kapital vor.

Um daher zu wissen, wie hoch sich der Reichthum einer Nation braucht, ist eine Berechnung der Quantitäten der Bedürfnisse der Einwohner und des Wertes derselben notwendig; weraus beim Vergleich der Bedürfnisse mit den Produkten erschlichlich wird, in welchem Anteile Überschuss oder Mangel statt findet. Damit will ich doch schweigend auf Aktiv- und Passiv-Handel, oder sogenannte Handelsbilanz hindeuten. Nach meinen Einschätzungen sind diese nur eine Zerstreuung. Jede Nation lebt nur von ihren Produkten, und kann nicht mehr aufgeben, als sie einnimmt, d. h. als sie producirt; sie hat also ein Recht, andere Ereignisse (Werte) gegen die unverhältnissmässig eignen zu tauschen.

Der berühmte Adam Smith berechnet in seinen Untersuchungen über den National-Reichthum, im Durchschnitt von reich und arm, gross und klein, den Wert der Bedürfnisse eines Menschen auf 300 Livres tournois jährlich, oder beinahe 120 Gulden (s. 20 Guldenfuß *); weraus folgt, daß die Bedürfnisse einer Bevölkerung von 20 Millionen Menschen den Wert von 2400 Millionen Gulden haben müssen. Diese Summe kann jedoch nicht ganz als reiner Ertrag betrachtet werden; sie steht den Brutto-Ertrag vor, von welchem die Herauflagen, oder die Produktions-Kosten abzuschlagen sind.

VII

*) Der gesetzliche Zugleich und die Erhaltungsbahn eines einzelnen Geldes kann leicht beobachtet werden.

In der Landwirthschaft redet man ein Dritthell des Getrages auf Agricultur-Zofra. Wir wollen ein Gleiches rätschlich des Gesamtkonsenses der Nation thun, welche dennoch nur 1600 Millionen Gulden erweckt. Der Kirche können der Besitzung untreig, wenn wir die Mittel zur Verstreitung der Administrationslasten aussuchen; und da erfordert dann zugleich die Frage über die zu bestimmenden Gegenstände, und das Verhältniß der Quoten von jedem derselben.

Endlich nun sagt in dieser Vergleichung: Jede Steuer muß nach folgenden vier Hauptgrundsätzen erfolgen:

1) Die Unterthanen sind schuldig, zur Unterhaltung der Regierung beizutragen, und zwar ein jeder so viel möglich in einem richtigen Verhältnisse zu seinem Vermögen, oder, was eins ist, zu seines Einkünften.

2) Der Steuerbetrag, den jeder zu zahlen gehabt ist, muß bestimmt und sicher, nicht willkürliche seyn.

3) Jede Steuer muß so berechnet und angelegt seyn, daß dem Volke so wenig Druck als möglich über den wahren Bedarf abgenommen, und dieser zugleich so wenig als möglich aus der Circulation gehabt werde.

4) Jede Steuer muß in dem günstigsten Punkt, und auf jene Art erhoben werden, die für Kontribuenten die bequemste scheint.

Wir Gestaltung dieser rätseligen Grundsätzetheilen wir folgende Betrachtungen und Verschläge mit.

Verteilung und Eintheilung der Steuern.

Zwei Hauptklassen: direkte und indirekte. Die ersten treffen die Einkünfte unmittelbar, die entweder von Dr. Schmidh. f. D. XXXV. S. 34 dgl.

unbefuglichen oder beweglichen Kapitalien, oder von irgend einer Industrie aufzuerben. Sie können also in eine Grundsteuer (Bodensteuer), eine Viehsteuer und eine Industriale-Steuer eingeteilt werden; welche letztere sich in eine Personalsteuer ausbilden, da dieselbe auf den arbeitenden Individuen lastet. Die zweiten (indirekten Steuern) wirken unmittelbar auf den Konsumenten irgend einer bestimmten Ware, oder eines Dienstes. Sie umfassen:

- 1) Schmied- und Registrierungs-Zölle;
- 2) Zölle auf die schweren Frachtwagen, — als eine Durchfahrtsteuer; und Strafzölle auf die leichten Fuhrwerke, welche nach meiner Meinung nur Zuländer bei dem Eintritte in das Land, nach dem Verhältniß der Distanzen, entrichten sollen;
- 3) Staatsregalium, d. i. Salz, Zebud, Pestgesälle, &c.

Dem Bodensteuer.

Eine der ergiebigsten und sichersten Steuern ist in den meisten Staaten der Bodensteuer. Überleglich ist Verhältniß ist dabei, daß er nach einem richtigen Verhältniß angelegt, d. i. daß ein richtiger Zollzettel versagt sei, der wahrer beständig in Erfahrung und Erden, erhalten werden muß.

Mit dieser Auskunfts, welche eine der wissenschaftlichsten und sichersten ist, wird eine Hauptgrundlage für die allgemeine und freie Reisefahrt gelegt, weil durch dieselbe der Adel, das bestreben, die Sicherheit des Eigentums durch die Durch- und Friedfahrt der Sicherheit des Eigentums ungewis erhöht, und die Erzeugung der öffentlichen Kosten erleichtert wird.

mit Nachweis bei Anfang einer richtigen Katastrophe, und der Erfolglosigkeit eines wohlgeordneten Bodenvertrags, bei einer sehr mäßigen Anlage von 10 Prozent vom reinen Ertrag, werden in der Folge unsreres Betriebs durch praktische Berechnungen gegeben werden, welche auf nachfolgenden Beobachtungen beruhen.

Unser als Beispiel angesetzter Staat hat 10,000 Quadratmeilen Flächengehalt, mit einer Verdichtung von 20 Millionen Menschen. Nehmen wir nun an, daß die Oberfläche des Landes, wegen Gebirgen und anderen Beschaffenheiten, völlig öde und unwirtschaftbar seien, so bleibt noch 7000 Quadratmeilen, oder 70,000,000 Zehn fußsichiger, fruchtbaren Landes.

Um die angemessene Summe für diesen Boden zu finden, muß dessen Ertrag (besser Ertragsfähigkeit) berechnet werden. — Nur lehrt die Erfahrung in der Landwirtschaft, daß auch ein mittelmäßiger, gehörig bearbeiteter Boden den fünf- und sechsfachen Saamen liefert. Wenn also die Aussaat 2 Weizen pr. Zehn in der Regel ist, so ergeben 10 Weizen pr. Zehn gern, und sinken werden, nach dem Prozeß von 2 Hl. pr. Woche, 20 Hl. abwärts. Schlägt man von diesem Betrag 50 Prozent als Agrikulturstoß ab, so reduziert sich der reine Ertrag von einem Zehn auf 10 Gulden, welches auch in der That der gewöhnliche Zehn-Schilling bei Verpachtung der Ländereien ist. Um jedoch noch sicherer in der Schätzung des reinen Boden-Ertrags zuvergessen, schlage ich nach $\frac{1}{2}$ von dem obigen Ertrag ab, und setze also den Nettoertrag von einem Zehn auf 8 Gulden herab. Multipliziert man damit die Zahl von 70 Millionen Zehn unbarem Boden, so erreicht

ist ein Wein-Getrag von 500 Millionen Gulden, wenn der Zinssatz à 10 Prozent, 50 Millionen Gulden beträgt *).

*) Wenn dieser Steuerbetrag, à 10 Prozent vom Getragswert, durch die Zölle bei Wein eingedeckt werden sollte, so würde sich der Zölleinsatz von einem Zoll Tamb. à 1000 Quadratmeilen, im allgemeinen Durchschnitt auf den mittigen Getrag von 45 Tr. erhöhen. Zum beobachteten Durchschnitt, mit höherer Sicherheit auf die Bevölkerungszählungen, aber unzureichend auf die Zölle bei Wein, würde sich (vermehrt in den Zählern bei gewöhnlichen Zöllen) der arbeitsfähige Tamb. in drei Haupt-Abstergesetzungen, nämlich: Wein-, Frucht- und Fleisch-, dann Woll- und Tamb. eintheilen lassen; müssen das erste à das zweite & und das zweite & der Oberfläche enthalten würden; in welchem Falle die erste Abstergung mit 1 Tr., die zweite mit 1 Tr. 45 Tr., die dritte mit 6 Tr. pro Tamb. zu belasten wären.

Die erste dieser beiden Veranlassungen gründet sich auf das Bedürfnis bei Unterhaltung der angestammten Bevölkerung und bei der wichtigen natürlichen Handthier, die andere hingegen auf den Wert der Produkte, welche der Tamb. liefert. Wenn da man auf der Erfahrung weiß, daß bei Weinbau im mitteljährigen Tamb. sich einflußreicht, daß man von einem Zoll Weinberg von 3 bis 20 Prozent Wein erhält, und von einem Zoll Wollbau im Durchschnitt 1½ Pfund pro Hect. annehmen werden; so findet man durch die Berechnung der angelegten Wirklichkeit der Salzergesetzungen, da sich auch bei wichtiger Berechnung auf bestimmten Tamb. ergeben, wie wir gleich sehen werden.

Die Statistik des Großherzogs von Baden vom Jahre 1850, von dem damaligen königlichen Statthalter, gibt nach den im Wiener Frieden vom Jahre 1848 getroffenen königlichen Abredungen nach folgende Daten: Oberfläche 10,000 □ Wein; Bevölkerung 20 Millionen Menschen; Wohlstand 14 Millionen Pferde und 5 Millionen Schafe und 300000 Ziegenzücht. 12 Millionen Pferde und 4 Millionen Schafe, die übrlich verzeichnet werden. Das Geträpzig auf dem Weinbergdiele liegt der Verfasser auf 105 Millionen Gulden Geträpzig und Geträpzig, 20 Millionen Liter Wein und 7 bis 8 Millionen Pfund pro Hect. an. — Wenn nun, in Übereinstimmung mit den Zählungen, à der Oberfläche 40 königlicher angezähmten werden, so ergibt sich nach der Werte des Geträpzig, daß à der

So bedeutsam auch die bewährte Summe der Grundsteuer sich berücksichtigt, so erhebt doch, daß diese alleinige Steuer zur Deckung der Staatsaufgaben eines so großen Staates, wie der angenannte, nicht hinreichend kann. Neben dieser erfordern Billigkeit und Weisheit, daß die Grundsteuer nicht zu sehr erhöht werde, damit einerseits die Güterbesitzer nicht die ganze Last allein tragen, und andererseits die Preise der ersten und nachwendigsten Bedürfnisse doch stets nicht zu sehr in die Höhe getrieben werden. Es müssen daher noch andere Intraden abgemittelt werden, die sich bei genauer Untersuchung anderer Zählte der Produktion ganz leicht finden lassen.

Steuern der Industriezweige.

Um daß möglichst zur Deckung der Staatsaufgaben einzutragen, sei man um so mehr auf den Gedanken der sogenannten indirekten Steuern, als dadurch auch die privilegiertesten Klassen der Staatsbürgers in die Besteuerung gezwungen werden können.

Wir lieben indirekten Steuern weil man aber in ein neues, wenn auch nicht gleich in die Augen fallendes Uebel, welches in dem Verhältniß redet, wenn man zur Deckung der Staatsaufgaben diese indirekten Steuern zu erhöhen gezwungen ist, indem sie auf den Preis der ersten Lebensbedürfnisse und anderer reicher Produkte, folglich auf den Ueberbau, noch nachtheiliger als die Grundsteuer einwirken. Durch dieselben wird:

Obersicht: Wiss. + kann Brach- und Wirt., und § 7. Abs. 1. und 2. folgt müssen.

1.) Der Verzehr (Konsum), wegen der Vertheilung der Mittel, vermindert.

2.) Werden alle Kunst- und Manufaktur-Erzeugnisse, deren der Säuberan und die Handwerke benötigen, ebenfalls verbraucht.

3.) Der Wertvoll der Konkurrenz, der Käufer auf dem Markt wird ganz aufgehoben, indem die Geschäftsräte der Gräde ihre Einflüsse an reichen Produkten nur in höchst nötigen Quantitäten, und nur nach der Wahrscheinlichkeit eines baldigen Absatzes, machen können, die Handwerke aber, auf daß Unmöglich eines Absatzes, bei den einzelnen Konsum-, Straß-, und anderen Städten, nicht so leicht verlaufen können, ihre Verluste in die Gedrte zu führen.

4.) Geht sich der Staat selbst in die Lage, daß er für seine eigenen Haushalt nicht braucht, indem alle seine Beamten und das Kriegsheer, welche größtenteils in den Städten und geschlossenen Dörfern sich befinden, mehr Kosten erhalten müssen, als sie unter andern Verhältnissen brauchen würden; meßurh also die Kosten der Steuerpflichtigen vermehrt sind.

Dießen Gedanken in dem Staatssachen abzuheben, und behri doch auch daß so nötige Gleichgewicht zwischen den Staatsausgaben und Einnahmen, ohne Erhöhung des Heeresgeins, so wie auch ein gerechtes Verhältniß in der Vertheilung selbst, zu erhalten, ist es nothwendig, den andern Theil des Nationalvermögens, nämlich das Mobilien-Kapital und die Industrie der Gewehre, im gleichmäßigen Verhältniß, wie den Boden, zu bestimmen. Dieses Mobilien-Kapital besteht in den verschiedenen Haushaltern. —

Die Menschen sind durch ihre Intelligenz und großen

Umlagen die Grundlage jeder Produktion und jedem Gewinn. Die Theile sind zum Theil zur Arbeit, zum Theil zum Lebensunterhalt des Menschen und zur Verfütterung der Produktion bestimmt. Ihre Erzielung bringt eben so einen Gewinn, wie die Arbeit und die Anstrengungen der Menschen. Der Nutzen, oder, genauer zu sprechen, dieses Ertrags, unterliegt natürlich der Veränderung, eben so, wie das Vermögen des Bodens oder unbeweglichen Kapitals, und zwar unter dem gleichen Grunde, und allein dem reichen Ertrag, welcher sehr leicht auf dem Taglohn berechnet werden kann, wenn man nur in genauer Kenntniß der Bevölkerungsmöglichkeiten Individuen und des Wochendurchschnitts ist, welche durch die jährlich vergrößernenden Konkurrenzien am besten erfasst und erwartet erhalten werden kann.

Stecht man 5 Individuen auf eine Familie, wie es gewöhnlich geschieht, so sind, in einem Staate von 20 Millionen Einwohnern, 4 Millionen Familien, bzw. Hütter, nach dem Taglohn pr. 20 Fr. täglich in einem Jahre einen Ertrag von 487 Millionen Gulden machen, und nach einer 10prozentigen Zulage, — nach vorher gewachsener Abschlags von 30 Prozent über 146 Millionen Gulden für verlorene Läge und einige nochmehrige Verluste, — 34,7 Millionen Gulden als Personal- oder Industrialfonds entrichten können *).

*) Es ist möglich, daß man gegen die Bevölkerungsmöglichkeiten der einzelnen Städte mehr nimmt, und zwar, daß die Städte mit den Städten gleich gehalten sind, was ungern steht, — und daß die Städte zu stark ist.

Die Qualität soll nicht geprüft werden. Die unzulässige Würzung der neuen Bevölkerungsmöglichkeiten kann freie Arbeit freie, als daß alle Dienste, die ein Individuum den andern, und der Mensch dem

Von der Wochensatz.

Hier kommt es vor allem darauf an, die Menge des Wochens auszumitteln, welche ohne statischen Datum gewisse Schwierigkeiten bereitet.

Wochens trifft, thun wir werden. Der Wochens wird seiner Dienstzeit, der Kaufmann dem Geschäftsjahr, der Fabrikant seinem Arbeitstag, jede Personalkommission nicht ganz, doch zum Theil erachtet, weil nur unter dieser Bedingung die Wochens in ihre Dienste eindringen werden.

Was aber die Größe der Wochens betrifft, so schreibt sich bei dem Vergleich der Gewerbeblätter nach der beobachteten, mit der neuen Wochens gegebenen, und der Zensuressatze nach den letzten Statistiken, die gegenwärtig auf ihn fallen, nichts bestimmt, als daß die nach der ehrigen Berechnung entfallenden 8 St. Dagen 360 Tage 1.200 Kr. geben 120 Gulden Verlust; davon 4 abgezogen, bleiben 96 Gulden ein, wenn die Wochensatz 8 St. macht. Dieser Verlust der Personalkommission wird sich nach ehrlicher, vielleicht um die Hälfte, bei der gewöhnlichen Vertheilung vermindern, indem die Zahl derjenigen Fabrikanten, die dieser Verlustung unterworfen seyn können, genügt die beobachtete von der angemessenen seyn wird, und in beiden Fällen ist die Wochens 4 St. jährlich ca. 1000, oder 20 Kr. mehrwertig, und nicht ja wie 10, wenn die Gewerbeblätter andere Wahlen erlaufen werden, wie es diese neue Verlustungsmöglichkeit mit sich bringt. Wenn dann überhaupt mit Gewissheit behauptet wird, daß die Wochensatz für Deutschland fest (Mai 1828), darf man bei der Personalkommission nichts in Abzug bringen sollte, was es jetzt allgemein angesetzte ist. Die Bestimmung besagt, daß die Gewerbeblätter nach dem bisgeschäftigen Verhältniß bezahlen darf über mögl. ist an sich übereinstimmend und deshalb willkürlich. Wenn beispielsweise, daß der Gewerbeblätter für sich und die Einzigen wirklich bezahlt, sich ohne Übereinstimmung bezahlen müßt, von jenen beiden Wiesoformen freier abzugrenzen werden soll, so mögl. ist der großen Wahrheit der Gewerbeblätter, sehr wenig oder gar nicht zu Bedenken kommen; wenn genügt vernehmen die ersten Wiesoformen allein, daß sie verbauen, ohne daß man sie bei Wiesoformen beobachtigen kann. Das aber ist eben das Ergebniss der Rechnung, daß für den Schutz im Bereich des Gewerbeblätter ein Zehntel des letzten abgezogen werden mögl.

Nach einer statistischen Angabe über die Viehzucht im peruanischen Staate vom Jahre 1825 (in der außerordentlichen Druckerei der allgemeinen Zeitung No. 34. vom Jahr 1827) kommen auf eine Quadratmeile 284 Pferde, davon 45 Hühn., — und 871 Ochsen, Rübe und Jung-Wieb, davon jedoch nur 12 Etiere und Ochsen. — Auf dem Lande von 10,000 □ Meilen würden demnach 2,227,000 Pferde und 2,900,000 Etiere und Ochsen vorhanden seyn, welche für Arbeit geeignet wären. — Die Angaben des Geheimen von Richtersystem, die oben in der Übersicht der Produkte aufgeführt sind, schreien also gewißlich genau zu seyn, und wir werden, ohne Ueberzählig zu schämen, und mit der Übereinstimmung, die unter als über der wahren Zahl der arbeitsfähigen Viehzucht zu kritisieren, annehmen können, daß von den in der Übersicht angegebenen 5 Millionen Stück Mindestens noch drei Millionen Ochsen, und von den 14 Millionen Pferden, eine Million für Arbeit (für den Zug oder zum Tragen) gebraucht werden.

Wenn man der Zusage von einem Paar Ochsen auf zwei, und von einem Paar Pferden auf drei Gulden annehmen wird (und so ist es in den meisten Ländern); so ergiebt sich folgendes Ertragniß von dem Milliarde-Kapital:

Die 3 Millionen Ochsen verdienen nach der obigen Annahme	1095 Mill. Gul.
1 Million Pferde do.	547½ . . .
	Total 1642½ Mill. Gul.

Dieser Betrag gehört nicht zu den ersten Bedürfnissen eines Staates-Herren, und er muß sich so einrichten, daß er nicht Mängel zu befürchten hat.

Von dieser Summe wollen wir 60 Prozent für Umlaufszeit der Erhaltung, Abschaffung und Abauung des Kapitals, dann verlorene Lage abziehen *), mit 954½ Millionen Gulden; füglich beträgt der reine Gewinn 654½ Millionen Gulden, welche nach einer 10 prozentigen Anlage eines 65½ Millionen Gulden abweisen würden.

Der reine Gewinn fiele dann nach auf 146 Gulden von einem Pferde jährlich aus, wenn die 10 prozentige Steuer von dem ersten 14 Gl. 36 Kr., den letzten aber 22 Gl., also im Durchschnitt 18 Gl. 18 Kr. jährlich betrügen würde, welches ein äußerst möglicher Steuerbetrag ist, wenn man den gegenwärtigen Strafen- und Konsumo-Zoll dagegen hält: Fälle, welche daher wegen der damit verbundenen Unzulänglichkeiten und Unzulänglichkeiten abgeschafft werden sollen.

Die Vergleichbarkeit der neuen Wiederversteuerung zeigt sich auch auf eine auffallende Art bei Vergleichung der Steuerbeträge, und bei Behandlung der Rentenbauer. Nach der gegenwärtigen Besteuerung im Querriens-System zahlt der Landwirth, so wie überhaupt jeder, der Wiede bezahlt, bei jeder Queriere im Durchschnitt 30 Kr. pr. Guldf. — Der Landwirth, der zu Wiede fähig, zahlt wenigstens 2 Gul-

*) Die 60 Prozent Abzug berechnet sich wie folgt:	
Die Summe der aufgelegten Rentabilität zu 100 Gl. im Durchschnitt zw. Pferd und Ochse.	5 Gl.
Erhaltungsfohren à 20 Kr. täglich dazu	122
Abauung des Kapitals à	29
Urechte Lage eines Gl.	75
Gesamtige Verzehrungen für Verwaltungskosten und deren Abauung.	29
<hr/> Gesamtsumme eines Gl.	242 Gl.

thieren, und zieht demnach 6 Kr. für jedes Stück, kann eben so viel im Rückweg, mitin 12 Kr. jeden Wechenmarst. — Wenn man nun seine soustigen Fahrten in Unfahrig bringt, so kann man nicht weniger ausdrücken, als daß derkißle Sandmann, so wie jüret andere Besitzer von Wäsch, gewisst in der Woche die Barrieren zu passiren haben werde, wodurch seine Wochentaxe auf 24 Kr. wöchentlich, und auf 20 Gl. 48 Kr. jährlich sich erhöhen wird. Der Unterschied zwischen den Steuerbeiträgen nach der alten und neuen Methode belaufft sich auf 2 Gl. 30 Kr. zum Vorteil der Steuerpflichtigen.

Man sieht demnach, daß die neue Besteuerung nicht allein für die Rentierbürger eine Erleichterung von 2 Gl. 30 Kr. gewähre, sondern auch den Vorteil grösster Bequemlichkeit in der Ausübung für sich habe, und zwar, sowohl in Hinsicht der Erhebung, als der Bezahlung. — Es ist übrigens eintrüthetlich, daß die Steuer von Zugriff und Zugthüren sich noch nicht verteilen läßt, teuren auch das übrige Queen- und Vorfrühstück mäßig besteuert würde, ohne eine grössere Summe im Ganzen zu verlangen, wodurch auch einer möglichen Weminderung des Zugriffes vorgebengt wird.

Rech ein Einwurf, den man zu machen verläßt sepa-
riert, ist: daß das Wach, als fundus instructus bei der
Sandwirthschaft nicht besteuert werden soll, weil es einen
integrierten Theil derkißt ausmacht, ohne welchen die
Sandwirthschaft nicht bestehen kann. Hierauf ist zu erwie-
ben, daß so richtig der letzte Theil dieses Satzes ist, so wo-
nig dies mit dem ersten Theil der Sache sei. Dies erhebt auf
der Natur der Sandwirthschaft. Die Güterbesitzer benötigen

ihrem Grund und Boden auf zweierlei Art: sie bewirthschaften ihn entweder selbst, oder sie geben ihn in Pacht, und zwar, im letzten Falle, auf zweierlei Art: Erbpacht, Pacht mit und Pacht ohne fundo instructio. Für jede dieser drei Pachtungen ist der Pachtshilling verschieden. Bei dem Erbpachten läßt sich der Grundherr den ganzen fundo instructum bejahen, und übereignet den Grund dem Pächter gegen einen angemessenen Pachtshilling, der jenem der Pachtung ohne fundo instructio jenerlich gleich kommen dürfe. Nun ist aber der Unterschied des Pachtshillings mit dem fundo instructo gegen jenen ohne denselben, bei 40 bis 50 Prozent; folglich ein klarer Betrieß, daß das auf den Gütern beständliche Wirk einen abgesonderten Nutzen giebt, der beinahe dem reinen Nutzen des Grundes gleich kommt; es ist ein von Grund und Boden ganz abgesondertes, steuereingrades Kapital (verhüllendes Kapital). Wenn nun die Güterbesitzer ihre Güter selbst bewirthschaften, so haben sie als Eigentümer den Bodenwert zu zahlen, und werden in Hinsicht der Besteuerung ihres Besitzes gleichsam als Pächter behandelt, die mittelst dieses Kapitals ein anderseitiges Einkommen haben, von dem sie die verhältnismäßige Steuer entrichten. — Auch ist dieser Gewinn ebenfalls in der jetzigen Besteuerung ganz billigerweise in Aussicht, wenn gleich der Name der Güter verschieden ist; denn für den Rentenbauer ist's ganz einerlei, ob er seine Gütern für das Wirk in seinem Besitz unter dem Titel Weggelb, oder unter jenem der Mobilienkapital-Steuer entrichtet. Der reichste Grund, der die Besteuerung des Wirkes rechtfertigt, ist aber, daß bei der Besteuerung des

Gebend die Steuern zu einem Erfolg abgründen sind.

Zu diesen direkten Steuern vom reinen Ertrag der unbetriebslichen und betriebslichen Kapitalien sind die meistens indirekten, besonders die Konsum- und Straßen-Zölle, zu halten, indem jeder Produzent sich durch die Erhöhung des Preises seiner Produkte zu entschädigen sucht. So zahlt der Stadtbewohner den Konsum-Zoll schon durch die Erhöhung des Preises der ersten Maßnahm- und Verbindungs-Zölle, und der Landbewohner zahlt seinen Theil am Konsum-Zoll, indem er die verschiedenen Manufaktur-Zölle auf gleicher Ursache auch höher bezahlen muß. Dieser Zoll zu besteuern ist meines Erachtens viel billiger, als die allgemein bestehenden Zölle und andere Zölle, weil sie die Steuern auf die Allgemeine verteilen, und dabei ergiebiger sind, und weil die Erhebungszölle und die Zentrale sehr unbedeutend sind, um Unterschleiß beizuhelfen unmöglich ist; welchen wesentlichen Wüngeln alle indirekten Steuern mehr oder weniger unterliegen, und daher ungerecht, ungerecht, ungerecht und dannmal lärem werden. Ich sage unzweckmäßig, weil die Zentrale schweig ist, und eine große Zahl von Beamten erfordert wird, wodurch ein sehr großer Theil der Einnahme für die Administration des Zweiges aufgeht, wogegen bei der direkten Besteuerung die Einnahme durch den gewöhnlichen Steuerinhaber, und die Zentrale durch die Kontraktion sehr gut geschickt; — ungerecht, weil die Produzenten oder die Dienstleute eines Zöls, von welchen Verluste eine Steuer entrichtet werden, unzureichend, also beppelt, besteuert werden; — ungerecht, wogegen die

unglücklichen Verhandlung der Stadt- und der Land-Bewohner; — Demoralisirend endlich, weil Schändlichkeit und Unrechtschafft erzeugt, und durch die vielen, zu der Einhebung der indirekten Steuern möglichen Interessen, besonders an Waischern, ein Heer von Wüßtagängern gebildet wird, die, anstatt mit ihrem Händen ihr jährliches Bedürfniß zu gewinnen, dem Allgemeinen gut fressen ^{*)}). Ein anderer wichtiger Vortheil dieser Steuererungsmethode ist die Früchtigkeit, womit die Finanzerverwaltung, nach Erfüllbarkeit der Umstände und im Verhältniß der guten und schlechten Jahre über einer Handvollleiste, dem laufenden Theile des Volkes die Lasten auf eine gerechte Art zu leichten, und dem durch die Umstände begünstigten alten Nachtheil bermuthen könnte.

Was welchen Schwierigkeiten hat nicht gegenwärtig je-

^{*)} Diese Last ist nicht so klein, als man glauben könnte; wenn man z. B. in einem Staate zur Erhaltung der Städte und für den Verkehr an den Orten 23,000 Pfeffersäcke verbraucht wolle, so ist bei 200000, der dem Allgemeinen zuläßt, 4 Millionen Gulden jährlich; denn viele Interessen Rente und reichten, während sie nicht ausgenutzt, für 3 Millionen Gulden, z. B. 1. zweigleisig so viel zuvergessen, als sie zu ihrem Nutzen bedürfen. Diese weggelassene sum nicht allein dem Staate, sondern er mößt mindesten noch andere 3 Millionen für ihre Erhaltung aufzubringen, welche zur bessern Erhaltung der Zoll- und vertheidigenden Städte, folglich mit großen Nachtheil der Staatsbürger, eingeschraubt werden. Ganz durch die untheilige bewohnte Stadt, durch die Pfeffersäcke, Zoll, und andere untheilige Interessen, und die von Reiter gebrauchten Interessen, nicht schon obwohl untheilig viele Wände der Probstien entgegen? — Wenn wir diese in einem Staate von der angezogenen Erhaltung von 20 Millionen Gulden auf 1 Millionen annehmen, so ergiebt sich in der Probstien die Abgang von 190 Millionen Gulden jährlich, welche durch die geringe Anbringung der alten Städtebürger gesammelt werden müssen.

der Finanzminister zu kämpfen, wenn er für einen unver-
hängeschen Fall eine neue Quelle, aber nur eine neue
Million haben soll? — Die Veränderung der Grundrente
ist in vielen Fällen unpolitisch und gefährlich, sehr oft auch
ganz unmöglich, und bei Erhöhung der Zölle auf einem
aber dem andern Artikel der industriellen Güter ist das Re-
sultat außerst unsicher und höchstens sogar verkehrt, so daß
anstatt einer Vermehrung, eine Verminderung der Einnahme
entsteht, weil (wie schon der Engländer Smith gesagt hat)
da der Finanz das 2 Mal 2 nicht 4, sondern gar oft nur
Eins macht. — Nach der hier vorgeschlagenen Einführung
ist es ganz leicht, das Gleichgewicht in der Einnahme und
die gerechte Vertheilung der Kosten, unter allen Umständen
zu erhalten. Wenn es z. B. ein oder mehrere Schätzjahre
gibt, so befinden sich die Güterbesitzer im Vorhineil gegen
die manufakturirende Klasse; der Tagelöhn, der wohl höchstens
mit den Preisen der Nahrungsmittel steigt, bleibt sehr oft
nicht allein verschärft, sondern wird auch wohl manchmal
durch die Konkurrenz der Arbeitssuchenden übergetrieben. Die
Klasse der Arbeitere braucht in diesem Falle die Hälfte der
Steigerung, welche ihnen auch dieselbe tragen kann, indem
sie die Personalstruktur um einige Procente herabläßt, und
diese Summe dem Boden auflegt; und umgekehrt ver-
mindet man die Grundrente in den Jahren außerordent-
licher Bruchbarkeit, und legt dem Betrage der Personal- und
Güterrente zu, mit der vollkommenen Sicherheit, daß die
umgelegte Summe ganz eingehen werde. Dabei zieht die
arbeitende Klasse zum sozioderadikalen Kriege genötigt, und
kann sich nicht so leicht dem Missfallen ergeben; die Gü-
terbesitzer aber werden in den Stand gesetzt, auch in den

Zeitern des Liebhabers arbeiten lassen zu können; was sie nicht im Grunde sind, wenn der Tagelöhner mit einem aber mit zwei Arbeitstagen so viel verdient, als er für den Unterhalt einer ganzen Familie bedarf, und sich dann nur gar zu sehr der Gesundheit ergibt.

Vom Handel und Verkehr.

Die vorgeschlagene direkte Besteuerung bedingt, wie schon gesagt, die Aufhebung der Zölle und Barrieren, was zweyzen es nützlich ist, einige Worte über Handelsfreiheit und deren Einfluß auf den Zustand der einzelnenischen Fabriken und die Staatss-Einnahmen zu sagen.

Werke industrielle Manufakturistik und Fabrikant schreit gegen die Ausfuhr der rohen Produkte, so wie gegen die Einfuhr ausländischer Fabrikate, weil jeder beruflichen Meister polist fragt, wohlfahrt einzuführen, und thauert verkaufen möchte.

Man hat, indem man diesem Geschrei Gehör gießt, die eigenen Handelsfabriken beginnen und in Aufnahme bringen werden, dadurch aber dem Allgemeinen eher Schaden als Nutzen gebracht, weil man über Handel und Verkehr nicht genug gebrekt, und die Wichtigkeit der Konkurrenz vom Käufer gar nicht in Betrachtung gezeugt hat, welche den Nationalreichtum verschafft, ohne der Aufnahme der Fabriken im Wege zu stehen; endlich wird mit dem Verbot der Ausfuhr reicht Produkte dem Exportieren ein technischer Nachteil in den Verluste ertrödeln. Der Fabrikant wird nämlich Meister der Preise, und da er von den rohen Produkten nur so viele anfaust, als er nach dem berechneten

Abfall seiner Fabrikate berechtigt, so bleibt dem ersten Produzenten ein Theil seiner Produkte liegen, und geht durch den Übergang an Abfall völlig verloren. Die nächste Folge davon ist, daß die Produktion verringert wird, weil der erste Produzent seine Nachfrage dassel nicht finden kann, wenn er über den Bedarf erzeugt, was ein offenkundiger Nachtheil für den Nationalreichtum ist. — Genau erneogen, hat der inländische Fabrikant nicht den geringsten Grund, über die Ausfuhr reiner Produkte zu klagen; dann, wenn auch die Preise der reinen Produkte durch die Konkurrenz der Fremden in die Höhe getrieben werden, so trüben die fremden Käufer eben so, wie die inländischen, und ihrer Massenfahrt-Waren werden in eben dem Verhältnisse schwerer sein müssen, als die der Zuländer. Überdies haben die Letzteren über die Ersteren schon darin unendlich viel vor-aus, daß die reinen Produkte in ihrer Menge, und folglich der Kosten des Transportes viel weniger sind; welches auch der gleiche Fall in Vergleichung auf den Verbrauch der Massenfahrt-Mittel ist, wodurch den Ausländern die Konkurrenz auf den inländischen Märkten schon von selbst sehr erschwert, und man könnte sagen, beinahe unmöglich wird, wenn sie nicht die diesseitigen Fabrikanten in Geschicklichkeit und Preis bei weitem übertrifft, in welchem Falle die Einfahrt fremder Fabrikate nicht allein möglich, sondern, wegen der zu erwartenden Emulation, auch selbst gewissermaßen nachdringig ist *).

*) Nicht Handel und Werthe der kleinen Mengen (in 2. Th. 2. Buch von der politischen und pauperistischen Geschäftswelt) und Groß-Mengen (in einer Abhandlung über den Handel der kleinen und den Großhandel) vgl. oben. Zum 1. Abdruck vgl. T. Sonderdruck f. D. XXXV. 26. Seite. 11

Es ist ein großer Irrthum, wenn die Vertheidiger des Wettanfall-Systems behaupten, daß durch die Einfuhrverbote der verschiedenen Staaten die Gabräum in denselben in Sicher geblieben seien. Daß diese Theorie nicht wahr ist, wie in Preußen, Sachsen und Österreich, ist dieselbe ganz andern Ursachen zugeschrieben. Die Verhinderung der Urstoffe, und nicht die Einfuhrverbote, haben diesen glücklichen Erfolg erbracht. Alle englischen und französischen Textilfabriken zusammen, werden auf höchstens 2000 nur schlechte Tücher fertigen. Ohne die Höhe Spaniens, welche beide Länder keine Welle begegnen, und ohne Beschädigung der Schiffe, wären für ehm so wenig die Überhand über die Gabräum Deutschlands erworben haben, als sie Leidetzen von der Höhe und Breite der orientalischen zu verteidigen im Stande sind.

In der That erzeugen die österreichischen und andere deutsche Gabräum nur soviel für die Einführung der spanischen Webware schlechte Tücher, die den französischen und englischen gleichkommen; und eben so verhält es sich mit andern Nationen; too die erste Materie von vorzüglicher Güte ist, da haben auch die Gabräum keinen dem Vorrang.

Wir müssten sich auch bemühen möge, daß Wettanfall-System zu vertheidigen, und einige Gabräum-Inhaber, unter dem Verwande das Gold im Sande zu behalten, zu beginnen; so ist es doch klar, daß es eine ganz schlechte Staatswirthschaft ist, wenn man wegen einigen hundert

steht in der neueren Zeit J. W. Say in seiner Staatswirthschaftslehre, im Kapitel von der freien Kaufkraft freier Verkauf, und in einem über die Staatlichkeit des Eigentums der Qualität-Gesetze.

Wettbewerbsfähigkeit so viele Misslungen erzielen muß, als im Schlagbaum-System notwendig sind: Misslungen, die, anstatt ihrem Unterhalt selbst zu gewinnen, dem Allgemeinen zur Last fallen, das andere wesentlichen Nachtheile gar nicht zu gebrauchen, der den Produzenten der ersten Waren, sogleich auch dem Allgemeinen, durch das Schlagbaum-System gebracht wird.

Große finanzielle Vorteile auf Zöllen, besonders auf hohen Zöllen erwartet, ist eine der größten Illusionen. Dehr Zölln begünstigen mehr die benachbarten Staaten, als die eigenen Finanzen, weil jeder hohe Zoll den Wert der befreiten Waren in den benachbarten Staaten erhöht, und eine nur Quelle des National-Weichtums Naturlich wird, daß sich bei starken Zöllen durch den Schleichhandel viel gewinnen läßt; durch ihn, gegen welchen es nur ein sicheres Mittel (sichere Zölle) in der Erfüllung gibt. Eine sichere Folge aberl berechneter Zolltarife ist die Annahme der Einnahme, weil die hohen Zölle im umgekehrten Verhältnisse würden, da in den benachbarten Staaten sogleich erhebliche Überraschungen von den hochbelehrten Waren angelagt werden, und der Schleichhandel so recht im Großen zu geben anfinge. So wird der Staat um seine Einnahme gebracht, daß Volk brüderlich, und, anstatt den Verbrechen zuvergessen, welches die wesentlichste Blüdheit in der Erfüllung seyn muß, wird ziemlich zu derselben die Veranlassung gegeben. Die Zölln sind das Ergebniß der Geldverlegenheit, in denen sich die Regierungen zu verschiedensten Zeiten befunden haben. Es handelt sich also um die Erzielung einer Steuer auf den Handel, besonders auf den aufdringlich, die sich bei aufgestellter Handelsfreiheit eben

so wie im Werlantil, aber Beschränkungs-System, führt, weil jeder fremde Handelsmann, so gut wie der indische, in die Beschränkung gezwungen werden kann, und zwar durch die Stempel-Zäpen bei Kontrollen, welche bei der häufigen Wiederholung in der Handelsfreiheit mehr abweichen müssen, als alle Zölle und Zollzäpen im Barrieren-System.

Von den Staatsnahmen.

Nach der vorgeschlagenen einfachen Beschränkungskart werden die gesamten Einnahmen unter folgende Rubriken gebracht werden können:

	Mit. Geh.
Brandschutz à 10 Prozent	56 1/2
Industrial-, auch Personal- und Kapital- Mobilisat. Kapital über Wirtschaft à 10 Prst.	32
Staatsgüte-Ertrag	63 1/2
* Strafzoll vom Handel und von den Gremien	3
** Stempel und Registrierung à 12 Kr. pr.	
Individuum	4
Bergwerkszollsatz, mit Ausnahme bei Salz, . . .	2
Salz, wegen der jährliche Verbrauch pr. Indi- viduum auf 15 Pfund gerechnet, und 2 Kr. Gewinn beim Pfunde angenom- men ist	10
Zollabfertigungs	3
Gatto	3
	Total 180 ***

* Anmerk. Dem Gesetzgeyl unterliegen nur die Gewerbe-
gen und die irischen Führerwerke der Ausländer im Verhältnis
nach der Distanzen, die für hinterlegen wöllen, nebst auch
die Schäden der Fabrik und die Konstruktion im Anschlag
zu bringen ist. Die Kontrolle davon geschieht in den Waag-
häusern der Gouvern. ne auch, bei unverhüttelbaren Auslä-
tern, mögliche Schäden von einem oder zwei aus dem Handelsverhältnis
im Durchs. von 3 bis 5 Prozent zuheben werden können,
wenn man einer Erhöhung der hiesigen Steuern auftrieb
daher wolle.

** Anmerk. Die in den Artikeln Stempel und Belehrung,
Salz und Tabak angewiesenen Dosen beruhen auf der Er-
fahrung, die ich in einigen Provinzen gemacht habe; mit
den Gewerben, bei den ich freisch. den Verbrauch als die Taxe
niedriger hält, als vielleicht irgendwo der Fall ist. —
Von Pfeifen geschieht keine Erwähnung, weil die Regierung
garwegs geneinigt hat, wenn die Dienst unentgeltlich be-
sorgt ist.

*** Anmerk. Die hier vorgeschlagene Belehrungsmethode
beruht auf meid Erinnerung für ein gerades oder finnes Land un-
sere Wirtschaft angewendet werden, ne die tatsächlichen Ma-
ttern bekannt sind.

Die Berechnung giebt immer ein genügendes Resultat,
weschen diese statistischen Daten nicht sehr unrichtig sind.

In Erwähnung genauer statistischer Angaben, will ich
mich an die im Geschäftlichen Almanach von anno 1826 an-
geschildr. Damm halten, und die Einkünfte einiger Staaten nach der neuen Belehrungsmethode berechnen.

Ich nehme vor allem andern den preussischen Staat,
wos dem wir, außer der Berechnung, auch die Angaben des
Vorstandes haben.

Der Staat hat 5000 □ Meilen Flächenhöhl, 11,370,000
Einwohner. Von diesen zur Arbeit gebrachten Wirk wöl-
ben 317 Gold auf eine □ Meile fortw. wenn wir die
oben angeführten Damm der allgemein Nutzung gieben lassen.

ich reihen aber nur 400 Crust. pr. □ Weile an. Die jährlichen Gewölfeinflüsse eines Haushalts sind 120 fl. Der Tagelohn eines Mannes 20 Kr., jenseit der Weile zu 1 fl. 13 Kr., wodurch das Ergebnis von einem Haushalt Crust. 8 fl. wird, also in 20 Gulden/Tag.

Das National-Einkommen ist somach 660 Millionen Gulden, wovon bis 10 prozentige Crust. 68 Millionen Gulden beträgt; davon an

	Mill. Gulden
Wohngeld	28
Personalhonorar	17 $\frac{1}{2}$
Wichstum	36 $\frac{1}{2}$

Indirekte Kosten:

Stempel- und Registrierungs-Taxen à 12 Kr. pr.

Repf.	2 $\frac{1}{2}$
Quittierung auf die Brachim	— $\frac{1}{2}$
Gez. à 30 Kr. jährlich pr. Repf.	5 $\frac{1}{2}$
Lebhaft, d. h. auf die Anstellung und den Betrieb der damit geführ.	1 $\frac{1}{2}$
Repte	1 $\frac{1}{2}$
Posten	— $\frac{1}{2}$

Total der indirekten Kosten 93 $\frac{1}{2}$

was mit den Angaben bei gethauften Almanach sehr gut übereinstimmt.

Nehmen wir nun Weile:

Das Königreich hat 1500 □ Weilen Flächeninhalt; eine Verdichtung von 3,750,000 Einwohnern. Alle übrigen Gewölfeinflüsse beruhen von Preußen gleichgestellt; so ist das National-Einkommen 296 Mill. Gulden, wovon bis 10 prozentige Crust. 29 $\frac{1}{2}$ Mill. Gulden macht; davon an

	Mill. Gulden
Wohngeld	8
Personalhonorar	6
Wichstum	16 $\frac{1}{2}$
Lebhaft	30 $\frac{1}{2}$

OML. Gulden
Transport 30%

Unterste Steuern:

Stempel- und Registrierungs-Zug in 12 Kr. pr.

Kopf	—10
Handelszoll auf die Frachten	—18
Salz à 30 Kr. jährlich pr. Kopf	110
Zabat, auf Pflanzung und bei Handel damit gelegt	—10
Rente	—10
Posten	—10

Total der Unterste Steuern 31½

und auch hier treffen die Angaben des gesetzlichen Almanachs
keine weiteren geprägt.

Wenden wir uns nun nach Frankreich. Seine Aus-
dehnung ist 19,000 □ Meilen; seine Bevölkerung 31,000,000
Einwohner; die übrigen Verhältnisse sind alle ähnlich um
+ höher, d. i. um den Wehrwert des Franken (fünfmal
Zuglohn eines Arbeiters in Frankreich) gegen 20 Kr., aber
den fünfmalen Zuglohn in Deutschland. Der jährliche Be-
dürfnis eines Einwohners bleibt, wie oben, 120 fl. über 300
Livres tournois.

Das stärkste National-Einkommen von Frankreich
wird sich bemerk auf 6,200 Mill. Francs, und die 10 pro-
zentige Zinssatz beruhen auf 620 Mill. Francs belaufen; wo-
von an

	OML. Francs
Debentur über Staatspapiere	168
Postenabfuhr	150
Wirthschaft	196;

Unterste Steuern:

Stempel- und Registrierungs-Zug in 12 Kr.

über 50 Gulden pr. Brief	15½
Handelszoll auf Frachten	3½
Salz à 11 Kr. pr. Kopf	38½
Latus 572½	

	Gesamt
Transport	8721
Tabak, auf die Pflanzung und den Handel da- mit gelingt	114
Zeitung	12
Posten	3
Total der Einbahn Frankreich	5084

bei einer Anlage von 10 Prozent vom National-Einkommen. Die Differenz von 21½ Millionen fr. kann, in einer Approximative Rechnung dieser Art, als sehr unbedeutend er-
scheinen.

Da aber die französische Nation über 1000 Millionen fr. investiert an Straßen jahrl. so erweitert es sich, daß die Straßen in diesen Maße über 10 Prozent von dem National-Einkommen in Anspruch nehmen *).

*) Die gegenwärtige Abhängigkeit war bereits gefährlich, als wir bei Werk bei Herrn Baron Karl Dupin: „Forces productives et commerciales de la France,” zu Sehnsicht fanden. Da meine nicht genügend Zufriedenheit habe ich die Berechnung der potentiellen Kräfte Frankreichs, abgesehen auf die ganz verlässlichen bei behaup-
tet, im Groß-Bürokrat. h. i. in den Ergebnis bei Nationalökonomie, aber bei Nationaldefizit, mit den mindigen jahrligen Überflusssummen.

Der Herr Baron Karl Dupin berechnet 31,600,000 Familien für Frankreich, und findet 18,812,977 arbeitsfähige Einzelkinder, zu-
messen die Hälfte weiblich; daraus nach Mittelung von 1,600,000 Einzel-
kinderum 7,800,000 weibliche Arbeiter, und von der anderen Hälfte von 9,400,000 weiblichen Einzelkinder, erhält er zwei Einzelkinder für einen weiblichen Arbeiter; daher

1) weibliche Arbeiter	7,900,000
2) für die männliche Hälfte	4,700,000
Total	12,600,000 Arbeitnehmer.

(Siehe S. 21, 31 Kapitel, 14 Fuß).

Meine Berechnung der arbeitsfähigen Einzelkinder ist nach Zählung zu 6 Einzelkinder, über eine Berechnung von 31,600,000 Famili-
en. Dies gibt 6,200,000 Familien, und da ich oben schon
bemerkte habe, daß jed. arbeitsfähige Einzelkinder pr. Familie ange-

Sieben wir nun nach England über. Man glaubt allgemein von diesen Zahlen, daß er nur bei Zahlen aus dem Praktischen System bestehen könne; doch wird die Berech-

nung sehr leicht. So erhält sich die Zahl der arbeitsfähigen Erwachsenen auf 12,440,000, was mit der Berechnung des Herrn Baron Dupin ganz gut übereinstimmt. — Seite 22 erhält sich die Berechnung der arbeitsfähigen Eltern in Frankreich folgendermaßen: Jeder erwachsene Mann arbeitet so viel wie 7 Männer; jeder Elter Kindheit, mit Rücksicht auf Jungesetz und Eltern, trübt so viel wie 2 1/2 Männer; jeder Elter 10 und mehr ein Arbeit.

Was sind nach these in Frankreich:

Männer 1,000,000 = 11,240,000 Arbeitnehmer

Eltern und Eltern 6,570,000 = 17,425,000 —

Eltern 240,000 = 240,000 —

Total 28,872,000 Arbeitnehmer.

Weiter bringt Baron Dupin, Seite 27 im 3. Kapitel 1. Buch, auch die Ritterfrüste in Betrag, wobei er sie viele Rittern und Dienstleute betrachten möchte. Er rechnet in Frankreich 70,000 Rittern, wovon 10,000 Rittermädchen. — Er rechnet für die Wehrverpflichtung für Frankreich 300,000,000 Tagesscheite; hier handelt 300 nicht, so kommt sich 1,200,000 Arbeitern, wovon 120,000 Arbeitern die Arbeit der 10,000 Rittermädchen, und 1,180,000 Arbeitern die Arbeit der 60,000 Rittermädchen tragen können. — Die Arbeit ist brauchbare Wehrkunst. Daraus, Dessen und sonstige Gewerbe erhält er dann Dritthalb der Männer gleich, und erhält in der nächsten Zahl von 1,500,000 Arbeitern die portative Kraft aller Männer und die brauchbare Wehrkunst aus. Für die Wehrmädchen glaubt er nicht zu hoch zu rechnen; wenn er die Kraft einer solchen Wehrkunst jetzt von 100 Arbeitern gleichsetzt, also im Gesamt 250,000 Arbeitnehmer annehmen. Letzlich bringt Baron Dupin die Kraft der Männer bei der Geschäftsfahrt der Kraft von 3,000,000 Arbeitern, und für die in Frankreich bereit stehenden Kampfesfrüsten bei Arbeit von 450,000 Männern gleich, in Betrag. Dafür ein folgender Aufschluß:

Platziermädchen und überausliche Wehrkunst	1,500,000 Arbeitnehmer
Wehrmädchen	250,000 —
Werk und Geschäft	3,000,000 —
Kampfesfrüsten	450,000 —
Total	5,250,000 Arbeitnehmer.

zung zeigen, bei der neue Bestimmung: Sofern auch auf dieser Strecke passirt.

Die beiden Königreiche haben einen Flächeninhalt von 5,500 Quadrat-Milem, mit einer Bevölkerung von 21,000,000 Menschen; der Taglohn eines Arbeiters ist bezüglich 8 Schilling auf die Woche; an arbeitsfähigen Männern sind über 2,200,000 Schilling rechnbar; der Taglohn der Woche ist 34 Schilling; das reine Ertragsstück von einem Hectar Grund ist bei dem Parlaments-Preise von 60 Schilling für den Quotienten 2000 (bis zu welchem die Einfahrt fremder Frucht verboten ist) 38 ½ Schilling.

Nach diesem Datum stellt sich das National-Einkommen von England auf 291 Mill. Pf. Gold, von welchen die 14 per cent. Steuer 29 ½ Mill. Pf. Gold beträgt; von dem an

Zahlen er von der produktiven Kraft in die landwirtschaftliche und in die industrielle, aber auch in lebendige und unlebendige Kraft thilft, erhält er folgende Summen:	
landwirtschaftliche Kraft	31,278,637 Arbeiter
industrielle Kraft	11,536,332 —
Total	42,814,969 Arbeiter.

Zahlen er auch die produktive Kraft:	
lebende Kraft	43,581,336 Arbeiter
unlebende Kraft	8,271,333 —
Total	48,814,869 Arbeiter.

Wenn man nun diese Zahl mit 300 Arbeitstagen à 1 Gr. multipliziert, so erhält man das National-Einkommen von Frankreich mit 14,641,888,700 Gr. Brutto, welche nach Abzug von 50 Prozent, als Ueberschüsse bei Betrieb, ein reines National-Gehissen von 7,321,233,200 Gr. geben.

Wieder unserer Berechnung nach hat reines National-Einkommen von Frankreich nur 6,200 Mill. Pf., folglich nur 1,100 Mill. geringer. Dieser Unterschied ergibt sich aus dem Grunde, daß in unserer Berechnung nur die Arbeit von 3 Mill. Pfund arbeitstüchtiger Männer in Betracht gezogen wurde, während Dagebü die Arbeit von 8,813,000 Pfund berechnet hat.

	Mill. Fr. Et.
Grundsteuer	7
Personalsteuer	8½
Wirthsfeuer	14½
inklusive Steuern:	
Stempel- und Registrierungs-Geben	1
Geld	1½
Zabot	1
Posten	½
Total der Einkünfte Englands	34½

nach einer Anlage zu 10 Prozent.

England hat zur Deckung seiner Auslagen etwa 60 Mill. Fr. Etat, nachdem. — Man weiß, daß gegenwärtig die Einnahmen daselbst gegen 18 Prozent vom National-Einkommen betragen. Das gleiche Resultat findet sich auch bei der von geschlagenen neuen Gewerbeabgabe, und beweist dennoch ihre Unzulänglichkeit.

Auch ganz keine Staaten machen eine Ausnahme und halten die Probe der neuen Verfassungslösung.

Denma hat z. B. ein Total von 114 000 Meilen, 450,000 Einwohner, der Taglohn eines Arbeiters ist ½ Franc; es sind im Lande 5,000 Pferde und Maultiere, und 53,000 Ochsen ohne Kühe und Jungschw.

Es beträgt demnach die Total-Produktion aber bei National-Einkommen 123 Mill. Fr. Nach Abhöpfung von 30 Prozent oder 37 Millionen von dieser Summe, stehen 82 Millionen Francs als reines National-Einkommen, wären die Regierung, nach einer Anlage zu 10 Prozent 8½ Mill. Francs freie Summe.

Wenn wir nun diese Summe nach der neuen Wirthsfeuer auflegen, und die Berechnung nach den angegebenen statistischen Daten machen, so finden wir an

	Mill. Francs
Grundsteuer	1½
Personalsteuer	1½
Total	3½

Dr. Hanan

	Transport	3/4
Wichsener		2/4
Interner Content:		
Salz		— 3/4
Zucker		— 3/4
Centrale- und Registrierungs-Zettel		— 3/4
Zeitung		— 3/4
Total per Stunde		7

Es zeigt sich hier ein Unterschied von 1,200,000 Francs, welcher vielleicht in der Unrechtmäßigkeit der Angabe der Population oder bei Ueberarbeit geladen Grund haben mag *).

Zu der Wirklichkeit erhebt die Regierung dieses Herzogthums nicht mehr als 5 Millionen Franken an Steuern, wenn in den 6-7% Will. Br. gegenwärtiger Einfürfe ist das Erträgnis der Staatsräte mit 1% Will. Br. zu erhalten. Hieraus folgt, daß die Eltern in Panna nicht mehr als 5 Prozent von den reinen Einkommen abziehen.

Ich habe hiermit nur aufmerksam machen wollen, wie zum Schaden der Wölter und Regierungen die Freiheit des Handels erzielt werden kann; denn, wie gesagt, so viel

*) Bei der Ratsforschung über diesen Unterschied fand ich, daß die Statistik der Reichskanzlei und diese Statistik bei bestehendem De- partement der Räte zusammen sei, welche aber nicht das ganze De- zernitium Räte umfaßt, indem das ganze Räte bis Ende nicht Verbi- ja dem Department der Räte zugehört, und deshalb vom Reichsmin- istrium gestellt. — Dazu ist auch zu bemerken, daß die Reichskanzlei nach um die Hälfte mehr betragen mößt; indem nach dem Ergebnis der Bevölkerung bei Zensus im Mittlerentrag über 30 Mr. von Sach betreut, hier aber nur 20 Mr. pr. Jahr benötigt werden. Die beiden Verhältnisse müssen ganz natürlich den genauen Un- terschiede entsprechen machen, der in der Bevölkerung bei Reichs- ministerium nach der Bevölkerung, gegen über, welche nach der spe- zielles Verhältnis der Bevölkerung bei Räten zugehört gemacht wird, sich oben angegeben hat.

Wahret auch über die Weichtheile des freien Handels gezeigt und geschrieben worden ist, so haben die Regierungen von dem einmal eingeführten Barrieren-System auf dem sehr wichtigen Grunde nicht absehen können, weil durch die Abschaffung der Zölle ein großer Theil der Einnahmen entgangen wäre, ohne dafür eine Entschädigung zu haben; sie aber in der neuen Besteuerungsmethode vollständig gefunden und erwirkt — ja es sogar höchst wahrscheinlich ist, daß bei einer für die Kontribuenten angenommenen Beobachtungskarte, als in dem gegenwärtigen Schlagbaum-System, mehr eingenommen, und dabei doch auch eine Verminderung der Kosten bewirkt werden könnte, indem an den Einhebungstheilen erspart wird.

Diese Behauptung dürfte zwar den Anhängern der insdirekten Besteuerungsmethode und des Mercantil-Systems nicht ganz gefallen, weil sie der Meinung sind, daß indirekte Steuern leichter getragen werden, als die direkten, indem, wie sie sagen, jeder Kontribuent gerade in dem Ausmaße bezahlt, wo er eben bei Gelde ist, und ebensoviel hat, sich einen aber den andern Anteil zu lassen. — Hierin liegt aber eine große Täuschung. — Wenn der Handelsstand die indirekten Steuern auch gleich bezahlt (wie es geschieht), so folgt daraus noch nicht, daß die Kontribuenten dasselbe leisten. Der Handelsstand macht nur den Verschluß, in der Hoffnung, daß die Konsumenten ihm seine Verschärfungen mit den Waren bezahlen werden. Dies geschieht zwar auch, aber nicht, wie man glauben machen will, auf eine ganz freiwillige Art, und gerade in dem Ausmaße, wo der Konsument bei Gelde ist. — Wenn man überlegt, daß bei den eingeführten Waggeltern, Kettien

und Konsum. Dann nicht allein die Gegenstände des Etagel, sondern auch alle andern Gegenstände erster Notwendigkeit besteuert sind, die jetzt entweder um Geld oder auf Renten zu zahlen man muß: so findet man freim der beiden so geprägten Vortheile von freiem Willen und Begrenlichkeit, welche nur in ein Paar Kapitaleinsätze wechslich stattfinden.

Zur genauen Beschreibung der Wirkungen dieser oder indirekter Besteuerung droht eine spezielle Berechnung der Verdienste einer Familie nötig, wogegen hier um so weniger der Ort ist, als schon der große Unterschied in den Einzelungstesten bei direkter oder indirekter Besteuerung für die ersten entschieden, wo die Einzelungstesten nicht über 5 Prozent von dem Steuerbetrage hinausgehen, während die Einzelungstesten der indirekten Steuern übriall 25 Prozent betragen.

Nach allen diesen Betrachtungen scheint mir jeder rechte Verzeggrund für die ferne Heibehaltung des Schlagsbaum- und Abförderngs-Systems unzulässig: eines Systems, das nach den Gründen des reichen Wirthalters erträgt, und für unsre Zeiten, wo Verkehr und Industrie ein Verhältniß geworben sind, nur nicht mehr paßt. Auch wenn man einwenden möchte, daß der Schleichenhandel mit den Nagal-Werken die Heibehaltung der Hartliren noch wünschig mache, so antworte ich: daß dieser ganz nicht zu unterbrecken sei, wenn die Regierungen sich über die Gleichstellung der Werke einverstehen wollen. — Und warum sollen sie das nicht? —

Wir schon oben gesagt werden, handelt es sich bei der neuen Besteuerungsmethode nur um die genauer Steu-

mit dem betreffenden Landes, um die Berechnung des National-Einkommens und der verhältnismäßigen Kosten machen zu können.

Diezu dir folgende Formel:

a sei a die Bevölkerung,

b das Einkommen eines Menschen (dem Wert der seiner Bedürfnisse gleich),

c das Alter des Landes,

d der reine Ertrag von einem Zehn Grund a 1000
□ Hektar,

e die Zahl der arbeitsfähigen Weibes,

f der Tagelohn eines Mannes,

g der Tagelohn von dem arbeitsfähigen Weibe im Durchschnitte,

h die Bevölkerungs-Projektion:

Se ist das berebare National-Einkommen

$$= a \times b - \frac{1}{2} b = \frac{1}{2} a \times b$$

die Grundrente

$$= \frac{c - \frac{1}{2} e \times d}{\frac{n}{100}} = \frac{\frac{1}{2} e \times d}{\frac{n}{100}}$$

die Personalkosten

$$= \frac{a}{5} \times 365 f - \frac{1}{2} a f = \frac{1}{2} a \left(\frac{a}{5} \times 365 f \right)$$

$$= \frac{\frac{a}{5} \times 365 f}{\frac{n}{100}} = \frac{\frac{1}{2} a (a \times 365 f)}{\frac{n}{100}}$$

die Weibskosten

$$= \frac{e \times 365 g}{\frac{n}{100}} = \frac{1}{2} a (e \times 365 g)$$

$$= \frac{e \times 365 g}{\frac{n}{100}} = \frac{1}{2} a (e \times 365 g)$$

Was die Abstellung der Barrieren sehr erleichtert, ist der Umstand, daß die Regierungen, indem sie nichts in den Einnahmen verlieren, nicht nötig haben, die dadurch unbedingt werbenden Beamten in ihrem Gehalten zu beschneiden, wenn dieselben den Grundsatz gelten lassen wollen, daß eine Administrations-Reform einmal erworrene Rechte nicht aufheben könnte; wiewohl sich auf der andern Seite bemerken läßt, daß derjenige, dem man seine Zeit vollkommen zurückgibt, seine so hohe Entschädigung entsprechen könnte. —

Zum Schluß noch einige Worte über die Einhebung der verschicktenen Fälle. Je einfacher die Verkettung ist, um so leichter, um so einfacher ist auch die Einhebung, um so geringer sind die Einhebungskosten, und um so angenehmer ist sie für den Unterricht, weil er seine Gaben selbst berechnen kann, und folglich auch gegen jede Verordnung der Einnehmer gründlich, und dabei überzeugt ist, daß er keine größeren Kosten trägt, als seine Mitbürger.

Die gerechte Vertheilung der Struern, und die daraus resultierende Gleichheit ihrer Einhebung, beruht auf der genauen Kenntniß des unbetriebslichen und Mobilien-Weichtums der Unterrichts, nischin auf einem grauen Katalog und auf Statistik, und die Kontrolle auf einer gut eingeleiteten Gemeindeverwaltung, ohne daß besondere Nachgaben dabei nötig werden.

Die Einhebung und die Wfuhr der weissen Struern geschieht am leichtesten durch die Gemeindeverwaltungen, und sollte daher denselben übertragen seyn. Die Glieder einer Gemeinde kennen ihren wechselseitigen Weichtum genau, und werden zweckmäßig am besten dafür sorgen, daß jeder

jeder nach dem Maßstabe eines Reichthums zahlt; und wenn es sich auch erignet, daß der eine oder der andere Besitzer bei der jährlichen allgemeinen Renscription einen Theil seines beweglichen Mobilien-Grenzbetrags verbirgt, so wird es auf der andern Seite auch gewiß nicht fehlen, bis er von seinen Bürgern beßhalb angezeigt, und so nach nicht allein zur Entzuldigung, sondern auch zu der schrecklichen Geldstrafe verurtheilt werde. Auch sind die Menschen überhaupt gewissenhafter gegen ihre eigene Gemeinde, als gegen die allgemeine Staatsverordnung, die zu hintergehen nur sehr wenige ein Wedenken tragen.

Einige Fälle jedoch, wie z. B. vom Stempel, den Posten und dem Rentenamtlo, erfordern eine abgesonderte Verwaltung.

Die Tabakf.-Regie scheint mir überhaupt überflüssig. Man kann die Pflanze des Tabakf. besteuern. Dadurch würde die Steuer sinkt. Tabakf.-Gebühren würden von selbst entfallen, und der Staat wird auch für diese Gewerbe eine Summe einkommen, und so der Entzug dieses Zweiges um nichts geringer, als in der eignen Regie seyn.

Wir dem hier Gesagten ist freilich das Vollkommen noch nicht erreicht, doch darf ich mir schmeicheln, Hoffen, und auch Minel angezeigt zu haben, wie den Unordnungen im Staatwesen abzuhelfen werden können. Sie bestehen im Wesentlichen:

- 1) In der Ausführung und Rensibration eines richtigen Katasters, wogegen einer gerechten Vertheilung der Lasten.
- 2) In einer genauen allgemeinen Renscription, wogegen

der sichen Kontrolle des Militär-Gemägen und der
Industrial-Gemeine einen Gründen.

- 3) In der Einführung einer guten und angemessenen Ge-
meindeverwaltung, wegen der Verbesserung der all-
gemeinen Administration, und der Brüderlichkeit und Si-
cherheit der Eintheilung der Gemeinen.

Wohlth. Ulm, im Mai.

Was wird die nächste Sitzung der französischen Kammer bringen?

Wie vernünftig diese Frage auch scheinen möge: so ist sie doch nicht weniger als verwegnend für denjenigen, der die Erkenntnisse der französischen Welt für den Zuschauers-Zugriff des abgelaufenen Jahres beobachtet hat, und zu beweisen versucht, welche Stürme jener Meelus-Schlucht, bei man „Verfehlte Charten“ nennt, in sich schirft.

Wie könnte die kreisfach getheilte Initiative ohne reichliche Hülfe für Frankreichs organische Geschäftsgabe blieben! Indem die Deputirten-Kammer ein Recht erworben hat, welches früher der Krone allein galt, ist die Thürme der Welt-Gouvernirheit nicht als jemals zu einem politischen Glaubens-Urtikel erheben worden, denn man nicht entlogen kann, ohne den Gedanken des Monarchen selbst zu untergehen. Ein mit republikanischen Institutionen umgebener Herrscher ist also seit acht Monaten das Idol eines großen Theiles derer, die sich in Frankreich Staatsmänner nennen.

Was folgt daraus?

Dies, daß Ludwig Philipp unter ganz andern Verhältnissen König ist, als seine Verfahren mit Hugo Capet. Nichts verdankt er seiner Geburt, alles dogmari der freien Wahl, die ihn auf den Thron erhoben hat. Sein Verhältniß zu dem feuernden Volle ist hiernach vollkommen daselbe, worin ebenfalls Volks-Könige zu dem feuernden

Wiel Carnotkneß starben, d. h. es ist im höchsten Grade ungewiß und zweifelhaft. Das Einzige, wodurch er diehre eine gewisse Haltung zu gewinnen hoffen könnte, war die erbliche Paix-Rammer, durch welche Ludwig der XIV. sich für sich und sein Geschlecht auf dem französischen Thron zu sichern versucht hatte. Doch gerade gegen sich erbliche Paix-Rammer sind schon jetzt die Prinzipien des Rechtes und der Gerechtigkeit gerichtet. Man fragt: „Wozu erbliche Geschlechter? Können sie nicht vor dem Tribunal der gesunden Vernunft verurtheiligen? Mit ihrer Bestimmung nach einer anderen, als Privilegium zu beschützen, der Freiheit zu schaden, die natürliche Entwicklung zu hemmen?“

Nach allem, was in den letzten Wochen über die öffentliche Ordnung in Frankreich bekannt geworden ist, muß man annehmen, daß die Frage von der Fortdauer der erblichen Paix-Rammer gerade diejenige seyn werde, die nach geschehener Eröffnung der nächsten Sitzung der Kammer, wo nicht am gründlichsten, doch am indirektlichsten in Gegenrede kommen wird. Dies ist unvermeidlich nach dem Versuch, den man gemacht hat, General Rastimir Petter zum Weraus für die in Auge stehende Sache zu gewinnen, ja sogar zu verpflichten.

Über den Ausgang des bewegenden Kampfes haben wir nichts zu bemerken; denn da, wo nichts feststeht, weil man anhaltend nach einer Freiheit sucht, welche nicht das Verlust der Ordnung, noch aber die Ursache beseitigen seyn soll, wird alles unsicher. Was sich jedoch mit großer Sicherheit verherschen läßt, ist, daß der Kampf selbst heftig und grausamlich seyn werde. Die Minister können, um ihren eigenen Vortheil zu wollen, nichts Besonders thun, als

die Erblöslichkeit der Paix-Chamber zu vertheidigen; denn mit bezelben steht die höhere Autorität des Königs, und selbst die Vertreter der Dynastie, in unverbrüderlicher Verbündung. Allein man befindet sich jetzt im Nachteil, wenn man etwas vertheidigt, das in Widerspruch steht mit allem, was man sonst getrost gemacht hat; und so ist es und nicht unwahrscheinlich, dass die Frage von der Erblöslichkeit der Paix-Chamber die stärkste Pecke bilden werde, auf welche das Ministerium im Laufe dieses Jahrzehnt gebracht werden wird. Besteht es darüber — dann wird es auch den Krieg verhindern, zu dessen Entzündung es von so vielen Seiten heraufgesucht ist.

In dieser Lage der Dinge ist es, wie wir glauben, nicht wenig unterhaltsam, einen die bewerbsähnlichen Wahlen betreffenden Artikel des Journals des Débat à lesen, den wir hier mittheilen und demnächst kommentieren wollen.

Er ist vom 11. Juni datirt und lautet, wie folgt:

„Die folgende Kammer muss eine große moralische Autorität besitzen, damit das Land ihrem Einflusse willig nachgebe. Zwei Dinge aber verleihen moralische Autorität: der Charakter und das Talent. Was dem Charakter betrifft, so werden unabhängige Wähler auch unabhängige Deputierte wählen. Was das Talent betrifft, so muss die Kammer alle Arten befallen besitzen: alle ausgeprägtesten talentvollen Männer müssen in ihr Platz finden; Niemand kann der Politik des Herrn Odilon Barrot, Wanguin und Bertrand mehr entgegen seyn, als wir; dennoch erkennen wir gern über Talenten ab, und es würde uns willig seyn, wenn sie in der nächsten Kammer fehlten. Herr Wanguin mag für die Propaganda eifern, Herr Bertrand mag für die im

Zuli Brüder sprechen, jeder mag die Interessen und Weisungen seiner Partei vertheidigen. Auch die talentvollen Abgeordneten übersehe man nicht. Wenn Herr Gaupel, der bereber Vertheidiger eines der Minister Karls X., Deputierter seyn soll, so schicke Spou ihm und. Eben so wenig vergesse man die aufgezeichneten Politiker unter den Journalisten; man lasse ihre Kenntniß der Parteien, ihre Talente! ja füllt ihren Ehrgeiz nicht aufs halb der Kammer; dann wie glaubst nicht, daßemand in der Kammer gefährlicher ist, als außer ihr und in den Blättern. In Wirklichkeit lebt ein Mann, den wir nur durch seine Zeitungss. Artikel kennen, Herr Bogen-Hausen; er darf in der nächsten Kammer nicht fehlen. Unser junger liberaler Klerus besitzt einen beredten Priester, Herrn Dr. Lauterbach; warum sollte er nicht von der Nebentribüne herab die Rechte des Katholizismus vertheidigen? Warum soll Herr von Lautensack, der Wehrer und das Überhaupt des ganzen sich der Freiheit anschließenden Klerus, nicht in der Kammer die Wahlen aussperren, die den Geist unsrer jungen Freiheit verabscheut haben? Sind in der Literatur Lamartin, Herder, Delavigne und Victor Hugo nicht Namen, die man reden muß auf der Liste unsrer künftigen Deputirten zu finden? Sind Männer, wie Wiget, einer der Größte unsrer neuen historischen Schule, Dubois, einer der einfließesten und gelehrtesten Publizisten unsrer Zeit, ein fester und mutiger Schriftsteller, standhaft für Freiheit und der Demokratie, nicht für die Kammer bestimmt? Zu Schriftlich nennen wir nur Herrn Willemeau, den breitden und griffrichtigen Behnert, den Mann von administrativer Erfahrung, von edlem Charakter, der niemals, weder die Wogen der Regie-

nung, nach die Unpopulärheit gekenn hat, und bereit den der Kammer gewählt werden ist; Herrn Coquin, den Mann von hohem und feinen Verstande, von durchdringendem und schmierigsten Geiste, der sich jetzt mit einem wissenschaftlichen Berufe in Deutschland befindet; Herrn Gouffray, den tiefen, unanständlichen, aber immer klaren und bestimmtem Philosophen, dem bereichern Werthebiger der unverjährbaren Rechte der Menschheit, die er in seinen philosophischen Werken gegen den Materialismus, und im Glehr, zu dessen Hauptverteidiger er gehörte, gegen den religiösen und politischen Despotismus der Restauration verteidigte. Diese sind die Männer, welche die Universität zu den Wahlen stellt. Indem wir hier Männer von verschiedenem Meinungen und Talente nennen, wollen wir keine Söhne entwischen; denn diese würde unvollständig sein. Wir wollen nur eine Darstellung von dem wahrsch. überreichen Geiste geben, der bei den bevorstehenden Wahlen den Werth führen muß; die Kammer von 1831 bedarf der Talente, damit sie von oben herab und mit Güterheit sprechen könne. Man wird und fragen, ob wir aus der Kammer eine Versammlung schöner Geister, eine Akademie machen wollen? Nun ja Lage gibt es keine schönen Geister mehr, die sich nur mit kleinen Versen und kleiner Prosa beschäftigen. Eben im achtzigsten Jahrhundert war die Literatur, bei ihrem Verhain mit der Philosophie, nicht mehr eine bloße Freiheit, noch weniger ist sie es heute als Verbündete der Politik. Es giebt kaum talentiellen Mann mehr, der nur ein Literatur wäre. Wer allen Dingen ist man jetzt Bürger, und nimmt nache Interesse an seinem Vaterlande, als an den Prosten seiner Seele.“

Läßt sich in diesem Kreise noch etwas Nützliches nachnehmen, als eine traurige Satyre auf die repräsentative Regierung?

Wir wollen schen!

Wenn gesagt wird, „die einstige Kammer müsse eine große moralische Autorität ausüben, damit das Land ihrem Einfluß willig nachgebe;“ so läßt sich gegen eine solche Becherung nichts einwenden; denn mit der großen moralischen Autorität, welche man ausübt, dürste es doch schwerlich anders verhalten, als mit jener Gesetzmäßigkeit von welcher in den heiligen Ursunden versichert wird, „dass für zu allem Dingen mehr, und die Verhöhnung dieses und des christlichen Lebens habe.“

Es handelt sich also nur um den Münzen, wodurch moralische Autorität geübt werden soll.

Der Verfasser des Artikels nennt davon zwei: nämlich Charakter und Talent.

Diese Bezeichnung hat den Fehler, daß sie sehr allgemein ist.

Dannach wird sich darüber das Eine und das Andere benennen lassen.

Was den Charakter betrifft, so soll er herausgehen, daß unabhängige Wähler unabhängige Deputierte wählen werden. Nun wohl, wir wollen annehmen, daß der Einfluss des Ministeriums auf die Wahlen weggesunken sei. Allein was ist dadurch gewonnen? „Die Unabhängigkeit der Gewählten,“ erwidert man. Doch was heißt hier Unabhängigkeit? Angenommen, daß 2400 Gr. eines Einwohners, von welchen eine Summe = 400 Gr. bezahlt werden ist, den Eintritt in die Deputirten-Kammer mit allen den

Vertretungen, welche sich an diesen Eintritt knüpfen, gothet haben — wird der so gewählte Deputirte seinen Unabhängigkeit-Gehalt lange beaufhren, wenn er 3 bis 6 Monate hindurch täglich einen Aufwand von 20 Franken machen muß, um den Verpflichtungen der Kommission zu entsprechen? Wird er nicht nachgiebig werden, um sich in seinen häuslichen Ungliegerheiten nicht zu Grunde zu richten? Wird er sich nicht gewinnen lassen von denen, die ihn gewinnen wollen — ihn zu entführen ein Interesse haben, weil sein Unabhängigkeit-Gehalt ihnen läufig ist? Wo bleibt nun diese Unabhängigkeit, welche wir uns als eine Quelle des moralischen Einflusses denken sollen, dem ein ganzer Raum vorzugeben soll? Von den Gliedern des gesetzgebenden Körps sagt Napoleon am Schluß des Jahres 1813 zu seinen Freunden: „sie kommen nur nach Paris, um Grabenbeweise zu erhalten; sie bestürzen die Minister vom Morgen bis zum Abend, und schreien, wenn man sie nicht auf der Stelle zufriedenstellt; und läßt man sie zum Mittagessen ein, so bersten sie fast vor Freude beim Abschluß des Empfanges, den man zur Schau trägt“¹⁾). Bekanntlich wurden die Mitglieder des gesetzgebenden Körps für ihre Wahrhaltungen auf den Staatklassen honoriert. Entsprechen sie nun dem Bilder, das Napoleon von ihnen entwarf — was soll man von dem Unabhängigkeitsträger seines Deputirten erwartet, der den gesellschaftlichen Verzug, eine Summe von 400 Franken zu bejähren, durch einen Aufwand erlaufen sollen, welcher ihr ganzer jährliches Einkommen übersteigt? Dies allz' ist der Beweisführung, daß der Un-

¹⁾ C. Mémoires de M. de Bourrienne, Tom. II. pag. 213.

abhängigkeitlos (er halte sich in welchem Schrank er wolle) eine unbefangene Zugang für einen Deputierten frei. Ist dies nun wohl der Fall? Kann er, als Widerspruchsgesetz, nicht zu reit getrieben werden? und was leistet er albanus? . . .

Dem Charakter soll das Talent zu Hülfe kommen. Offenbar läßt sich nicht begreifen, wie jener sich ohne Vieles gelernd machen würde. Doch ist hier freilich nur das Talent des Geschäftes bezeichnet: jenes Talent, das sich durch ein sorgfältiges Studium der gesellschaftlichen Vergangenheit gebildet hat und nebstlich in der Fähigkeit besteht, die Schwächen in Stärke zu verwandeln, das Menschen zu berufen und allen Klassen der Gesellschaft das Maß von Wohlsein und Glück zuversprechen, worauf ein allgemeines Gebrüder entsteigt. Von einer solchen Fähigkeit scheint der Verfasser des Urteils seine Vorstellung gehabt zu haben.

Ansatz des speziellen Talents, wodurch die Ingeliatevische Arbeit allein erfolgreich wird, will er das Talent in seiner höchsten Mannigfaltigkeit: „alle Arten der Talente muß die Kammer besitzen, alle aufgezüchtete talentuelle Männer müssen in ihr Platz finden;“ dies sind seine eigenen Worte. Er hat also nicht dagegen, daß Männer, wie Odilon Barrot, Wangen und Gempt in der Deputirten-Kammer das System der gegenwärtigen Minister bestimmen, der eine auf diese, der andere auf jene Weise. Doch weit weniger findet er es anfänglich, daß Überlegen mit Philosophen zusammen gebracht werden, ein Lacordaire mit einem Joseph, ein Lamennais neben einem Cousin, dem Urbericht des Maire, dem Supplikanten des Herrn Major Collard, dem berühmten Metaphysiker, der, nachdem

er einen großen Theil seiner Bildung auf deutschen Universitäten bekommen hat, gegenwärtig durch Deutschland reist, um — das Unterrichtsverfahren dieser berühmten Einrichtung besser kennenzulernen. Dichter, wie Lamartine, Verner, Delavigne und Hugo Witte sind unseres Verfassers höchst schätzbare Mitglieder einer Deputirten-Räthner, die es mit hoher Realität zu schaffen hat; und neben diesen Namen erster Ränge müssen dann auch ein Wignac und ein Guizot ihre Pläne finden, jener als Geistler einer neuen historischen Schule, dieser als geistreicher Schrift und als ein Mann von administrativer Erfahrung. Daß sie verschiedenartige Geister nicht zu vereinigen sind, das eine so zusammengefügte Deputirten-Räthner zu einer Art von Zivilhand wird, und daß dies Zivilhand um so geschicklicher auf die Gesellschaft zurückwirkt, je sorgfältiger alles, was von ihm ausgeht, aufgezeichnet und verbreitet wird; — mit einem Worte: Daß diese Art, das Geschäft herauszubringen, die Regierung in dem Urtheil der Regiereten je mehr und mehr herausfordert, und, anstatt Ignoranz eine moralische Autorität zu gründen, zum Aufzug herausfordert und zu neuen Umerziehung treibt: Dies ist etwas, das, wie sehr es auch am Tage liegen möge, in Frankreich, selbst von den Gelehrten, nicht gefaßt wird, weil auch diese, im Vortheile besungen, immer nur das zurückfinden, was ihrem angeblichsten Wertheil entspricht.

Unser Verfasser sagt: „Ich muß den Vorwurf von mir abreden, als wollte ich auf der Räthner eine Versammlung schöner Geister, eine Akademie machen. Das ja Tage giebt es keine schönen Geister mehr, die sich nur mit kleinen Werken und mit kleinen Preisen beschäftigen; es

gibt keinen vollständigen Mann mehr, der nur Bürger wäre; vor allen Dingen ist man jetzt Bürger, und nimmt mehr Interesse an seinem Vaterlande, als an den Werken seiner Freunde."

Zugrabe, daß das Gegenteil der Fall sei: folgt auf dem Interesse, daß man an seinem Vaterlande nimmt, auch nur im mindesten, daß man den rohern Theile beseitigen kennt und zu fördern versteht? Vor allen Dingen gehört hierzu, daß man nicht Vorurtheile läuft, daß man die Freiheit nicht auf Kosten der Ordnung willt, und folglich diese durch alle die Mittel befähigt, welche die Erfahrung aller Zeiten als die berechtigsten empfiehlt. Wie viele von den Mitgliedern der Deputirten-Kammer sind aber wohl im Stande, zu diesem großen Werke beizutragen? Daß es bisher unter ihnen gefunden werden kann, kann nur Deutjungen bestimmen, welcher nicht weiß, wohin ein Schankel-System führt; daß seine Entstehung einen Chindre verdarft; nämlich der Chindre einer Volls-Gouvernanz. Wie die Deputirten-Kammer Frankreich während der letzten schönen Jahre auch zusammengelegt seyn möchte: kein Ministerium hat mit ihr aufhalten können. Kein Wunder! Denn, wenn das Volk sich, wäre es auch nur in seinen Abgeordneten, zum Geschäft aufmacht, und Richtungen, die es empfanden muß, zu geben verlangt, so ist das gesellschaftliche Chaos niemals weit, und dies Chaos zu ordnen wird für Deutjungen, welche sich damit befassen, zu einer Unmöglichkeit. Was ist doch allein individuelle Kraft, selbst einer einzigen Ministeriums, wenn sie unablässig von Denen neutralisiert wird, deren Bestimmung auf Widerstand lautet?

Die Verteilung ist in einem solchen Falle immer, daß das Ministerium stark ist. Allrin mehrere dieser Stiche nehmen, wenn man mit Gegnern zu thun hat, die, welche Waffen sie auch gebrauchen mögen, bei Unfalls der großen Menge gewiß seyn können, weil diese den Kampf liest, und über noch so unverdiensten Wiederlage des Ministeriums ihren Beifall giebt? Um allrd mit Einem Worte zu sagen: an jetzt auf Wallf. Gouvernement gebauter Präfektur-Systeme knüpft sich die Freiheit; und da von allen Chancionnern einer Regierung die Freiheit mit sich selbst der allgemeinheitlichste ist, den es geben kann: so darf man sich nicht darüber wundern, wenn Wallf. welche die Systeme angenommen haben, nicht aus dem Zustande der Freiheit herausdrücken. Das einzige Mittel, den Bürgerkrieg zu vermeiden, besteht für sie darin, daß sie den Krieg auf andere Weise übertragen, und diesen so lange fortsetzen, bis in ausgedehntem Erobrungen die Stellung gefunden ist, d. h. bis unbedeutete Verhältnisse sie zur Wänderung ihres organischen Gesetze gezwungen haben. Mit einer dreisichm. Initiative den inneren Frieden bewahren wollen, heißt die Kontratur des Reichs suchen, aber sich auf etwas einzulassen, das nicht zu finden ist.

Wir Ihnen jetzt zu dem Punkt jießt, von welchen wir ausgegangen sind, nämlich zu dem Hauptgegenstande der Erörterung in der vierjährigen Sitzung der beiden Kammen.

Dies ist, wie wir wissen, die Evidenzheit der Partei. Den Wünschen der Liberalen zu folge, soll sie aufhören; und allrd, was seit dem Eintritt der letzten Revolution in Frankreich geschehen ist, spricht dafür, daß sie

nicht länger fortbauen kann; denn sie ist zu einem formellen Ausdruck geworden, dessen hemmende Kraft sich nicht verbrannen läßt. Wenn eine Erkenntung, die den Gegnern betreffend, so schlägtig auf die Bahn gebracht wird; so scheint der Verteidigungsgrund kein anderer zu sein, als daß die für den Krieg gesetzte Partei kein besseres Werkzeug kann, das Ministerium in eine große Verlegenheit zu führen, und Herrn Casimir Perier von dem Staatsdienst zu entfremden. Das Ministerium hat ein natürlicheß Interesse, die Erblichkeit der Vaterwürde zu vertheidigen; darin es sieht darin ein Ordnungsmittel, das hauptsächlich auf die Bewahrung der Erblichkeit des Thrones abzielt, indem diese ohne Analogen bleiben würde, wenn die Erblichkeit der Partei aufgeopfert werden müßte. Doch je besser die Partei der Erbregung weiß, desto fester steht ihr Entschluß, alles aufzubringen, was sie den Sieg verschaffen kann. Die europäische Welt wird also Zeuge eines Kampfes werden, wie er bisher noch nicht erlebt worden ist: eines Kampfes, dessen Folgen nicht bloß über Frankreich hinaus, sondern auch über die drei meisten europäischen Staaten entscheiden dürften. Die Streiche gegen die erbliche Vaterwürde sind nämlich direkte und indirekte zugleich. Sie sind das erste, sofern sie sich nur auf die Erblichkeit der Vaterwürde beziehen; sie sind das letzte, sofern sie gegen die Erblichkeit des Thrones gerichtet sind. Das gegen den Willen einer sehr großen Zahl französischer Publizisten und Staatsmänner führt Ludwig Philipp den Abnigthtitel; sie verschämen diesen, weil er Erinnerungen in sich schließt, die ihnen zuwider sind. Zeit sicher führen sie an der Stelle des Königs einen Präsidenten nach dem Muster, welches der nord-

amerikanischer Freistaat aufstellt. Um nun zu diesem Ziele zu gelangen, d. h. um die erbliche Monarchie in eine Wahlmonarchie zu verwandeln, werden sie kein Argument, wie abgeschmackt es auch seyn möge, unbraue lassen, während das Ministerium nicht geringe Macht haben wird, die die heilige Ordnung der Dinge mit Erfolg zu verheiligen. Was und betrifft, so wünschen wir ihm den Erfund aller mahrhaft eisichtbaren Rechthabenden, zu welchen wir, vor allen, jenes Herrn Graefrede zählen, der, ohne zu den Illustres zu gehören, in so ziemlich sechzen Stussägen gezeigt hat, wie sehr er einen Liberalismus verabscheut, der noch etwas mehr will, als nach dem Bedürfniss der Gesellschaft in der Zeit entspricht. Sollte das Ministerium in diesem Rampfe unterliegen, so sehn wir zwei Dinge mit der größten Beiläufigkeit vorher, nämlich: 1) die Auflösung des jetzigen Ministeriums, und 2) einen kurzen Krieg, dessen Dauer sich nicht berechnen läßt.

100
101
102
103
104
105
106
107
108
109
110
111
112
113
114
115
116
117
118
119
120
121
122
123
124
125
126
127
128
129
130
131
132
133
134
135
136
137
138
139
140
141
142
143
144
145
146
147
148
149
150
151
152
153
154
155
156
157
158
159
160
161
162
163
164
165
166
167
168
169
170
171
172
173
174
175
176
177
178
179
180
181
182
183
184
185
186
187
188
189
190
191
192
193
194
195
196
197
198
199
200
201
202
203
204
205
206
207
208
209
210
211
212
213
214
215
216
217
218
219
220
221
222
223
224
225
226
227
228
229
230
231
232
233
234
235
236
237
238
239
240
241
242
243
244
245
246
247
248
249
250
251
252
253
254
255
256
257
258
259
260
261
262
263
264
265
266
267
268
269
270
271
272
273
274
275
276
277
278
279
280
281
282
283
284
285
286
287
288
289
290
291
292
293
294
295
296
297
298
299
300
301
302
303
304
305
306
307
308
309
310
311
312
313
314
315
316
317
318
319
320
321
322
323
324
325
326
327
328
329
330
331
332
333
334
335
336
337
338
339
340
341
342
343
344
345
346
347
348
349
350
351
352
353
354
355
356
357
358
359
360
361
362
363
364
365
366
367
368
369
370
371
372
373
374
375
376
377
378
379
380
381
382
383
384
385
386
387
388
389
390
391
392
393
394
395
396
397
398
399
400
401
402
403
404
405
406
407
408
409
410
411
412
413
414
415
416
417
418
419
420
421
422
423
424
425
426
427
428
429
430
431
432
433
434
435
436
437
438
439
440
441
442
443
444
445
446
447
448
449
450
451
452
453
454
455
456
457
458
459
460
461
462
463
464
465
466
467
468
469
470
471
472
473
474
475
476
477
478
479
480
481
482
483
484
485
486
487
488
489
490
491
492
493
494
495
496
497
498
499
500
501
502
503
504
505
506
507
508
509
510
511
512
513
514
515
516
517
518
519
520
521
522
523
524
525
526
527
528
529
530
531
532
533
534
535
536
537
538
539
540
541
542
543
544
545
546
547
548
549
550
551
552
553
554
555
556
557
558
559
559
560
561
562
563
564
565
566
567
568
569
569
570
571
572
573
574
575
576
577
578
579
579
580
581
582
583
584
585
586
587
588
589
589
590
591
592
593
594
595
596
597
598
599
599
600
601
602
603
604
605
606
607
608
609
609
610
611
612
613
614
615
616
617
618
619
619
620
621
622
623
624
625
626
627
628
629
629
630
631
632
633
634
635
636
637
638
639
639
640
641
642
643
644
645
646
647
648
649
649
650
651
652
653
654
655
656
657
658
659
659
660
661
662
663
664
665
666
667
668
669
669
670
671
672
673
674
675
676
677
678
679
679
680
681
682
683
684
685
686
687
688
689
689
690
691
692
693
694
695
696
697
698
699
699
700
701
702
703
704
705
706
707
708
709
709
710
711
712
713
714
715
716
717
718
719
719
720
721
722
723
724
725
726
727
728
729
729
730
731
732
733
734
735
736
737
738
739
739
740
741
742
743
744
745
746
747
748
749
749
750
751
752
753
754
755
756
757
758
759
759
760
761
762
763
764
765
766
767
768
769
769
770
771
772
773
774
775
776
777
778
779
779
780
781
782
783
784
785
786
787
788
789
789
790
791
792
793
794
795
796
797
798
799
799
800
801
802
803
804
805
806
807
808
809
809
810
811
812
813
814
815
816
817
818
819
819
820
821
822
823
824
825
826
827
828
829
829
830
831
832
833
834
835
836
837
838
839
839
840
841
842
843
844
845
846
847
848
849
849
850
851
852
853
854
855
856
857
858
859
859
860
861
862
863
864
865
866
867
868
869
869
870
871
872
873
874
875
876
877
878
879
879
880
881
882
883
884
885
886
887
888
889
889
890
891
892
893
894
895
896
897
898
899
899
900
901
902
903
904
905
906
907
908
909
909
910
911
912
913
914
915
916
917
918
919
919
920
921
922
923
924
925
926
927
928
929
929
930
931
932
933
934
935
936
937
938
939
939
940
941
942
943
944
945
946
947
948
949
949
950
951
952
953
954
955
956
957
958
959
959
960
961
962
963
964
965
966
967
968
969
969
970
971
972
973
974
975
976
977
978
979
979
980
981
982
983
984
985
986
987
988
989
989
990
991
992
993
994
995
996
997
998
999
999
1000
1001
1002
1003
1004
1005
1006
1007
1008
1009
1009
1010
1011
1012
1013
1014
1015
1016
1017
1018
1019
1019
1020
1021
1022
1023
1024
1025
1026
1027
1028
1029
1029
1030
1031
1032
1033
1034
1035
1036
1037
1038
1039
1039
1040
1041
1042
1043
1044
1045
1046
1047
1048
1049
1049
1050
1051
1052
1053
1054
1055
1056
1057
1058
1059
1059
1060
1061
1062
1063
1064
1065
1066
1067
1068
1069
1069
1070
1071
1072
1073
1074
1075
1076
1077
1078
1079
1079
1080
1081
1082
1083
1084
1085
1086
1087
1088
1089
1089
1090
1091
1092
1093
1094
1095
1096
1097
1098
1099
1099
1100
1101
1102
1103
1104
1105
1106
1107
1108
1109
1109
1110
1111
1112
1113
1114
1115
1116
1117
1118
1119
1119
1120
1121
1122
1123
1124
1125
1126
1127
1128
1129
1129
1130
1131
1132
1133
1134
1135
1136
1137
1138
1139
1139
1140
1141
1142
1143
1144
1145
1146
1147
1148
1149
1149
1150
1151
1152
1153
1154
1155
1156
1157
1158
1159
1159
1160
1161
1162
1163
1164
1165
1166
1167
1168
1169
1169
1170
1171
1172
1173
1174
1175
1176
1177
1178
1179
1179
1180
1181
1182
1183
1184
1185
1186
1187
1188
1189
1189
1190
1191
1192
1193
1194
1195
1196
1197
1198
1199
1199
1200
1201
1202
1203
1204
1205
1206
1207
1208
1209
1209
1210
1211
1212
1213
1214
1215
1216
1217
1218
1219
1219
1220
1221
1222
1223
1224
1225
1226
1227
1228
1229
1229
1230
1231
1232
1233
1234
1235
1236
1237
1238
1239
1239
1240
1241
1242
1243
1244
1245
1246
1247
1248
1249
1249
1250
1251
1252
1253
1254
1255
1256
1257
1258
1259
1259
1260
1261
1262
1263
1264
1265
1266
1267
1268
1269
1269
1270
1271
1272
1273
1274
1275
1276
1277
1278
1279
1279
1280
1281
1282
1283
1284
1285
1286
1287
1288
1289
1289
1290
1291
1292
1293
1294
1295
1296
1297
1298
1299
1299
1300
1301
1302
1303
1304
1305
1306
1307
1308
1309
1309
1310
1311
1312
1313
1314
1315
1316
1317
1318
1319
1319
1320
1321
1322
1323
1324
1325
1326
1327
1328
1329
1329
1330
1331
1332
1333
1334
1335
1336
1337
1338
1339
1339
1340
1341
1342
1343
1344
1345
1346
1347
1348
1349
1349
1350
1351
1352
1353
1354
1355
1356
1357
1358
1359
1359
1360
1361
1362
1363
1364
1365
1366
1367
1368
1369
1369
1370
1371
1372
1373
1374
1375
1376
1377
1378
1379
1379
1380
1381
1382
1383
1384
1385
1386
1387
1388
1389
1389
1390
1391
1392
1393
1394
1395
1396
1397
1398
1399
1399
1400
1401
1402
1403
1404
1405
1406
1407
1408
1409
1409
1410
1411
1412
1413
1414
1415
1416
1417
1418
1419
1419
1420
1421
1422
1423
1424
1425
1426
1427
1428
1429
1429
1430
1431
1432
1433
1434
1435
1436
1437
1438
1439
1439
1440
1441
1442
1443
1444
1445
1446
1447
1448
1449
1449
1450
1451
1452
1453
1454
1455
1456
1457
1458
1459
1459
1460
1461
1462
1463
1464
1465
1466
1467
1468
1469
1469
1470
1471
1472
1473
1474
1475
1476
1477
1478
1479
1479
1480
1481
1482
1483
1484
1485
1486
1487
1488
1489
1489
1490
1491
1492
1493
1494
1495
1496
1497
1498
1499
1499
1500
1501
1502
1503
1504
1505
1506
1507
1508
1509
1509
1510
1511
1512
1513
1514
1515
1516
1517
1518
1519
1519
1520
1521
1522
1523
1524
1525
1526
1527
1528
1529
1529
1530
1531
1532
1533
1534
1535
1536
1537
1538
1539
1539
1540
1541
1542
1543
1544
1545
1546
1547
1548
1549
1549
1550
1551
1552
1553
1554
1555
1556
1557
1558
1559
1559
1560
1561
1562
1563
1564
1565
1566
1567
1568
1569
1569
1570
1571
1572
1573
1574
1575
1576
1577
1578
1579
1579
1580
1581
1582
1583
1584
1585
1586
1587
1588
1589
1589
1590
1591
1592
1593
1594
1595
1596
1597
1598
1599
1599
1600
1601
1602
1603
1604
1605
1606
1607
1608
1609
1609
1610
1611
1612
1613
1614
1615
1616
1617
1618
1619
1619
1620
1621
1622
1623
1624
1625
1626
1627
1628
1629
1629
1630
1631
1632
1633
1634
1635
1636
1637
1638
1639
1639
1640
1641
1642
1643
1644
1645
1646
1647
1648
1649
1649
1650
1651
1652
1653
1654
1655
1656
1657
1658
1659
1659
1660
1661
1662
1663
1664
1665
1666
1667
1668
1669
1669
1670
1671
1672
1673
1674
1675
1676
1677
1678
1679
1679
1680
1681
1682
1683
1684
1685
1686
1687
1688
1689
1689
1690
1691
1692
1693
1694
1695
1696
1697
1698
1699
1699
1700
1701
1702
1703
1704
1705
1706
1707
1708
1709
1709
1710
1711
1712
1713
1714
1715
1716
1717
1718
1719
1719
1720
1721
1722
1723
1724
1725
1726
1727
1728
1729
1729
1730
1731
1732
1733
1734
1735
1736
1737
1738
1739
1739
1740
1741
1742
1743
1744
1745
1746
1747
1748
1749
1749
1750
1751
1752
1753
1754
1755
1756
1757
1758
1759
1759
1760
1761
1762
1763
1764
1765
1766
1767
1768
1769
1769
1770
1771
1772
1773
1774
1775
1776
1777
1778
1779
1779
1780
1781
1782
1783
1784
1785
1786
1787
1788
1789
1789
1790
1791
1792
1793
1794
1795
1796
1797
1798
1799
1799
1800
1801
1802
1803
1804
1805
1806
1807
1808
1809
1809
1810
1811
1812
1813
1814
1815
1816
1817
1818
1819
1819
1820
1821
1822
1823
1824
1825
1826
1827
1828
1829
1829
1830
1831
1832
1833
1834
1835
1836
1837
1838
1839
1839
1840
1841
1842
1843
1844
1845
1846
1847
1848
1849
1849
1850
1851
1852
1853
1854
1855
1856
1857
1858
1859
1859
1860
1861
1862
1863
1864
1865
1866
1867
1868
1869
1869
1870
1871
1872
1873
1874
1875
1876
1877
1878
1879
1879
1880
1881
1882
1883
1884
1885
1886
1887
1888
1889
1889
1890
1891
1892
1893
1894
1895
1896
1897
1898
1899
1899
1900
1901
1902
1903
1904
1905
1906
1907
1908
1909
1909
1910
1911
1912
1913
1914
1915
1916
1917
1918
1919
1919
1920
1921
1922
1923
1924
1925
1926
1927
1928
1929
1929
1930
1931
1932
1933
1934
1935
1936
1937
1938
1939
1939
1940
1941
1942
1943
1944
1945
1946
1947
1948
1949
1949
1950
1951
1952
1953
1954
1955
1956
1957
1958
1959
1959
1960
1961
1962
1963
1964
1965
1966
1967
1968
1969
1969
1970
1971
1972
1973
1974
1975
1976
1977
1978
1979
1979
1980
1981
1982
1983
1984
1985
1986
1987
1988
1989
1989
1990
1991
1992
1993
1994
1995
1996
1997
1998
1999
1999
2000
2001
2002
2003
2004
2005
2006
2007
2008
2009
2009
2010
2011
2012
2013
2014
2015
2016
2017
2018
2019
2019
2020
2021
2022
2023
2024
2025
2026
2027
2028
2029
2029
2030
2031
2032
2033
2034
2035
2036
2037
2038
2039
2039
2040
2041
2042
2043
2044
2045
2046
2047
2048
2049
2049
2050
2051
2052
2053
2054
2055
2056
2057
2058
2059
2059
2060
2061
2062
2063
2064
2065
2066
2067
2068
2069
2069
2070
2071
2072
2073
2074
2075
2076
2077
2078
2079
2079
2080
2081
2082
2083
2084
2085
2086
2087
2088
2089
2089
2090
2091
2092
2093
2094
2095
2096
2097
2098
2099
2099
2100
2101
2102
2103
2104
2105
2106
2107
2108
2109
2109
2110
2111
2112
2113
2114
2115
2116
2117
2118
2119
2119
2120
2121
2122
2123
2124
2125
2126
2127
2128
2129
2129
2130
2131
2132
2133
2134
2135
2136
2137
2138
2139
2139
2140
2141
2142
2143
2144
2145
2146
2147
2148
2149
2149
2150
2151
2152
2153
2154
2155
2156

Untersuchungen über die allmähliche Entwicklung des preußischen Staates. (Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Gegebenheiten während der ersten acht Regierungsjahre Friedrich Wilhelms des Ersten.

Was durch Friedrich des Ersten standhaftir Teilnahme an den Händeln Europa's für die Vergleichung der Monarchie geleistet wurde, vertient kaum in Ansatz gebracht zu werden. Wir haben nicht unbraucht gelassen, daß dieser König den schwäbischen Frieden an Preußisch prüft gab. Dagegen erworb er Theile durch Kauf, Theile durch Erbschaft: 1) Lübeckburg mit 2 Gewichtsmilen; 2) Mörs mit 6; 3) Lingen mit 9; 4) Lübeckburg mit 6; 5) Steinbühl und Balengin mit 17 Gewichtsmilen. Durch diese Erwerbungen war die Monarchie um 40 Gewichtsmilen vergrößert, und folglich nach Abzug des schwäbischen Kreises, ein nicht zusammenhängendes Geviert von 2078 Gewichtsmilen.

Bei weitem wichtiger war das, mit dem Königstuhl gleichzeitig erworbenes jus de non appellando. Ohne dieses Verrecht würde das neu geschaffene Königreich mit seinem organischen Besitz an die Verfassung des Deutschen Reichs getroffen geblieben, und eben dadurch unfähig gemacht worden seyn für alle Verbesserungen, sowohl in seiner Gesetzgebung, als in seiner Rechtschaffenspflege: denn die Untertanen hatten, während der Dauer der früheren Einrichtungen, das Recht, ihren Landesherren bei den Reichsgerichten zu verklagen, und wie wenige auch von diesem Rechte Gebrauch machen machten, so begreift man doch auf der Stelle, daß darin ein mächtiges Hinderniß für alle Gesetzesrechte lag, welche ihren Ursprung in der höheren Monarchie des Königs hatten. Gouvernanz war nun einmal unverträglich mit der Königlichkeit von Reichsgerichten. Sollte demnach jene erworben werden, so durfte das jus de non appellando nicht fehlen; und wie dringend auch die Errichtung dieses Rechts über Verrechts seit langer Zeit gestossen seyn mochte, so wird es doch Friedrich dem Ersten immer zum Nachme gereichen, daß er seinem Staate ein Ober-Appellations-Gericht gab. Seine Monarchie trat dadurch in ein freies Verhältniß zu den Einzelstaaten Deutschland; und mit voller Wahrheit läßt sich behaupten, daß die Kette, die sie seitdem spulte, mitsamt auf diesem Verzuge gebaut war. . . .

Friedrich Wilhelm der Erste hatte seit sechs Monaten sein tier und grausigstes Jahr präufigelegt, als er seinen Sohn in die Regierung folgte. Wie hat er einen Königen gegeben, der seinem Vorgänger noch unähnlicher gewesen wäre; und dies hing mit Dingen zusammen, die man sich

nicht ungern bergrimmig ist; weil sie Rücksicht geben über die Art und Weise, wie der Charakter sich bildet.

Man darf behaupten, daß die Königin Sophie Charlotte einen sehr merklichen Anteil an der Charakterbildung ihres Sohnes hatte; doch war dieser Anteil mehr negativ als positiv. Die gescheitete Frau ließ es gewiß nicht an ihren Gemüthsungen fehlen, den Kürbli ihres Sohnes zu einem vorzülichen Helden auszubilden; allein wenn sie glaubte, daß Heselot's Zelemach ihr dabei zu Hülfe kommen könnte, so irrte sie: denn Ideale werden nur dadurch wissam und lebendig, daß sie ihr Analogon in demjenigen finden, der sie in sich aufnehmen soll. Was Friedrich Wilhelm, von der frühesten Jugend an, aufzog, war Eigensinn und Häßlichkeit: Eigenschaften, zu welchen seine Mutter durch allzu leicht getriebene Nachsicht und Zärtlichkeit selbst den Grund gelegt hatte. Vermöge dieser Eigentümlichkeit verwarf der junge Prinz sie sehr oft, was ihm als Gewalt erschien. Da er keine Weisheit hatte, in ihrem Umgang seine Gemüthskräfte sich höher bilden lassen, so geriet man auf den Gedanken, ihn in einem Alter von vier Jahren an den Hof seiner Groß-Mutter zu bringen, um er Gelegenheit finden sollte, in dem Verkehr mit den Kindern des Kurfürsten, noch heiligen Königt von England, seine Schrecken abzulegen. Doch auch dies Mittel blieb so unerreichbar, daß man, um den Kindeskreis, wherein er mit seinem Vetter Georg, dem Nachfolger seines Vaters auf dem englischen Thron, stand, ein Ende zu machen, die Zärtlichen trennen mußte. Nach seiner Zurückfahrt in Berlin dem General-Lientenant Grafen Alexander von Dohna zur Er-

ziehung übergaben, scheint Friedrich Wilhelm die ersten Charakterzüge in der Erziehung für einen Mann geschlagen zu haben, denn es nicht an schätzbaren Eigenschaften fehlt; denn der Mensch verband mit einem strengen, scharf und beschleißhaberischen Wesen eine ungewöhnliche Toleranz und Offenungsfähigkeit: Eigenschaften, welche auf Friedrich Wilhelm übergingen, ohne daß es dazu einer strengen Erziehung bedurfte hätte. Desto weniger verbandte der Prinz einen Lehrer; dieser war ein gewisser Richter, ein Schmied von Geburt. Was auch an früher Wissenschaft sehr machte vermagte früher Weisheit und seiner widerwärthigen Persönlichkeit flügte er dem Prinzen nur Ekel für die Wissenschaft ein, wobei daß Schlimmste war, daß dieser Ekel bleibend wurde.

Jetzt Zeitalter hat seine eigenhändlichen Siebhaberreien. . . . Die der Fürsten in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren — schändliche Szenen; denn jene galten nur, sogenan für vergleichend aufzutischen konnten. Hiermit hing zusammen, daß die Erziehung eines Thronvererbens, von einem gereissen Alter an, eine mildredische seyn mußte. Friedrich Wilhelm erhielt also in seinem vierzehnten Jahre, in der Person des Obersten Grafen Gisek von Gieskstein, einen Oberhofmeister, der den Auftrag hatte, den Kronprinzen im Kriegswesen zu unterrichten. Dieser Unterricht hatte kaum ein Jahr gehabt, als der König einen Sohn in den geheimen Kriegsberath einzuführen. Von jetzt an hatte Friedrich Wilhelm den Wirkungskreis gefunden, worin er sich ausschließlich gefiel. Seine Weisheit für den Militärstand wuchs, als sein Vater nach dem Beispiel, das früher der Kurfürst zuerst gegeben hatte, für ihn zwei Kom-

pagnim segmentarier Qualität erwiderte, die aus lauter jungen Vorlieben bestanden; von dieser Vorliebe aber wurde zur Fehlenschaft, als ihm ein Regiment zu Theil wurde.

In einem gesellschaftlichen Zustande, wie in die Erhebung aufgerückt hat, Zweck der National-Ökonomie zu seyn, spielt sich an das Willkür-Wesen fast notwendig ein Spiel, der seine erste Quelle in der Qualität hat. Für Friedrich Wilhelm, so jung er auch noch war, wurde es daher Richtungsbestäffigung, gesetzte Rute anzuwenden und Vieh zu peinen, zu ausköpfen und zu sperren. Die Epoche der Theale, welche in der Regel mit dem sechzehnten Jahre eintritt, war für ihn gekommen; und da um eben diese Zeit sein Fürst die europäische Welt noch mehr bestäffigte, als Karl der Große durch seinen Heldenmuth und seine Gedenkwerken, so möge sich wohl annehmen, daß der damals junge Schneckenburg das Ideal Friedrich Wilhelms war: eine Veranlagung, welche um so gänzlicher ist, da eben dieser Friedrich Wilhelm auch in einem vergleichsweise Alter nicht aufhörte, Karl den Großen hochzuwerten. Ein praezens nimmen für ihn aber war der Fürst Kropelb von Dössen, dieser aufgerückte Mann, der durch sein ganzes Wesen den Soldaten und den Sonderling anführte, der, arbeitsam und unermüdlich thätig, Hute und Käfer, Wangel und Überfluss mit gleicher Standhaftigkeit errang, der das Wohlleben der Hölle hatte, den Freiengeschöpfen verabtheute, und sich nur im Umgange mit Schönen weßbefand; ferner, den man Deutschland Karl den Großsten nennen könnte, und der sich ganz unschärbar als einen solchen ausgabt habe zu würden, wenn er weniger abhängig gewesen wäre. Dieser Kropelb von Dössen erheit

Friedrich Wilhelm ganzes Vertrauen und bestellte ihn nicht meist in seinen Reisen.

Angeregt durch das Beispiel seines Bruders, wünschte Friedrich Wilhelm den Krieg auf unmittelbare Anschauung seines zu lernen. Er begab sich also im Jahre 1709 nach Holland, wo er der Regierung von Dordick (Leurmai) beimachte. Damals etwa ein und zwanzig Jahre alt, mochte er die Bekanntschaft der berühmtesten Generale seiner Zeit: des Prinzen Eugen von Savoyen und des Herrn von Marlborough. Wie diese Bekanntschaft auf ihn undurchdringlich, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben; doch saß er während seines Aufenthaltes in Holland, auf eine besondere Veranlassung, den Entschluß, in der Entstehung der preußischen Kriegsmacht noch weiter zu gehen, als sein Vater. Es schien nämlich zwei britische Generale in seiner Gegenwart darüber, welche Kriegsmacht ein König von Preußen auf eigenen Mitteln unterhalten könnte: während der eine die Zahl auf 20,000 Mann stellte, wollte der andere nicht mehr benötigen, als 15,000. Der Prinz Eugen, seiner Seite, behauptete, daß sein Vater, wenn er wollte, 20,000 Mann unterhalten könnte. Die lähmende Weise aus, womit seine Gegner diesen Ausbruch veranlaßten, läßt sich dadurch nicht hätte herausgefordert fühlen. Sein Vorschlag war von diesem Augenblick an, der Welt zu zeigen, wie weit die Kraft des preußischen Staates mit einer besseren Finanz-Verwaltung reiche.

Seit dem Jahre 1708 (bis sein Vater ihm die Staats-
herrschaft während seines eigenen Aufenthaltes im Parla-
mente, übertragen hatte) eingesetzt in die Regierungsga-

schäfste, wogegen Friedrich Wilhelm gern, wie es angefangen sei, um Wert zu halten wegen einer Verhöhnung, die in der Höhe des Kreises ihm eigentlich nur entstiegen war. Kaum hatte also Friedrich der Große seine Wogen geschlossen, so ließ er den Oberhofmarschall von Prinz die Quittung abfordern, durchlief sie flüchtig, durchlief den Hof-Crat und gab ihn an den Hofmarschall mit den Worten zurück: „Hiermit fassst ich alle Hof-Chargen meines Vaters; doch Niemand unterstelle sich, den Hof vor dem Leichenbegängnis des verstorbenen Königs zu verlassen.“¹⁴ Fast drei Monate lang dauerten die Vorbereitungen zur Beisetzung des königlichen Erbenahms: ein prunkvoller Zeitraum für Dieben, welche sich darauf gefasst halten mussten, daß ihre Quittierung nicht ausführbar werden, und dabei Zeugen waren, wie der junge König selbst alle Einerbungen traf, nicht ohne die Ausgaben genau zu berechnen. Der Verfang fehlt es nicht an Vemp; denn dieser gebürtige vor allem einem Kavalier, der, sein ganzes Leben hindurch, den Vemp geliebt hatte. Doch unmittelbar darauf trat das Erstaunungs-System ein, das, mit französischer Strenge durchgeführt, den främmig-begenen Stab, indem es ihn gerade machen wollte, nur nach der andern Seite hin främmte, und dem gesamten Staate die Gestalt eines sichenden Paares gab.

Ein großer Thrill der Kammerherren und Kammerjunker ließ sich grabhaftig, den Hofschen gegen den bestreitbaren Militärdienst zu vertauschen; was diesen Wechsel schuf, wurde abgedunkelt. Nur 12 von 100 Kammerherren wurden beibehalten. Auf gleiche Weise verminderte der König das Heer der Pagen und Kammerjunker. Die franzö-

sischen Schauspieler und italienischen Sänger wurden er-
 sucht, ihr Brot auswärts zu suchen, und von den 24
 Hochkomponisten und den zahlreichen Spielmeistern, von
 denen jeder Eintritt jährlich 223 Thaler bezogen hatte, blieb
 kein Einiger. Es verschwand der Bischofstitel, den Fried-
 rich der Erste geschaffen hatte, um der königlichen Würde
 höhere Weile zu geben; der Wernand war, daß ein sol-
 cher Titel sich nicht stände für protestantische Geistliche, der
 rechte Vertragsgrund aber war einstreuig, daß die höhere Geist-
 lichkeit sich nicht gelüsten lassen möge, mit ihrem Garderou-
 gen über die Schranken der christlichen Demut hinauszu-
 geben. Nicht ihm Friedrich Wilhelm dem Ersten über-
 flügelt, als ein Ober-Gremien-Meister; auch wurde
 nicht von allen entlassen. Die Sämmer-Würde und die
 Grands Mousquetaires wurden abgedankt, die Garde du
 Corps mit den Gensd'armes zusammengeschmolzen, und
 der Grand maître de la Garderobe in einen Regiment-
 Chef verwandelt. Sie hatten das Oberhauptamt und die
 in Berlin eingerichtete Wissenschaftsakademie den Verfall des Königs
 gehabt; beide wurden also, als unruhige Unruhen aufgethe-
 ben. Die Akademie der Wissenschaften sah sich in ihrem
 Einkommen bestredt, und rüttete ihr schwaches Leben nur
 dadurch, daß man dem königlichen Reformator vorstelle,
 wie mit ihrer Auflösung die Bildung geschilderter Wund-
 dringe und die Freiheit in verschiednen, für die Künste
 sonst nicht unfeindlichen Wissenschaften würden gehemmt wer-
 den. Da sich von der Akademie der bildenden Künste nichts
 Schlechtes aussagen ließ; so war ihr Untergang unabschlie-
 blich geworden. Professionen, welche Friedrich der Erste aus-
 gezeichneten Gelehrten und Künstlern bewilligt hatte, wurden

geschriften, und der König der sonstigen Hoffabilitäten ver-
einfacht. Was der prachtvollste Vater am Juwelien und
goldenen und silbernen Geschirren gesammelt hatte, hat der
vom Ersparungsgenügt beliebte Sohn als rothe Kapitale aus,
die nur allzu lange unbewegt gelegen, die Wunsch Er-
spartungen zu machen, die zur Verstärkung des Hauses ver-
treter werden könnten, drohte sich selbst über den Markt-
stall aus, der nicht blieb in seinem Personal, sondern füllt
in Priestern und Geistlichen reformiert wurde. Möchte Kla-
gen auch über ein so ungerecht Verfahren erhoben werden
möchten: der junge König blieb taub gegen die Stimme
des Wissensgenügs, nur darauf bedacht, wie er die Kette
eines Selbstbeherrschers durchsichtig weile: eine Kette, welche
noch weit mehr auf seinem Charakter, als auf den Um-
ständen hervorging, sechein er sich befand; denn wir werden
geklärt führen, daß diese nach dem Urtheil Grieben (der
im Jahre 1713 zu Stande kam) nichts weniger als un-
günstig waren und folglich alle Hände überflüssig machen.
Um überlegen zu müssen Friedrich Wilhelm dem Großen die
Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, lassen es auf
Zugang anhant, selbst das Beispiel gab. Zu seiner
Rechtfertigung führte er an, „daß ein Thier mit dem Gut
und Blut seiner Untertanen sparsam zu Werke gehn müsse;“
und späterhin sagte der Urtheil der brandenburgischen Denk-
märdigkeiten von ihm: „er sei in dieser Hinsicht ein Phi-
losoph auf dem Thron getreten, durchaus verschieden von
jenen Gelehrten, die ihrer unfruchtbaren Wissenschaft in Spe-
kulacien über abstrakte Materien leben, welche sich aus
irr Gewissheit entzieren.“

Starke Hindernisse einer guten Finanz-Verwaltung

waren auf dem Wege gekommen. Das neue Gebäude mit Erfolg auszuführen, glaubte Friedrich Wilhelm das Verständniß des ehemaligen Ober-Präsidenten von Dandlmann zu brüksen. Er gab als diesen Würdiger freier Verwaltungsgeschäfte seine volle Freiheit und, ließ ihn nach Berlin kommen, stellte ihn auf eine ehrenvolle Weise dem Hof vor, und bat ihm seine treulichen Dienste wieder an. Doch Eberhard von Dandlmann hatte also bittere Erfahrungen gemacht, als daß er sich noch einmal der Gefahr bei Schriften hätte aussetzen solle: einer Gefahr, die, einem jungen, von heftigen Leidenschaften bewegten König gegenüber, nur alzu angemessen war. Der gesetzige Staatsmann entschuldigte sich also mit einem Meter und mit seinem, während einer vierjährigen Gefangenenschaft erlittenen Kummer, lehnte jede Flusserderung zu harschem Ratschlägen, welche an ihn erging, dadurch von sich ab, daß er den gegenwärtigen Stand der Dinge nicht genau genug zu kennen verstand — was unfehlig der Weisheit vollkommen gewiß war — und zog sich in die Einsamkeit zurück, wo er allein noch einen Trost für ihn gab.

Dirkt Conclusi war bei ehemaligen Premier-Ministern um so würdiger, weil er trog aller Achtung, welche Friedrich Wilhelm für ihn empfunden mochte, es nicht zu hin gebracht haben würde, den Höchsten Brozold von Dissen zu verordnen, der sich der Weisheit des jungen Königs auf eine überwiegende Weise bemächtigt hatte: eine Veränderung, welche durchaus erfolgen mußte, wenn, bei der Verliebt des Königs für das Minister, das andern Eyzem

berachteten werden sollte. Der Reichsälteste Dandelsmaus beraubt, wußte Friedrich Wilhelm seine Minister, wie sie seiner und des Fürsten von Dessaus Erblingsfeindung am besten entsprachen. ... Unter den neuen Ministern nahm der Herr von Grumbkow den ersten Platz in der Würdigung des Königs ein, der seine Bekanntschaft in Glückern gemacht hatte, wo er mit dem Prinzen Encke und dem Herren von Marlborough in vertraulicher Verbindung gewesen war. Dem Herrn von Grumbkow schloß es wider an Ehrerbietung des Geistes, noch an jener Geschmeidigkeit, wodurch man sich nothwendig mache. Galt es Entsprechung von umfassenden Plänen, so war er der rechte Mann. Nicht so, wenn diese Pläne durchgeführt werden sollten. Was ihm dabei ein meiden schaute, war die Unvergleichlichkeit seiner Bildungsfähigkeit und sein überwiegender Hang zum Geschicklichen. Friedrich Wilhelm blieb nicht blind gegen diese Fehlerchen. Gleichwohl behauptete sich Herr von Grumbkow bis zum letzten Augenblick eines Schaus in der Kunst des Königs durch seine mantere Faust, durch seine Gabe gut zu erzählen, durch sein Talent stark zu treiben, ohne jemals bewusst zu werden, vor allem aber durch die Soergfalt, welche er anwendete, die Erbgarde mit großen Kräften zu versorgen. Nun machte Friedrich Wilhelm, weil er seine Weisheit kannte, am Menschenhause den größten Goldgeschenk (in der Regel 5000 Thaler); und dafür gewiß er den Eher, den König mehrmals im Jahre an seiner mehrläufigen Tafel zu sehen: den König, der nicht selten zu seinen Höfen sagte: „wenn ich früher und herlicher essen wollte, als bei mir, so müßt ihr zum Grumbkow gehen...“

Der yedite Minister war Herr von Kraus, ehemals Subst.
itur beim Regiment des Kronprinzen, als Minister der
Gehmidt des Königs, und diesem nachherab durch Eigentüm-
lichkeit des Geistes und Herzras, wie sie sich bei Empo-
gelehrten sehr zusammenfanden. Obgleich in dem Reichs-
bank erholte, blieb Herr von Kraus auf Gründen, die sich
leicht erkennen lassen, diesem Stande gram, und ging hierin
so weit, daß mit vierzig, die denselben nicht ange-
hörten, auf seine Geschäftigkeit und Höflichkeit zucommen konn-
ten. Der Königs Achtung scherte sich dieser Mann durch
strengen Haushalt, hierin daß Gerechtigkeit von seinem Kol-
legen Grumbkem. Seine Integrität war so allgemein an-
erkannt, daß Niemand sich einzulassen ließ, seine Rechtschaf-
fenshrt und Treue in Zweifel zu gießen, als er ein beben-
tendes Verwegen hinterließ, daß er nur seiner Sparsamkeit
verdankte. . . . Der trüte Minister, den Friedrich Wilhelm
wählte, war Herr von Kraut, ursprünglich Landhändler,
dann Bankier, gelehrte Kriegsgeheimmeister unter Friedrich
dem Großen, dem er bedeutende Gunsten vergeschafft
hatte. Ihm vertraute der König das Kommerz- und
Wanckelbar-Departement, als demjenigen, der in den
seinen Wirkungskreis die besten Dienste leisten könnte. Auch
hieß der Monarch sich in dieser Beziehung künftig ergreif
an dem Herrn von Kraut gerüst, der, von praktischen Kennt-
nissen alter Art unterföhrt, die Dürre des öffentlichen Ein-
kommenß mit bei weitem besseren Erfolge verstärkt und
vermehrt, als ein alter Edelmann es an seiner Stelle ge-
leistet hätte, bei den Wocathysen, welche diesem Stande
noch vor einem Jahrhundert eigen waren *)

*) Was man überhaupt beweisen möchte, ob die Gleichgi-

Der Zweck dieser Ausstellungen war sein andrer, als sich bei seinem Nachnamen durch ein zahlreiches Heer in Achtung zu setzen. Große Wilhelm'sche Schicksale hatten den König getötet, wie gefährlich es ist, sich nicht verteidigen zu können. Was stattdessen durch die Vermüthungen des großen Kurfürsten und Erzherzog des Westen für die Erfüllung eines sich bietenden Herres geleistet war, schien ihm nicht ausreichend für die Bedürfnisse eines Staats, dessen Theile allein zerstreut waren, als daß er mit geringen Kräften hätte bestimmt werden können. Es kam hinzu, daß das Gleichgewichts-System seit dem Jahre, wo Wilhelm der Dritte den britischen Thron bestiegen hatte, verhälbiglich aber seit dem Anfang des spanischen Successions-Kriegs, eine Autorität gewonnen hatte, der ein Fürst, welcher gelten wollte, sich nicht versagen durfte. Wie weniger erschien zwei andere Betrachtungen: die Dauer des neapolitanischen Kriegs, dessen Hauptheuplatz Neapel und die Insel Sizilien geworden war, und die nahe Erfüllung des bergischen Lebhaft durch den Tod des Kurfürsten von der Pfalz, letzten Erbfolgers des Hauses Brauburg. Aus allen diesen Gründen zusammengenommen sah Friedrich Wilhelm für gut, seinem Heere einen Umsatz zu geben, an dessen Möglichkeit man bisher gewischt hatte. Die Umstände, unter welchen wird geschildert, werden in Betrachtung gezogen zu werden.

Ungleich, welche Friedrich Wilhelm der Abschluß darin berief, daß er seine Überzeuge, verhälbiglich alle die Groß-Vermüthung, nicht in die Auktion in der Blücher-Messe habe: Maria aberdurch von dem Verfahren aller seiner Vorgänger. Welches es, um folgerente Maßregeln zu haben? Zum zweyten würde die Woraussetzung den Charakter Friedrich Wilhelms am meisten entsprechen.

Oben ist bereitst beweist worden, daß der Friedens-
Vertrag, durch welchen der spanische Erbfolgen-Krieg be-
endigt wurde, dem Abschluß sehr nahe war, als Friedrich Wil-
helm den Thron bestieg. Dieser Abschluß erfolgte den 11.
April 1713 zwischen Frankreich und den Verbündeten, den
deutschen Kaiser aufgenommen. Sein wesentlicher Inhalt war,
daß Spanien und Frankreich nie vereinigt, die Nieder-
lande zu einer Barriere gemacht und dem Kaiser, au-
ßer dem Königreich Neapel, Sardinien, des Herzogtums
Mailand und der polnischen Häuser zu Ehren werden
sollten.

Um aufzufordern gewann England in dieser Friedens-
unterhandlung. Denn nicht genug, daß Frankreich seine
Forderungen hinsichtlich Niederlande, eines neuen Handels-
vertrags, der Abtretung von Gibraltar und Port Mahem,
der Negerhandels in Amerika, der Quellfahrt und dem
Nord-
Meerlande erfüllt, erreichte es auch, vermöge seiner engen
Verbindung mit Portugal, daß die beiden Ufer des Man-
gasen, flüssig dem König von Portugal gehörten,
und die Einwohner von Capone (einer französischen Re-
gion) von allem freien Handel ausgeschlossen seyn soll-
ten: ein Unrecht, welches Frankreich alle die Vortheile ver-
lor, welche der Handel mit Portugal ihm bisher gebracht
hätte. Holland, das soviel für England gethan hatte,
mußte sich mit der Sicherheit begnügen, die es durch die
Wiederherstellung der Niederlande an Österreich erhielt: eine Ent-
schädigung, welche Substanz der Sicherheit dadurch verblaßte,
daß es, gegen die Zuwendung von Hilfe mit seinem Zuhu-
rkern, einige unbedeutende Vorhandenheit der französischen

Niederlande abtrat, und sich bei dem Könige von Spanien für die Reibauer der alten Handelsverbindungen Niederlande mit Spanien zu verwenden vertraut. Der Herzog von Saboyen erhielt von Frankreich die Zuliefergabe Wigg's nebst mehreren Thälern, so daß die Alpenspalten, von jetzt an, die Grenze zwischen Frankreich und Savoyen bildeten; von Spanien, unter Frankreichs Beschleistung, Sizilien, mit dem Königstitel; von Österreich, frust des Allianz-Vertrages von Turin, einen Theil von Mecklenburg und mehrere kleine Herrschaften zur Übernahme. Der König von Preußen wurde durch Überredeten für das Herzogthum Braunschweig entbündigt, trotzdem er, als Groß-König Wilhelm des Dritten Anspruch machte; außerdem erhielt er die Oberhoheit von Mecklenburg und Waldeck; Errichtungen, welche vermehrte ihrer Entfernung von dem Mittelpunkt der pernöischen Staaten zur direkten Macht des Könige von Preußen vermehrten, deren höhere Macht jetzt von Frankreich anerkannt wurde.

Durch den Utrechtischen Friedensschluß sich selbst zurückgegeben, berühte sich Friedrich Wilhelm, seine Truppen aus den Niederlanden nach ihrer Heimath zurückzuziehen. Diese Regel war um so mehr verändert, weil der nordische Krieg eine Wendung genommen hatte, welche ihm nicht erlaubte, ein gleichgültiger Zuschauer derselben zu bleiben. In welcher Zahl jene zurückzogen, darüber ist nichts aufgezeichnet worden; genug, daß sie nicht länger mitbekommen werden konnten. . . .

Es war, wie wir oben erzählt haben, dem spanischen General Sternbeck gefolgt, die Dänen bei Geve-

besch zu schlagen. Dieser Sieg hatte jedoch seine andern Folger, als daß die Dänen, unterstützt von schwäbischen und russischen Truppen, zu Anfang des Jahres 1713 den schwedischen General in Emdingen einschließen, wo er sich auf Mangel an Lebensmitteln, mit seiner ganzen Mannschaft (etwa 12,000 Mann) ergaben müste. Schwedisch-Vomeren war, von jezt an, die natürliche Quelle des Sieges, welche nicht ermangelten, sich dieser Handel bis auf die Festungen von Gottorp und Schleswig zu bequemtigen.

Dies geschah zu einer Zeit, wo Karl der Zweite, nachdem ihm alles gescheitert war, was er versucht hatte um die Dänen gegen Russland aufzuturneln, in Kopenhagen in halber Gefangenschaft lebte, ohne daß man in Schweden wußte, was auf ihm geschehen sei. Die Menschen hierzu merkwürdigem Könige lachten, wie anziehend sie auch seyn mögen, in dieser Erzählung frünen Platz finden; genug, daß sein Aufenthalt in der Lüfte sich mit einer Verweilung nach Dometika endigte, wo er ein volles Jahr verweilte, ehe er die Erlaubniß erhielt, nach Deutschland zurückkehren zu dürfen. Die schwedische Regierung gleich inquisidion und einer Verlegenheit in die andern. Die einzige Einheit, die sich ihr dachte, war die König von Preußen, welcher, thut aus Sichtung für Karl den Zweiten, thut in Erledigung der Gefahren, welche bei der Fortdauer des Krieges sein eigenes Königreich bedrohen, unanfgesordert seine Vermittelung angeboten hatte. Diesen Umstand benützend, trug der Bischof von Lübeck, Christian August, als Verman und den auf seinem Staat vertretenen minderjährigen Prinzen von Holstein-Gottorp, berat auf, daß Gedächtnis Wilhelm sich entschließen möchte,

Eich-

Gottin und Wismar bis zur Befreiung der Trüger mit preußischen und holstein-gottorpschen Truppen zu besetzen. Der junge König wies einen Antrag nicht zurück, dessen Möglichkeit sich nicht verleugnen ließ. Im Juni 1713 wurde also zu Hamburg ein Vertrag geschlossen, in welchem der König von Preußen sich verbindlich machte, die Russen und Sachsen zu einem freiwilligen Abzug aus Schleswig-Holstein durch ein vorläufiges Opfer von 400,000 Thalern zu bewegen, und dafür Gottin und Wismar bis zum Frieden mit preußischen und holstein-gottorpschen Truppen zu besetzen. Dieser Vertrag blieb jedoch ohne Erfolg, weil der schwedische Kommandant von Gottin sich weigerte, perußische Truppen, ohne ausdrücklichen Befehl seines Herren, des damals noch in Brittanien befindlichen Königs Karl, zu lassen. Ohne die mindeste Empfindlichkeit darüber zu bezagen, wagte Friedrich Wilhelm seine Truppen zurück. Schleswig-Holstein, den Verheerungen der Russen und Sachsen preisgegeben, weil der General Wupperfeld — höchstes der Mäne des Kommandanten von Gottin — lieber kämpfen, als ein Exequitur gefasst zu wollen — Schleswig-Holsteinern empfand sehr bald die Golgen dieser Eigensinn. Der frische Sternkof, welcher den General Sternbeck entbündigt hatte, erschien an der Spitze seines aus Russen und Sachsen gesammelten Heers vor Gottin, und bombardierte diese Stadt schon Tage hindurch so heftig, daß Wupperfeld, um nicht das Schiffstal Sternbeck's zu haben, sich nach perußischer Vermittlung schaute. Die Russen und Sachsen zur Erstellung der Brückeleinheiten und zur Annahme der zwischen Friedrich Wilhelm und dem Bischof von Lübeck geschlossenen Konvention zu bewegen: Dieser nicht

gau; leichter Erfolge übernahm der habsburgische Minister Wallenow, und führte es glücklich zu Ende. Am 2. Okt. 1713 schmuggelten zwei schwedische Detachirte beim Herzog von Gottorp den Quad der Treue; die übrigen schwedischen Truppen räumten die Festung. Ehe nun Friedrich Wilhelm Gustav mit seinen Truppen kehrte, bestieg er in einer zu Edzweert mit dem Abgeordneten Knoblauch, Gottschald und Delitzsch gehaltenen Konferenz, daß ihm gestattet würde, ganz Bergzonen in Beschlagnahme zu nehmen. Es wurden hierauf jene 400,000 Röhr., von welchen eben die Treue geworfen ist, ausgezählt, und an denselben Tage (7. Okt.) rückte der General von Werl mit zwei preußischen Detachirten in Gustav ein.

Was würde der, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hergebrachten Politik allzu viel Ehre erjagen, wenn man annehmen möchte, daß dem Verfahren Friedrich Wilhelms der Gedanke, Bergzonen durch das Opfer von 400,000 Röhr. zu entzücken, freudig gewesen sei. Röhr ist sich aber auch damals verhohlen meddor, immer wurde dem Herzog dadurch genugt, daß man permissiver Fried, dem Könige von Edzweert den Übergang der Gacke selbst, nicht ohne Hinter zu führen, daß Friedrich Wilhelm, gegen Zurückzahlung der 400,000 Röhr., nach nachherhergestelltem Frieden, Stettin, wie ganz Bergzonen, zu plündern entschlossen sei. Was den Schweden-Röhrig hinter Gegenläufig machen sollen, ereignete nur einen Unwillen. Röhr genugt, daß er den ganzen Beschlagnahmen-Frieden verwarf, gab er auch deutlich zu verstehen, daß er, anstatt zurück zu plüden, Entmischung fordern wolle; denn er sah in Friedrich Wilhelm einen preußischen Fried, an welchem er sich rä-

chen müsse, sobald er wieder frei geworden seyn werde. Wie unangemessen hielt auch königliche: Friedrich Wilhelm ließ sich dadurch nicht abhalten, in Verbindung mit dem Kaiser auf einer Wiederherstellung des Friedrichs hinzuwirken. Zu Braunschweig sollte ein Kongress gehalten werden; allein er kam nicht zu Stande, weil der Haß des Kaisers und des Königs August von Polen gegen den König von Schweden eben so stark war, als die Habsburgsche Rache der Sachsen, der nicht daran vergaß, daß er noch einmal empfohlenen stande, und der bei seiner Weltbekämpftheit in der That nicht ohne Lustigkeit war.

Witten unter diesen Streitigkeiten erwarb Friedrich Wilhelm die Grafschaft Lüneburg, welche Friedrich dem Ersten für die Abreitung des schwedischen Krieges war zugestellt worden; es stand nämlich um diese Zeit der Graf Wolrad, der bisher im Dienst verschieden geblieben war, als der Sohn Friedrichs. Den Widerstand des Königs von Schweden, es sei für die Abreitung Pommerns, oder für die Zurückhaltung der vorgeschossenen 400,000 Thaler, zu schützen, geriet man sehr natürlich auf den Gedanken, sich ein fühlbares Übergeleicht über die schwedisch-holsteinischen Truppen in Görlitz zu verschaffen; und dies wurde besonders bemüht, daß der General von Heeß fleißig außerhalb der Ringmauern der Stadt manövriert ließ, und jedemmal publizirt zu schützen, als er aufgezogen war. Dieser Strategem wurde von den holsteinischen Offizieren nicht sehr bemerkt, als bis es zu spät war, d. h. als die preußische Kavallerie sich verdeckt hatte. Da gleichzeitig die im Conventions-Vertrage begriffenen Herren Lübeck, Berlin, Wolgast, Demmin und Stralsund mit preußischen

Truppen besicht zu dürfen: so war für den Marschall Preußisch um so weniger etwas zu befürchten, da Karls der Großteile Eigentum des Königs Friedrich Wilhelm, unter den vermeintlichen Umständen, zum Bundesgenossen zu geladen, Dänemark und Sachsen machte. Wie hätte sich ein Unschlüssiger an den großen Bund wohl vermeiden lassen?

Der spanische Erbfolge-Krieg, den Kaiser Karl der Erbste, nach dem Abschluß des Utrechtter Friedens, für eigene Rechnung seitwärts gebracht, hatte im Laufe des Jahres 1713 seine Endlichkeit herein gefunden, daß Spanien und Freiburg von den Spaniern waren erobert worden. Die am Schluß des genannten Jahres zwischen dem kleinen Eugen und dem Marschall Villard verabredeten stipulationen wurden zu Anfang des folgenden Jahres (11. Febr. 1714) von dem Kaiser und dem Könige von Frankreich unterzeichnet. Hiernach gab Frankreich Altbayern, Freiburg und Kehl an das Deutsche Reich zurück. Die Kurfürsten von Dier und Pfalz, die Bischöfe von Worms und Speyer, und die Häuser Württemberg und Baden erhielten zurück, was Frankreich ihnen genommen hatte; dafür aber wurden die Kurfürsten von Köln und Kaiser von Seiten des Staates in ihr alten Reichtum wieder eingesetzt, trotz dem über sie aufgesprochenen Verbot. Österreich selbst erwarb, außer den Niederlanden, das Königreich Neapel, das Herzogthum Mailand und die Hafel Gardinen. Auch das Herzogthum Mantua, welches unter dem Vorwände, daß der Herzog von Guastalla es mit Frankreich habe, während des Krieges eingezogen war, verblieb dem Kaiser. Auf diese stipulationen folgte der Friede zu Baden, zwischen Frankreich,

dem Kaiser und dem Reich: ein Grabe, wenn Landes an Frankreich zurückgegeben wurde.

Wie die Blüte im Westen würde hergestellt war: so würde sie auch im Osten sich festgesetzt haben, wenn Karl der Große Staaten nicht verhindert hätte. Es war, von einer Gelegenheit nur abgesehen, dahin gekommen, daß der schwedische Reichsgraf damit umging, den Löwen für erledigt zu erklären; eine vierjährige Abschaffung des Menschen berechtigte zu diesem Scheine. Es wurde also seiner Schwester Eleonore die Krone angetragen. Ihr nun diese sich zur Annahme entschloß, schickte sie einen Vertrauten nach der Tiefe, der genaue Nachricht von der Lage ihres Bruders einzuführen braufragte war. Die Erstehung dieses Botes weckte Karl auf seiner Erstarrung. Im heftigsten Zorn über die Annahme des Reichsgrafen, der in seiner Absicht nur ein willkürliche Werbung seyn sollte, schrieb er dieser Behörde: „daß, wenn sie regieren wolle, er ihr einen seiner Söhne schicken werde, der ihr Beschluß entheilen sollte.“

Ein Entschluß, nach Deutschland zurückzugehen, war von jetzt an gefaßt. Ganz unerwunder erkläre er sich darüber gegen den Groß-Kreuzer Ali Szemagi, der um diese Zeit das Staatsräder fühzte. Des Königs Veranstellung war, daß die hohe Pforte ihn durch ein bedeutendes Geldgeschaf in den Stand setze, seine Rückreise mit Unkosten angetreten. In dieser Erwartung geduscht, brachte er durch beständige Anträge so viel Geld zusammen, daß sein Geschäftsmäßig Großhauer noch einmal mit dem Glanz einer außerordentlichen Gesandten in Konstantinopel auftra-

ten und eine sündliche Abschöpfung erlangt fanden. Er selbst brach den 1. Okt. 1714, nach einem fünfjährigen Aufenthalt in der Türkei, von Damaskus auf, begleitet von einem jahreichen Gefolge, in welchem sich viele Gläubiger befanden. Bald langten Boten von dem Sultan an, die ihm, außer einem prächtigen, mit Gold gefülltem Zelt und reich mit Diamanten besetzten Waffen, acht schöne arabische Pferde mit silbernem Geschirr und Steigbügeln überbrachten, so wie auch sechzig mit allerlei Rüstzubehör beladenen Wagen; die Veranlassung war, daß Karl die mährisch-ungarische Königsfamilie durch türkischen Zug zu erreichen hofften.

Wichtig war weniger geprägt. Doch am nächsten Tage ließ Karl, Morgen um 2 Uhr, die Pferde sammeln, um größere Straßen prächtig zu legen; und so hielt er ab, unter dem lauten Widerspruch seiner treuen Begleiter, bis er die türkische Geduld erreicht hatte. Angelangt in der Wallachien, ließ er auch sein schwedisches Gefolge zurück, und fuhr, unter einem ausgemachten Namen, seine Reise in Begleitung der Obersten Döring und Rosen fort. So groß war seine Hoff, daß Rosen schon in den ersten Tagen der Ermaltung prüfbar bleiben müsse; auch Döring folgte mir, indem er sein Reitpferd gegen einen Irland Wagen vertauschte, und seinen König auf Kirch Weiß mit rascheren Pferden noch einmal einholte. Bei Tage zu Pferde, bei Nacht zu Wagen, legten beide in 14 Tagen 280 deutsche Meilen zurück. Der Weg führte über Schlußburg, Osim, Wien, Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Hanau, Kassel, Braunschweig, Göttingen, Bay und Trichter nach Erfurth, ohne daß irgend ein Hinderniß eintrat. In Erfurth

war man auf nichts weniger gefasst, als auf die Ankunft des Königs, als diese am 21^{ten} Nov. gleich nach Mitternacht erfolgte. Da meldet sich ein Edikt aus der Kaiserl. welches eingelassen zu werden verlangt. Man erträgt, wie es im Kriege hergebracht ist, Gedanken, ihm wird auf sein Werk zu glauben. Doch man fühlt, als der Edikto von Händenlassen spricht, wenn die Thiere nicht auf der Stelle abfressen werden. Der Gemeinde wird geworden; und dieser befiehlt, daß man das Thier abfressen soll. Der Edikt wird zu ihm geführt; doch er entfernt den König nicht, bis dieser zu ihm sagt: „Wir, Duder (dies war der Name des Gouverneurs), haben selbst meine traurigen Unterthanen meiner vergessen?“ Mit Gedanken der Freude wird Duder sich jetzt zu den Füßen des Königs. In wenigen Augenblicken verschlägt die ganze Stadt, Wer angekommen ist. Die Freude darüber ist allgemein. Karl, der Nahe begeistigt, muß sich, ehe er zu Unter gehn kann, die Fingern von den geschwollenen Füßen schneiden lassen. Nach 16 Tagen der Anstrengung riß er endlich auf, und ein lautes Vielen-Rufen riecht ihn nach Tage- und Nacht auf seinem Schlaumter.

Nach seiner Ankunft in Östfland war Karl der Zwölfe freilich seinem Reiche gänzlich gegeben; allein, wie sehr hatte sich, seit der entscheidenden Schlacht bei Grünwald, alles für ihn verändert! Nur das, was Schweden auf der standhaftigen Halbinsel besaß, war vom Grunde unberührt geblieben; alles Weitere, bis auf einen Thiel von Finnland und auf Östfland befand sich in Gründes Händen. Der Herzog von Östfland hatte sich der Herzogthümer Västern und Westen bemächtigt; der König von Preußen sich

Stettin und Bremen und Störmund bis an die Peene, nebst den Inseln Usedom und Wollin besetzt; ein russisches Heer, das den Herzog von Mecklenburg-Schwerin in seinem Streit mit aussätzigen Landständen zu Hülfe gerufenen war, befand sich ganz in der Nähe. Wie so vielen und so wichtigen Gründen gewachsen werden? Woher frische Truppen, wohin besondere Geld nehmen? Schnecken war durch einen vierjährigen Kampf erschöpft, und was ihm an Kraft noch übrig geblieben war, wurde durch den widerständigen Geist eines Regierung-Prestonal geschwächt, daß die Vereinigung mit einem bekräftigten Könige über alles standte. Obwohl so wenig bei dem Stadland eine Aussicht auf Rettung war. Berechtigt war frisch der spanische Erbfolgekrieg, jedoch mit so viel Erschöpfung für Frankreich, daß von dieser, Schweden so natürlich befürundeten Weise, für die nächste Zukunft kein Erfolg zu erwarten war; um so weniger, weil Ludwig der XIV. sich die Kraft seiner Männer mit starken Schritten aßherte. In England war, an die Seite der Königin Maria, Georg der Erste, bisher Herzog von Hannover, getreten; und nach dieser Hülfe, als König von England, dem gefürchteten Schweden-Könige nicht versagt haben wüde, daß versagte er ihm als Herzog von Hannover, daß sich auf Schwedens Kosten verringert hätte. Die Republik Holland fühlte keinen andern Witz, als den mühsam errungenen Frieden zu bewahren, um die Verluste wieder einzuführen, welche der spanische Erbfolge-Krieg ihr verursacht hatte. Von jenseit der Alpen und der Pyrenäen war keine Hülfe zu erwarten, weil die Peintur sich hier in Bahnen bewegte, dennm Schwedens Heerheit fremd war. Auf diese Weise, mitten unter seinen Gründen, ganz

verringert, bewahrte Karl der Große seine Grundslüge und den unerschütterlichen Mut, der sich auf diese Grundslüge stützte.

Charakterem hoher Einfachheit ist nicht weniger eigen, als Veranlagte und jene Gewandtheit des Geistes, welche es nie an Meinungsmitteln fehlen läßt; sie lassen ein Schicksal, das sie abtreiben können, lieber abbrechen, blos um im Kampfe mit demselben sich fröhlich genug zu thun, und vor sich, im schlimmsten Falle, mit der Unvermeidlichkeit ihres Unterganges trostlich zu flamm. Ein solcher Charakter war Karl der Große: er dachte, während seines ersten Aufenthalts in Stralsund, nur wenig an das, was ihm bevorstand, bis die Verleitung der Dinge ihm einen Mann pföhrt, der, weil er die dem Schweden-Könige fröhladen Eigenschaften im höchsten Maße besaß, recht dazu geeignet war, der vergnügungsvollen Tage dieses Monarchen noch einmal eine solche Würdigung zu geben, welche nicht alle Hoffnungen aufschloß.

Dieser Mann war der Freiherr von Görg, ein deutscher Edelmann reichsritterlichen Geschlechtes, der, man weiß nicht unter welchen Umständen, in die Dienste des in der Schlacht bei Clisson gebliebenen Herzogs von Hessen-Göterp getreten war, und fürdens alle schaffenden Kräfte seines erfahrfreischen Geistes aufgegeben hatte, das fürstliche Dienst, denn seine Dienste gewidmet waren, nicht bloß unvergänglich zu halten, sondern auch höher zu holen und zu vergleichen. In den letzten Jahren, wo er an der Kurüdkunst Karls des Großen auf der Riefe hergewielet hatte, war sein Kirplingegehrte kein anderer gewesen, als den jungen, noch minderjährige Herzog von Hessen-Göterp, auf dem

schwedischen Thron zu bringen: ein Gewalte, für welchen der Umstand sprach, daß die seit langem verstorbene Mutter höchst Herzog Karl des Großten ältere Schwester war, so daß, nach hergebrachten Gröfzögl.-Gesetzen, dieser Sohn rechtmäßig ein nächster Thron auf die schwedische Krone hätte, als seine Tante Ulrica Eleonore. Sie sehr nun auch die aristokratische Partei in Schweden diesem Entwurfe entgegen gewesen war: so hatte der Freiherr von Gers durch seine Einwirkungen auf den russischen, so wie auf den österreichenischen Hof, so viel Einfluß genommen, daß er das Entfernen seiner Unternehmung gewiß thun konnte. Die unverwundete Städte Riga des Großten vereinigte seinen Plan. Er lag an einer Brücke darüber, als er die Nachricht von dieser Städte erhielt. Ein Gefühl noch jedoch segnlich gefühlt; und zwar dahin, daß er sich nach Schwedisch-Pommern begieben wollte, um den von aller Welt verlassenen Monarchen, mit frischer Mutter bequemlich. Was seine Freunde „unzählige Überraschung“ nannten, erschien ihm in einem ganz andern Bilde, weil er wußte, daß ein im schärferen Gefühl der Pflicht gegründeter Eigensinn mit Unverumst nicht gemein habe. Außerdem lehrte ihn das Menschen, daß er in jah frühesten zu seien berechtigt war.

Die erste Unterredung, die er mit Karl dem Großten in Stockholm hatte, dauerte lange; aber von diesem Augenblick an war er, früh und spät, um den König von Schweden, zum größten Erstaunen Derselben, welche sich eingehend hatten, daß er dem Hochgerichte nicht entzähnen werde. Das wahrhaft Erstaunende in dieser unerwarteten Erscheinung war, daß Karl, dem es keinerwegs an richtigter Beurtheilung fehlte, und der in seiner gegenwärtigen Lage eines einfältigen

zellen Machgeberg nur alpa sehr bedurstig, die Unbedarfung gemacht hatte, daß der Grafen von Görl zu noch etwas mehr zu gebrauchen sei, als der erste bester Hirschadmiral. Dessen längst hatte ihm ein Staatsmann geschrieben, der sein ungebildigstes Gemüth nicht durch Umschweife ermittelte, sondern stach auf das Ziel losdrang und ihm zugleich jene Rennfahrt, jene Freiheit der Unterhandlung und jene halbe Berechnung der Umstände, die ihm gänzlich mangelte, gleichsam zur Ergänzung seines königlichen Sinnes gabredete. Die Harmonie, welche aus dem Vertrage zwischen dem Erbgelingung strebenden Grafen hervorgeht, ist jetzt untrüglich sicher, als daß Unterblanckis langreit Geschicklichkeit; und niemand fühlt dies so sehr, als der Graf von Bassenby, der, als er den Herzog von Görl durch seinen Vertrag von den zu Petersburg geplagten Unterhandlungen zu rächen gehabt, bei Karls sein Gehör fand.

So verhielt es sich mit dem Wanne, dem das Edjek-
sel die schmier Malle zugereicht hatte, den Schweden König noch einige Jahre empor zu halten.

Reich und Reich fanden sich in Stralsund auch die alten Freunde ein, welche Karls Ungebild auf dem langen Wege von Demotila bis Schwedisch-Pommern zurückgelassen hatten: Pankatzekel, Greifswald, Wollin, Stolzen u. s. w. Genügt, daß Schickel ihres Königs zutheile, versuchten sie unfehlig, seine Lage verbessern zu helfen. Dazu war jedoch nur wenig Lustig: da. Erzbischof durch den langen Krieg, schwächen die standesfürstlichen Schweden, auf welchen bis ganz fast desselben reichte, nach Grieken mit so viel Geschick, daß Karl es gar nicht wagte, sich in ihrer Wanne zu priegen. Dazu fehlte es der schwedischen Zugabe nicht

an Bereitwilligkeit, unter einem König zu dienen, dessen
Herrschaft allgemeine Unterwerfung gefunden hatte; aldrin,
woben sie erdherrn, bekleiden, bewaffnen? Da dieser einfache
König stellte sich unüberwindliche Schwierigkeiten vor,
und in höchster Ehre schiede die Prinzessin Wilhelmine
vor dem Aufstand des Reichs, als sie auf dem Reichstag
1714 sagte: „Es fehlt mir an Geld, um Blätter auszu-
richten, Deere zu unterhalten, Magazine aufzurichten; und
doch nahm sich die Freude vom Hohen Schwerden, nach-
dem man alle Vermögen übergriffen hat.“

Stralsund noch mehr zu beschließen, und die Würdigung
der Ober, welche in den beiden Hertzöge, und Prinzen,
münche von Preußen bestehet war, wieder zu erneuern: hier,
auf waren die ersten Anstrengungen des Schneiders-König
gründet. Das Einige, was ihm gelang, war die Veran-
kung der preußischen Truppen auf Wolgast und auf der
Insel Usedom. Witten unter diesen Versuchungen vermöchte
er — unfehlig auf den Rath des Geheimen von Götz —
seine einzige Schwester Wilhelmine mit dem Erbprinzen
von Hessen-Kassel, dessen Vater sich anfechtig gemacht hatte,
die Verhinderung des Königs von Preußen zu bestreiten, wenn
Savaria den Schweden zurück gegeben würde. Friedrich
Wilhelm kannte jedoch diese Verbindung nicht annehmen,
weil der russische Kaiser und der König von Polen nicht ge-
geben wollten, daß Stettin in die Hände eines dem schwe-
dischen Haufe so nahe verwandten Königs käme. Unter
diesen Umständen war schließl. Preußen mit den Verbündeten
noch mutiger an; und da Stettin von der Seite eingeschlos-
sen wurde, so blieb nichts mehr übrig, als die holstein-
gottorpischen Truppen, welche bisher mit den preußischen in

Verbindung geknüpft waren, zu entwischen. Wolgast und die Insel Wismar wurden hierauf von den Preußen wieder erobert, und nachdem die russischen und sächsischen Truppen näher gerückt waren, schien man zu einer formlichen Belagerung Stralsunds, dieser berühmten Festung, an welcher Wallstraße Eigenarten gezeichnet war. Im dänischen Hafen sprang der russische Zar mit 20 Kriegsschiffen, an welche sich 150 Transportschiffe mit 30000 Mann Landungstruppen anschlossen. Bald erschien er an der Höhe von Helsingborg; bald prägte er sich auf der Höhe von Giechholm. Zu jedem Augenblick war Schweden mit einer Landung bedroht.

Dies alles war nicht, als es bedurfte, um den Herrscher eines armen, in allen Lebensbedürfnissen angegriffenen Landes zur Ergebung in sein Schloss zu zwingen. Wenn Karl dennoch widerstand, so geschah es blos, um sich selbst genug zu thun, d. h. in der edlen Überzeugung, daß er, als angegriffener Kaiser, zwar unterliegen, aber nicht nachgeben dürfe. Stralsund, dies letzte Wallwerk Schwedens, zu verteidigen: dies war seine nächste Pflichtigheit. Die vorherlängste Sage dieser Zeitung verirrath einen glücklichen Erfolg: wo, vor etwa einem Jahrhundert, Wallstraße gezeichnet war, da schien nun die Verbindungen schützen zu müssen; der schmale Durchgang, welcher zur Festung führt, und auf der einen Seite durch eine Cittadelle, auf der andern durch Verschanzungen, die für ungänglich galten, vertheidigt wurde, sollte dem Könige das Vertrauen ein, daß Stralsund nicht leicht erobert werden. Nicht wenig wurde sein Vertrauen erhöht, als es den Preußen gelang, sich dieser Verschanzungen, bei niedrigem Wasser-

stand, zur Radisson zu beschließen. Alles war zum Radisson der Belagerten von dem Augenblick an, wo das zahm-rische Geschütz, das die Preußen erobert hatten, gegen die Stadt gerichtet werden konnte. Der Schweren-Röhrig in die gefährliche Gefahr zu bringen, bidderst er jetzt nur noch einer Besiegung der Insel Rügen, und auch diese unterblieb nicht.

Die Verbündeten, 15,000 an der Zahl, trafen, unter der Überleitung des Kurfürsten Georgs von Sachsen, ungestalt zu einer Landung auf dieser Insel, als Karl, begleitet von seinem erprobtesten Generalen, sich auch dahin begeb, um an der Spitze von 2000 Mann — denn mehr konnte er nicht abmässigen — den Landungsbefehl zu erteilen. Er kam zu spät; denn die Verbündeten waren seit dem 15. Nov. gelandet, und der Kurfürst Georg hatte, mit der ihm eigenhümlichen Weisheit, sein Lager sogleich durch Verschanzungen gesichert. Karl, dem das frühere unbekannt geblieben war, sagte sich selbst, daß alle Wehrtheile, welche er mit seinem 2000 Mann starken Truppen über ein Korps von 15,000 haben tragen könnte, unter sehr günstigen Umständen errungen werden müßten. Er beschloß also einen unbedachten Angriff, welcher um so leichter auszuführen war, da er sich in einer geringen Entfernung vom Feinde befand. Nach Mitternacht um 2 Uhr langte er vor dem Lager der Verbündeten an. Mit er auf spanische Reiter und andere Beschleppmittel stieß, rief er betroffen aus: „Ißt nicht möglich? darauf war ich nicht gefragt.“ Gleichwohl setzte er den Angriff nicht. Das sollte Beispiel gehabt, warf er sich nachdem die spanischen Reiter fortgeschafft waren, in den Graben. Ihm folgte, wer ein Herz im Bruste hatte. Die

Öffnungen, welche der Graben barbot, wurden gleichlich überwunden. Jugeschen hatten die Preußen und die Dänen sich geschaut, und beim Vorbringen der Schweden meinte die Ueberzahl entsteigen. Auch war der Kampf von kurzer Dauer. Gleich nach der ersten Wiederkunde sahen sich die Schweden über den Graben zurückgeschleudert. Im daraus folge wurde der Kampf fortgesetzt. Karl, dessen Pferd getötet war, kämpfte zu Fuß. Ihm zur Seite standen Grothusen, der General Dahlberg und jener Döring, der ihn von Dimitilia nach Stralsund begleitet hatte. Er schaffte es in der gefährlichen Gefahr, von einem dänischen Offizier gefangen genommen zu werden, als er sich durch Abschaffung seines Pistols auf denselben noch einmal rettete. In dieser verhängnisvollen Lage führte Veniaminow ein Pferd herbei. Der König schwang sich auf dasselbe, und entkam mit wenigen Getrum nach einem Hof, von wo aus er sich mit einiger Sicherheit nach Stralsund zurückgeben konnte. Der schwache Überrest seiner Truppen wurde in den nächsten Tagen übergefangen.

Der Verlust von Hunden gab den Hellen von Stralsund nach sich. Zwar blieb Karl seinem Charakter in der Vertheidigung der Festung nur eben genügt: denn er wußt die einrückenden Reichsarmen nur Scheit vor Scheit. Erst als das Herauertor genommen war, und es sich um die Flucht handelte, ob er lebendig in die Hände seiner Freunde fallen mößte, gab er den Bitten seiner Freunde nach, welche nicht ablehnen, ihnen die Reichsarmen einen Rückzug vorzuschriften. In der Nacht vom 20. Dez. 1715 schaffte es sich mit 10 Getrum in einen Wagen ein, welcher Wache hatte, und dem Hafen von Stralsund zu kommen. Gleich

am folgenden Tage wurde die Festung übergeben und die Besatzung freigegangen.

Von den Augen des Feindes auf der Insel Wölgen verfolgt, sieht Karl seine Reise nach der Insel Rügen fort, wo eine leicht geführte Flergatte für ihn in Besitzhaft liegen sollte. Als er sie nicht fand, ging er, von einem Wintersurm bedroht, in seinem offenen Bootchen in die offene See, um 14 deutsche Meilen nach Stralsund zurück zu legen. Schon hatte er die Hälfte des Weges hinter sich, als endlich die vermisste Flergatte erschien. Das Mangel an Lebensmitteln hatte sie ihren Fischen verlassen, doch nur in der Veranlassung, daß sie zu rechter Zeit bei Rügen wieder in Besitzhaft seyn werde. „Mein Edemand“ — so flugte der Freischädel — wahr mir Lebensmittel liebten, reizte ich bestimmt, daß ich den König nach Stralsund bringen soll, und ohne Lebensmittel nicht auf meinen Thron zurückkehren seume. Der Gouverneur von Schonen wollte mir nicht einmal die Rückkehr gestatten. Da erschien zum Glück der Freiherr von Gey, auf einer Reise nach Wismar. Dieser edle Mann gab mir daß nötige Geld bezahlt, und machte dem Gouverneur Befehle wegen seines unverschämten Vertrags. Karl kannte bei dieser Erzählung seine Führung nicht verborgen, und als er in Stralsund angelangt war, sagte er den vielen hier versammelten Generälen und Höflingen des Reichs, daß er, ohne den Beifand des Freiherrn von Gey, in Gefahr gewesen, sein Königreich nie wieder zu führen, und wie sehr es ihn freue, bei einer Versammlung einen Bluffzug für ihn nicht vorenthabt. Wehe als jemals war er entschlossen, dem Freiherrn zu vertrauen; daß Schicksal selbst schien ihn dazu aufzufordern.

Gerlich bekünftigte auch mehr, als jemals, eines Mannes von Kopf, der ihm bei dem großen Werke, zu einem entzücklichen Frieden zu gelangen, mit Rath und That beispielhaft vermochte; und da er davon verzweifeln mußte, einen solchen unter den Schweden zu finden, so trich ihn die Stocher wendigheit selbst zur Wahl eines Nachkommens.

Wollte der Kaiser das Nachfolgende also summarisch haben, so büssen wirt ihn, zu erwidern, daß wir nur zu gelgen haben, auf welchem Wege Friedrich Wilhelm der Erste Kronen und den preußischen der Ober und der Unter gelegten Thril von Verpanniert gewann. . . .

Mit dem Verfaßt, den Krieg nach Norwegen zu führen, begab sich Karl von Pfalz nach Karlskrona, wo er den Winter verlebte. Um seine Schwester Ulrike Eleonore wieder zu sehn, verabredete er mit ihr eine Zusammenkunft am Wittenfse. Nur von einem Diener begleitet, begab er sich dahin; und sobald das Bedürfniß seines Herryns befriedigt war, lehrte er, mit gefährlicher Urmündung der Hauptstadt, nach Karlskrona zurück. Hier erbrachte er die Stuthedungen an, durch er zur Herrschaft des Kriegs beburste; und wenn er glaubte, daß seine Untertanen seine andere Beslimmung hätten, als ihm in dem Krieg zu folgen, so hatte er wenigstens den Vierheit, daß, den Krieg allein aufgenommen, die große Wehrheit der Nation, aus alter Gewohnheit, dies mir ihm glaubte. Die nützlichen Gelbenmittel schaffte der Herrheit von Gör, dadurch herbei, daß er solche Einrichtungen trug, wodurch die Nation bewegen wurde, daß Silber, Kupfer in Zahlung zu nehmen, gegen das Versprechen, daß das Kupfer nach dem Frieden gegen Silber wieder eingefügt werden sollte.

Zwischenzeitlich war Karl gegen die Witterung des Frühlings nach Norwegen aufgebrochen: eigentlich nur auf Reise; denn, seinen Wünschen nach, wohin er über dem Land nach Großbritannien reedringen, und bezüglich die Aufstände des Jahres 1700 erneut; ein Vorfall, welcher durch den lauen Winter von 1716 verdeckt wurde. Große Bevölkerungen mussten überwunden werden, ehe das Gebirge, welches Norwegen von Schweden trennt, überstiegen werden konnte. Auf noch gefährlicher stieß der König, nach seiner Ankunft in Norwegen, in dem Patriotismus der Bewohner dieses Küstenlandes. Als Karl, nach manchem Abbruch, mit dem Rest seines Heeres von Friedrichshafft eilte (4. Juli 1716), verbrannten die Bürger dieser Stadt lieber ihre Häuser, als daß sie sich den Schweden in die Arme geworfen hätten; und selbst während des Brandes schossen sie, von der Festung auf, so tapfer auf das Lager der Schweden, daß diese darin nicht anhalten konnten. Der vollständigste Rückzug wurde nötig, sobald es dem dänischen General Lennéfeldt gelungen war, die schwedische Flotte, welche dem Hafen frische Lebensmittel und Kriegsbedarf gebracht, in dem Hafen von Friedrichshafft zu verbergen.

In einem vergeblichen Feldzuge von vier Monaten hatte Karl Schwedens schwache Flotte verbracht; die Umstände gegeben eine Heimkehr, und diese erfolgte nach Schonen, wo Karl den nächsten Winter zu Lande zubrachte. Wer am meisten dabei litt, war der General von Löp; denn Ergebnisheimen, wie die des Jahres 1716, passen nicht zu seinen Erwartungen: sein Groß-Sophian konnte nur durch glückliche Erfolge im Kriege aufrecht erhalten werden, und wir glücklich diese auch seyn machen, immer war die Schles-

niige Wiederkehr des Friedens überflüchtige Bedingung eines inneren Vertrages, wodurch das Kapitel die Stelle des Gilbergs vertrat. Indem dies allgemein gescheit war, erhoben sich die Stimmen Ders, welche nicht begründen konnten, daß der Friede sich neben das eisennahme Gemach des Schneeballs königlich aufgestellt hätte, um durch Verhinderung derselben die verpreßte Reichs zu retten. Man fragte: „warum dann dieser Vertragung für den schwedischen Staat so viel Sorge und Woge?“ und da es unmöglich war, dem rasch thürigen Staatsmann Bereicherungsfabsichten zu zu schreiben, so fand man den Erklärungsground in einem ungewissen Ehrgeiz und in verschleißen Entwürfen, welche die Zukunft enthalten werde. Der Schneeballs-Patriotismus des schwedischen Stabes brachte nichts so sicher mit sich, als den Herrn für einen Grund Schneeball zu halten, nur weil er die letzte Kraft derselben aufgeboten hatte, um zu einem ehemaligen Frieden zu gelangen.

Überzeugig des Überflusses eignungiger Wege, begab sich der Czar sich zu dem Könige nach Lund, von wo er, nicht lange darauf, nach dem Haag ging, um derselbst mit dem Czar von Russland zu unterhandeln, verfügt, sich aber um eine Urtheil zu Stande zu bringen. In den Unterhandlungen mit dem Czar brachte er es dahin, daß dieser in die Eroberung Norwegens willigte, damit Schweden eine Entschädigung für die an Russland abgetretenen Provinzen erhalten möchte; was ein toller Jahrhundert später geschah; war denn auch ein Gedanke, der zuerst in Görgens Kopf entstanden war. Auch höchstlich der Abschluß erreichte er seinen Zweck, nur daß die holländischen Kaufleute die stipulierten Summen unter starten Abgängen

einschließen, so daß mehr als anderthalb Jahre verstrichen, ehe Karl sich in Bewegung setzen konnte.

Als aber Nöchige herbeigeföhrt war, teilte Karl, da es eine definitive Eroberung Norwegen's galt, sein 30,000 Mann starkes Heer in zwei gleiche Theile. Mit dem einen sollte der General von Arnfeld durch Herjedalen nach Drontheim vorstoßen; mit dem andern sollte der König selbst, von der Südküste her, in Norwegen einfallen.

Unfähig waren die Schwierigkeiten, mit welchen Arnfeld auf seinem Zuge zu kämpfen hatte; und als er, nach beiderstrebtem Verluste, an Ørt und Gisla angelangt war, bot die, von drei Seiten mit Wasser umgebene Erbhöhe, neue Schwierigkeiten dar, die in denselben Weise reuften, woorin die Ritter zu nahmen. Weilte nun Arnfeld nicht sein Heer im Umgreife der Norweger zu Stande gehen lassen: so mußte er sich zum Rückzug entschließen. Gislaricht beging er einen Fehler dadurch, daß er, anstatt sich überredet zu wenden, auf denselben Wege zurück ging, auf welchen er gekommen war: ein Weg, der über ein acht Meilen langes Eigebirge führte, das in der Winterzeit schwerlich jemals ein menschlicher Fuß betreten hatte. Um kurz zu sagen: mehr als daß noch 10,000 Mann stark Heer allerhöchstlich, und seinem Wunsch verfolgten waren, so unterlag es doch dem Mangel an hinreichender Bekleidung und Ernährung, und wurde zuletzt, ohne daß Rettung möglich war, unter Schnee begraben.

Nicht viel besser war das Schicksal der Südwanner, wenn Karl's tragische Ende dabei am meisten in Erinnerung zu lassen verdient. Erst gegen das Ende des Sept. war der König mit ihr nach Norwegen aufgebrochen.

Die von ihm verfolgte Bahn führte auf dieselbe Freiheitsdeichschaft, von welchem er vor zwei Jahren hatte abziehen müssen; und, was sich nicht längern läßt, ist, daß die Überredung über Dernegn nur durch den Besuch einer Festung zu erwerben war, welche, zwischen Bahns und Andlo gelegen, so leicht von Dänemark aus unterstellt werden konnte. Die Aufgräben wurden am 4. Dez. eröffnet, und am 9. derselben Monat eroberte der Rival eine Hospitalkirche mit dem Dogen in der Haust. Das Erbdeich war um diese Zeit so hoch gesunken, daß die Soldaten, welche die Aufgräben zu jühen hatten, wie in Höhern arbeiteten. Weit als jemals bedurfte es hier des Brüspield; und Karl gab es dadurch, daß er jedes Ungemach thäte. Groß war im bei seine Ungebild; und da er die Arbeit nur ungern verließ, so lebte er, nachdem er Mitter- und Nachmittags den Gouverneur beigewehnt hatte, am 11. Dez. noch spät Abends, bei schreibender Nachlust, zu ihnen zurück. Seine einzigen Begleiter waren zwei Franzosen. In den Aufgräben beschäftigte der Graf von Schwerin, der Graf Passe, Hauptmann der Leibwache, und ein Adjutant, Maximil. Ruhberr, vollzogen die Wachhüle. Wen der Festung her warb von Zeit zu Zeit geschossen; doch trafen die Kugeln nur selten. Karl, der diese nie gefürchtet hatte, lehnte sich über eine Brustscheide hin, stützte den Kopf auf beide Hände, und sah auf diese Weise bei Gutenacht dem Arbeitern zu. Weile Vergnügt entfernten sich von ihm, weil sie nicht trugen, wie lange er in dieser Stellung würde verharren wollen. Wie heraus Equier (dies war der Name des einen Franzosen) um jähr Uhr mit einigen Offizieren zurück kam, trat ihm Regret (dies war der Name seines Landsmanns)

mit der Nachricht entgegen, daß der König erschossen sei. Eine Kugel hatte ihn in die rechte Schulter getroffen, und das rechte Auge aus der Höhle gerissen. Friedrichs gegen die Brüderlichkeit gelehrt, hat er den Blicken der Beobachter noch die Haltung eines Kriegers dor; denn seine rechte Hand ruhte auf dem Degragefäß.

Wie er ums Leben gekommen, ist nie ausgemittelt worden. Doch spricht der Hut, den man noch immer zu Stockholm von ihm aufbewahrt, für Bruckelmann, ferner die Kugel, die ihn durchdrungen, nur auf einem gewöhnlichen Pfeil geschoßen werden kann. Der Erbprinz von Hessen, welcher dem Thronfolge gefolgt war, befahl, daß man den Tod seines Schwagers geheim halten sollte, damit früherer Gemahlin die Thronfolge gefährdet würde. Ein solcher Befehl war freilich nicht auszuführen in einem Lande, das dem König möglich zu seyn gewohnt war; doch verschlug dieß wenig, weil derselbe Herr nicht ungenügend Scherzen zuweile trug. Die Belagerung von Friedericksburg wurde aber Verzug aufgehoben, und am 20. Dez. begann der Rückzug, von den Hessenwagen auf seine Weise gefürt.

Die nächste Folge dieses unerwarteten Verfalls war — eine Verdunstung der organischen Gesellschaft, welche Schweden seit dem Jahre 1650 für seine Regierung angetnommen hatte. Alle Nebel, welche dieß Stach in dem Zeitraum der letzten achtzehn Jahre gelitten hatte, wurden der von Karl dem Guten gegenstandenen unumstößlichen Gewalt beigegeben; und um diesen Nebeln abzuhelfen, glaubte man eine der Gesellschaft so schädlich gewordene Gewalt abschaffen zu müssen. Dem schweidischen Erbherzog nach, mußte der Thron, der Karl der Große nie vermählt gewesen war, dem Erbso-

der verstorbenen Herzogin von Holstein-Gottorp zu Ehre werden, für welchen der Freiherr von Götz in den letzten Jahren so thätig gewirkt hatte. Doch der schwedische Reichs-
rat hält es für unpassend, diesem Prinzen die jüngste
Schwester des verstorbenen Königs zugeschenken, weil diese
sein Leben lang trug, der unmenschlichsten Königinmacht zu
entfliegen, und zugleich anzuvertrauen, daß sie die Krone nur
durch die freie Wahl der schwedischen Reichsstände habe.¹¹
Eine Weiß-Mitthilfe trat seitdem in Schweden an die
Stelle der Wanachir.

Wer ahnt hiernach wohl nicht, daß diese Erinnerung
des Verderben des Freiherrn von Götz geworden sei? Das
größte Verbrechen dieses Staatsmannes bestand darin, daß
er rostlos auf die Nachfolge des Herzogs von Holstein-Got-
torp gebracht habe. Er wußte nun die männliche Nach-
folge dem schwedischen Stolz zuvor zu machen, weil er darin
nur ein Hinderniß für seine Ansprüche auf Thronregierung
sah: deshalb nicht allein, sich Götzens zu befeindigen. Daß
die Nachfolgerin Karls des Zweiten dies auf seine Weise
hintertrieb, versteht sich wohl von selbst. Graf Horn, der
immer des Freiherrn erklärter Feind gewesen war, behauptet
die Umstände so glücklich, daß er seine Nachte in dem Blute
seines Widersachers stillen, und urtheilt nach den Titeln
eines Patrioten erwerben konnte. Kurz, dem gefürchteten Mi-
nister wurde der Verlust gemacht; und, indem man allein,
was er seit vier Jahren zur Rettung des Königs gethan
hätte, in Gedächtniß verwandelt, und eine Vertheidigung
geforderte, war unfehlig nichts leichter, als den Feind des
grausamsten Königs zum Leibe zu verurtheilen. Der Ge-
samt, von welchem dies ausging, sah nichts Auslösiges

barin, daß er Rücktritt und Partei zugleich war; und da niemand sich für den unglücklichen verantwortete, so wurde er schon den 19. Febr. 1719 unter dem Stadegalgen hingerichtet, wo man ihm den Kopf abschlug.

Nach einem Brachialmerk, der an einem tugendhaften König, und noch einem Justiz-Merk, der an einem eben so tugendhaften Minister vorgelegen war, wählte die schwedische Regierung in den Stand der Reichshälfte zurückgetreten zu sein; zum zweigleichen nahm sie die Würte an, als sie im Laufe der letzten achtzehn Jahre nicht geschehen, was sie für verantwortlich gemacht werden könnte, als müßte folglich der Zustand, wie er vor dem Ausbruch des Krieges gewesen war, wieder für sie eintreten. Anders dachten die verbliebenen Mächtige über diesen Punkt. Da sie jedoch bei Krieges überdrüssig waren, so traten sie mit Friedrich-Wilhelm Frieden hervor, welche um so unheimlicher gesunken waren, weil sie die Aussicht auf Geldentschädigungen verboten: eine Aussicht, der eine aristokratische Regierung am wenigsten widerstehlt. zunächst schloß das schwedische Kabinett mit dem Könige von England ab: Bremen und Verden blieben dem Haupthannover, und Georg der Erste bezahlte dafür die Summe von einer Million Thaler (20. März. 1719). Zwei Monate darauf (21. Jan. 1720) wurde dasselbe Kabinett auch mit dem König von Preußen einig. Friedrich-Wilhelm der Erste behielt das von ihm besetzte Stettin und Westpreußen bis an die Preuße, nebst den Inseln Rügen und Wollin, und entrichtete dafür an Schweden die Summe von zwei Millionen Thalern. Wehe wollte dieser König nicht; denn, als seine Minister ihn hörten, daß die Preußen nur unter der Bedingung zu bewilligen, daß auch

der Insel Rügen und der Stadt Wollaston an ihn abgetreten wäre, war seine Antwort: „Ich bin zufrieden mit dem, was der Himmels Gnade mir gegeben hat, und mag mich nicht auf Kosten meines Nachbarn beschließen.“ Zugleich vertraten sich Friedrich Wilhelm bei Dänemark und Russland für die Wiederherstellung des Friedens mit Schweden. Dasselbe gab alle im Kriege erprobte schwedische Besitzungen gegen ein Gegenbahr von 600,000 Thalr. heraus, wobei jedoch Schweden auf die bisher gewonnene Freiheit vom Rentzoll und auf die Befreiung des Herzogs von Holstein-Gottorp Vericht leisten musste. Die meisten Schwedische Leute fand der Friede mit Russland, weil es dem Kaiser an Gestaltungsmittel fehlte; denn die Einflüsse des umfangreichen russischen Reichs belasten sich in den letzten Regierungsjahren Peters nur auf 12 Millionen Thaler (ungefähr 65 Millionen Gr.), welche zur Bezahlung der Regierungsausgaben nur allzu nachdringlich waren. Die Übernahme Dänemarks, Ingemanslands und Gotlands zu erwirken, veranlaßte Russland im Jahre 1719 eine Handlung in Schweden, die mit bebendenden Folgerungen (bis zum Verlust von 12 Millionen Thalern) verbunden war. Dieselben Bedrohungen sollten im folgenden Jahr realisiert werden; und sie wurden vom Thal wissenschaftlich, doch vom Thal standen, dem England dem befreundeten Schweden leisten zu wollen schien. Zuletzt erschien für Peters die Betrachtung, daß er, im Kriege vergründt, und an mehr als einem diplomatischen Verbrechen kündend, das schnelle Tod bringen könnte, seinem Nachfolger, der nicht auch sinnwidrig, nicht einen Krieg hinterlassen dürfe. In Folge dieser Betrachtung wurde den 21. Sept. 1721 zu Nykøbing jener Vertrag geschlossen,

im welchen Schieden die Provinzien Westfalen, Lippe, Westfalen, Bergstraße und einen Theil von Lippe an Westfalen abtrat und dafür ein Schatzgeld von 2 Millionen Thaler erhielt. Eine anderthalbjährige Friedensverhandlung war, daß August von Sachsen zwar in dem Besitz des politischen Thrones blieben, aber dem, von Karl dem Großem eingesetzten Stanislaus Regnans mit einer Milliarde Thaler entschädigen sollte. Die Ansprüche des Herzogs von Holstein-Gottorp wurden mit Stillschweigen übergangen.

So endigte sich der nordische Krieg, in welchem Friedrich Wilhelm gegen einen Willen verloren wurde. Man sieht, daß die ersten sieben Jahre seiner Regierung weder unglücklich, noch erfolglos waren. Über den Geist dieser Regierung wird das nächste Kapitel vollständigeren Aufschluß geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Appertismen.

(Zurückzug.)

Wie finden die Prinzipien der Staatswirthschaft ihre Anwendung auch auf öffentliche Einrichtungen und Institutionen?

Um diese Frage zu beantworten, muß man sich vor allen Dingen klar machen, was es mit diesen öffentlichen Einrichtungen und Institutionen auf sich hat.

Zum Allgemeinen läßt sich nun ihnen sagen, daß, nach sie auch leisten mögen, dieser ursprünglich mit einem Zins gebackt ist, welcher der Gesellschaft für den Aufwand zu Gute kommt, den sie machen mußte, um zu diesen öffentlichen Einrichtungen und Institutionen zu gelangen.

Was diese Zins sind eine Brücke, eine Chaussee, ein Gebäude u. s. w., öffentliche Einrichtungen, deren Erfolg in dem bleibenden Dienste besteht, den sie dem Volkstum leisten; hierin rechtlich verstecken von dem, was durch ein öffentliches Amt geleistet wird, welches nie einen Vertrag schließt, den man Kapital nennen könnte, bessere Leistungen aber auch nicht über den Zeitraum hinausgehen, wozin sie von der Gesamtheit der Völker verbraucht werden.

Unter den laufenden und jährlichen Ausgaben für öffentliche Einrichtungen und Institutionen darf man nur die

Kostüm begriffen, welche ihre Unterhaltung notwendig macht; dann die erste Auslage ist eine Kapitals-Bewirtschaftung. Wenn die Regierung eine Brücke bauen läßt, so ist diese Brücke ein Produkt, das, wenn es nicht zu thurer bequelt worden ist, in seinem Werth den Kostenpreis aufweist. Die Nation ist also nach breitigstem Verhältnisse eben so reich, als sie vor denselben war, und es verhält sich damit nicht anders, als mit dem Haufe, daß ein Kaufmann gebaut hat; denn dieser schafft keinen Vermögensstande nie, wenn er seinem Kapital eine solche Verwendung giebt, daß daraus ein Gewuß entspringt, der dem Gewinn des angelegten Kapitals gleich kommt.

Freilich löst sich der Gewuß, den eine inmitten einer sehr bebauten Stadt erbaute Brücke gewährt, bei weitem nicht so sicher ab, als der Gewuß von einem verhältnishamten Haufe; denn während daß letzter einen bestimmen Zins abweist, ist bei einer Brücke, die inmitten einer zollerischen Stadt erbaut ist, an keinen Zins zu denken. Indes ist der von ihr herrührende Gewuß nicht minder reich. Wieke soll gescheert, so würde man ihn befehlen. Da vergleichs nicht gefordert wird, weil die ärmeren Klassen dadurch leicht in Verlegenheit gebrückt werden könnten: so muß die inmitten einer bebauten Stadt erbaute Brücke als ein Zuwachs an Gewissen betrachtet werden, wodurch vor allem der Zustand der minder begüterten Classe verbessert wird. Anstalten öffentlicher Münglichkeit sind auf diese Weise eine erzwungne Akkumulation, welche im Allgemeinen auf dem Vermögen der Bürger nach Verhältniß ihrer Beitragsfähigkeit geschöpft und als Gewuß unter die minder begüterte Classe vertheilt ist, und zwar gar nicht nach

Verhältniß ihres Gespürs, wohl aber nach Verhältniß ihres Wehrverfaßes. Einrichtungen dieser Art sind also unbedingt rechtlichfähig; und mit vollen Rechten hat man eine große Meinung von einem Volke, daß viele Einrichtungen allgemeiner und anstrengerter Richtigkeit hat: denn in diesen spiegelt sich am sichersten mit dem Ausmaße grade die militärische Höhe, werauf ein Volk sich befindet.

Die meisten öffentlichen Einrichtungen einer Nation noch andere Kosten, als die der ersten Auslage. Z. B. die Abgaben, welche für die Kranden eines Hospitals gemacht werden, sind durchaus verständlich und in der Regel bei weitem beträchtlicher, als die, welche die Unterhaltung des Schulbes und des Mobiliars einer solchen Einrichtung veransetzt. Von diesen Abgaben wird weiter unten die Rede sein, wo wir das Kapitel von den öffentlichen Polizeiabgaben verhandeln werden. Bleiben wir bei solchen Einrichtungen und Umstalten stehen, bei denen die erste Auslage die Hauptfahrt ist: so läßt sich zwar im Allgemeinen beweisen, daß es mit den Abrechnungen, die sich dabei anbringen lassen, keine Wahrheit hat, weil diese von Zeit und Gelegenheit abhängt, und ein Volk gar selten noch mehr leidet, als es leisten kann. Indes darf doch als Regel nicht zu betrachten sein, „daß aller, auf Kosten des Publikums geschaffene Einrichtungen und Umstalten nur in sofern zu billigen sind, als sie einen Ersatz für die Opfer in sich schließen, welche vergeblich werden müßten, damit sie ihre Entschädigung erhalten könnten.“ Daß nach dieser Regel nicht immer gehandelt werden ist, liege sich, wenn es eines Beweises bedarf, sehr leicht darthun. Wie oft ist die Vergrößerung der Hauptstadt der Beweisgrund zu

Verhüttungen geworden, die sich auf einem andern Wege rechtfertigen lassen; und zwar, während in derselben Hauptstadt die größten Nebelsände fortdueren, z. B. in stinkenden Blumenvorh., welche die Straßen verpesteten! Sofern das Publikum die Kosten hergeben muß, hat es auch das Recht, zu verlangen, daß ein Gebäude nicht prachtvoller ausgeführt werde, als die Bestimmung desselben es erfordert. Es kann möglich sein, den Kaufleuten einen Vereinigungs-Ort anzubieten, wo sie sich über ihre Angelegenheiten besprechen können, wiewohl sich nicht beweisen läßt, daß die Kaufleute, wenn die Regierung sich nicht damit befaßt, Mittel und Wege finden werden, sich zusammen zu thun; wie es z. B. in den großen Städten der Welt ist, wo die Würde nichts weint ist, als ein Privat-Gebäude. In allen Fällen könnte jedoch, selbst in der größten Stadt, dieser Vereinigungs-Ort der Kaufleute ein großes, kommod und unvergängliches Gebäude seyn, ja es könnte durch seine edle, strenge und dem Zweck entsprechende Architektur sogar die Hauptstadt verschönern, ohne daß eine Reihe von Säulen zu jenem Tempel gleich stellte, die man im alten Griechenland auftrug, aber in Italien noch jetzt antrifft. Gebäude dieser Art sollten zwar kostspielig, dabei aber sehr einfach seyn, wider es auch nur, um den Kaufleuten zu erlösen, daß die glücklichen Erfolge der Geschäftsamkeit sich auf Sparungen stützen. Weisende versichern, daß in St. Petersburg die Pracht der öffentlichen Gebäude etwas Theatralisch sei, und daß in Dublin die städtischen Squaden, welche schmucke Straßen unterhalten, das öffentliche Erscheinung so gut als gar nicht verschleien.

Sollten Oberbaurätheider nicht den Zweck haben, öffent-

liche Zugraben zu beföhnen, oder daß Gott, daß die Rosen dazu bergiebt, zu ihm: so würde das Publikum das Recht haben, den gleichen Ehrendenfönder zu tadeln. Welchen Eintrudt kann das im Hause zu Whitehall befindliche Staatsbild-Zeichn. des zweiten auf die Engländer machen, wenn sie sich, beim Anblick derselben, erinnern, daß dieser König ein Beschützer des blutdürstigen Jeffries war! Welchen Eintrudt auf die Franzosen das Staatsbild hatwige des Dreiehnen, der einen Hassfeind Cinq-Mars und den achtungswerten Verkümmern de Thou hinrichten ließ? . . . Es giebt ein gesundes Urtheil, daß man sie verherrten sollte. . . . Individ. der Würdentr., schwig der Gnadschreiber und Wappenschmieden bei ihren letztemen Ehrendenfönden im Staatsbildern und Triumphbögen. Waren es die Franzosen, von welchen diese Huldigungen ausgegangen? Reuebewege! Sie gaben nur die Rosen dazu hin, nachdem solche Hoffstrangen die Sache in Bewegung gebracht hatten. — Könige und Fürsten, die sich ihres inneren Werthes und ihrer Weitwirkung bereuert waren, haben zu allen Zeiten die Überlernung des ersten und die Lehrenung der letzten der Stadtkreis übertragen, und dadurch nur um so wirksam für ihre Verherrlichung gesorgt; denn zu den höchsten Verdiensten der Gesellschaft gehört, große Zugraben zu ehem.

Sieht der Gott fest, daß ein Volk immer nur in seinem einen Aufstand machen darf, als daraus für dasselbe ein Nutzen entinge, welcher dem dargebrachten Opfer gleich kommt: so wird sich daraus folgern lassen, daß öffentliche Einrichtungen und Anstalten, so wie es sich thut läßt, nur von denjenigen Verhältnissen, welche die Kosten derselben tragen, angeordnet und unterhalten werden sollten.

In Wahrheit, wenn nichts schwieriger ist, als daß ein öffentlicher Beamter eine gesunde Vergleichung zwischen dem verhüllten Vortheil und den zu befreitenden Kosten anstelle: so reicht diese Schwierigkeit, wenn der Beamte entfernt und mit vielen andern Dingen beschäftigt ist; wozu aus dem ganz von selbst folgt, daß die Gesellschaft, über denjenige Theil hervor, den dir Sache angeht, eine schändliche Speculation machen wird. Man kann ein sehr weise Minister segn, und Dingen, welche in großer Entfernung vom Mittelpunkte zu Stande gebracht werden sollen, auf eine unverantwortliche Weise eine Zustimmung geben; die Organisation der Gesellschaft bringt dies mit sich, wenn alles so eingerichtet ist, daß nichts geschehen kann, ohne daß die höchste Gehörde ihrer Zustimmung gegeben hat. In Frankreich werden verhüllte Güttien, die sich schwerlich rechtfertigen läßt, alle Gemeinden als Unmündige betrachtet, welche, ohne die Billigung der Regierung, über ihre Angelegenheiten nicht entscheiden dürfen. Hätten diese Gemeinden das Recht, ihrer Municipal-Obrigkeit zu wählen, und diese durch eine gewisse Zahl von Männern aus ihrer Mitte zu unterstützen: so redeten sich höchst wahrscheinlich ihre Angelegenheiten in recht besseren Händen befinden, als die der ministeriellen Verwaltung, aber das von dem Minister erneutem Kommissariat stand, welches in der Regel sein außerordentl. Interesse hat, als daß die in Nähe stehende Sache zu Stande komme, gleich viel mit verhülltem Aufwand von Kraft und Zeit.

Anders verhält es sich allerdings mit Einrichtungen, welche das ganze Reich angehen. Bei diesen würde die Zustiftung der Gemeinden, sofern es sich noch um etwas mehr

mehr als um bloße Geldbeiträge handelt, sogar verderblich seyn; denn sie würden das Interesse der Öffentlichkeit nicht auszugleichen versuchen mit dem allgemeinen Interesse, das für sie so gut als gar nicht vorhanden ist.

* * *

Wir haben bereits bemerkt, daß es keine Weise hat mit den Überentwicklungen, welche sich bei Einrichtungen und Anstalten öffentlicher Wichtigkeit anbringen lassen. Wie alles übrige Gesellschaftliche, so hängen auch sie von dem Fortschreiten der Zivilisation ab, wenn man in diesem Begriffe alles zusammenfaßt, was durch Wissenschaft und Kunst und Geschäftskunst geleistet wird. Es kann sehr zweckmäßig seyn, Eisenbahnen zu haben; ehe man jedoch dahin gelangt, sie wirklich zu besitzen, darf es nicht an den Mitteln fehlen, wodurch sie allein ins Werk gerichtet werden können, d. h. es müssen in der Gesellschaft Kräfte vorhanden seyn, welche die Konstruktion von Eisenbahnen beginnen. Nicht anders verhält es sich mit der Dampfstraff- fahrt und mit allen übrigen Anstalten zur Erleichterung und Beschleunigung des Verkehres. . . .

Dies nun veranlaßt, darf man behaupten, daß die Freiheit der Meinung oder des Verkehres die erste und stärkste Grundlage der Menschenfreiheit sei. Dessen unüberwindliche Hindernisse dieser Meinungsfreiheit, diesem Verkehre entgegen: se würde jeder Einzelne großer, der Umlage nach, über dem Himmel, aber der Entwicklung und Ausbildung nach, unter dem Balden Nord-Südwest's führen. Der Mensch ist nicht schöpfer; er beruht darauf, daß der Mensch

nur von Mund zu einer Mündung hat: die Fähigkeit, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, und die Sprache, um seine Gedanken auf andere zu übertragen. Ohne die Fähigkeit der freien Gestaltung würde ferner die Sprachfähigkeit unentwickelt bleibet; dann der Mensch würde nichts mitzuteilen haben, und seine Befähigung auf dieselbe Weise erfüllen, wie der im Boden gesetzte Baum. Erst jetzt man nun, daß das Bedürfniß der Mündung nicht nur zu einer mündlichen, sondern auch zu einer Schriftsprache geführt, und daß die letztere sich durch die Erfindung der Buchdruckerpresse einen sehr unermeßlichen Wirkungskreis verschafft hat: so kann schließlich noch länger die Arbeit davon seyn, ob man die Mündung erleichtern soll, oder nicht. Es ist also, in Folge des Geschäftigkeitsdranges, den welchem der Mensch unterworfen ist, dahin gekommen, daß er Produkte schafft; ist es dahin gekommen, daß die Arbeit sich geheilt hat; mit einem Worte, ist ein kompakter Gesellschaftsgüterdienst vorhanden, welcher nur dadurch vorbereitet kann, daß sein Dasein nicht erschwert wird: so darf der freien Mündung in seiner Beziehung etwas abgenommen. Daher die hohe Bedeutung materieller Mündungs- und Transport-Mittel, und das Interesse, daß die Geschäftigkeit an der Verbesserung oder Verwendung beschäftigt nimmt. In der That, man darf behaupten, „daß ein Land nur nach Maßgabe der Kommunikations-Mittel, die in denselben eingetragen werden, geblüht sei.“

Was man daher noch besonders in Anschlag zu bringen hat, ist folgendes.

Zuerst bestimmen die Fähigkeit, und von dem einen

Orte nach dem andern zu bewegen; allmählich aber, der wir diese Fähigkeit verloren, hat — unfehlig mit sehr wohlthätigen üblichem — Schwierigkeiten aller Art aufgetreten, welche uns verhindern, ihr Geschäft frei zu betreiben. In Klimaten, wo weder eine brennende Hitze den Geden auftrifft, noch eine erfrierende Kälte ihn vor der Zeugungsfähigkeit bewahrt, stehen wir auf unerreichbare Höhe, die unsern Blick und unsern Schritte beschränkt. In den Wüsten Asiens und Afrikas hat die Natur für keine Quellen, für keine Wälder gesorgt, und wischen den Menschen einen Durchgang lassen können. Fast nirgends hat sie für bessere Erbennmittel gesorgt, die unsre stolzen Städte unsicherthaben. Die Wälder, die wir durchzutun sollen, sind durchscheinend von Glühen, Wieden und Feuerbrenn; und das Meer stellt sich als ein unüberwindliches Hinderniß dar, die unsr Verhand hat möglichst aller Transport-Mittel darauf gemacht hat. Kurz: allenhalben steht wir auf Schwierigkeiten, die gar nicht in Anschlag gebracht, deren Urheber wir selbst und Unwissenheit sind: Schwierigkeiten, welche eine falsche Politik hervorruft, wenn sie sich der Einfuhr fremder Waaren, aber noch gar dem Umhause der Handelsprodukte durch Zölle, Umgangszölle, Späße u. dergl. widersetzt.

Alle diese Schwierigkeiten müssen besiegt werden, und nur in dem Maße, wem und tiefer Sieg gelingt, können wir vor in der Zivilisation, und gelangen wir dahin, die Produktions-Kosten zu vermindern, ohne daß die Gewinne der Produktion benommen werden; dann die Erfahrung lehrt, daß ein Volk um so reicher ist, als seine Produkte billigeren Verkauf sind. Gibt es in einem Lande gekrüppel-

Umfangে keine andern Transportmittel, als die Fähnchen; so würden die aufgesuchtesten Provinzien dadurch so verhinderet werden, daß nur sehr Wenige sie laufen könnten. Und was würde die Folge davon seyn? Keine andern, als daß auch die Zahl der Provinzien sich vermindern würde. Erleichterte Kommunikation ist also eines von den Hauptmittlein, den Wohlstand eines Landes zu fördern.

Um zu erfahren, wie viel durch gut angelegte Landstrassenbracht wird, braucht man sich nur in eine mit Zainen besetzte Gegend zu verlegen, welche nicht allein weit vom Meer entfernt gelagert ist, wiewohl so, daß kein Fahrweg beide mit einander verbindet. Die Zainen haben an Ort und Stelle einen geringen Geldwert, weil es kein Markt gibt, für festzustellen von der Stelle, werauf sie gehandelt sind. In den Wäldern haben aber befindet sich ein Schifferwerk. Hier würde man mit Freuden das Wirtschaftsleben für eine Zaine bezahlen, welche an Ort und Stelle acht Groschen gestellet hat. Die Schwierigkeit liegt einzigerweise, daß es an einem Fahrweg fehlt, auf welchem die im einen Stoff zu verhandelnde Zaine dem Schifferwerk gebracht werden kann. Diese Schwierigkeit wird geheben. Was geschieht nun? Ein Material, dessen Geldwert an Ort und Stelle 8 Groschen betrug, hat einen Geldwert von 13 Thalern 8 Groschen erhalten; und es bedarf nur einer hypothetischen Berechnung, um herauszufinden, wie dieser geschaffene Geldwert, verhältnißtige durch sämtliche Güter des Waldes sich unter den Provinzien und Verbrannten unterteilen würde. Sint Achtergrondhüde vom Verlust des Holzes würden vielleicht für Zinsen des Kapitals aufgezehrt, daß die Unregung des Fahrweges gefestet

hat; fünfzehn Schätzgeschäfte für das Herausfassen auf dem Walde und für das Fuhrwerk. Die Eröffnung dieses Abfahrt-Preis und die vermeintliche Stücksteuer an dem Orte der Herabbringung, wären den Werth des Holzes verhörfachen, d. h. der Grundgesetzthauer würde seine Waage für vier Schätzgeschäfte verlaufen. Alle diese Kosten würden aber dem Werth jedes Baums am Orte des Gebrauchs nur auf 24 Schätzgeschäfte erhöhen; und wenn die Verkäufer-Rosen derselben blieben, so würden die Verbraucher sechzehn Schätzgeschäfte gewinnen, weil sie derselbe Produkt trüger mit vierzig Schätzgeschäften bezahlt hätten. Der Grundgesetzthauer, die Arbeitertrutz, die Fuhrwerker und die Verbraucher würden sich in diesen untermischlichen Gewinnen Theilen. Verändert man die Zahlen, je nach dem Orte, auf welchem bezogen und verbraucht wird, und je nach der Brennbarkeit der Stückware, welche aus dem herabgesetzten Preis entzieht; so kann man sich in der Annahme eine Vorstellung von dem Vortheil machen, der für jedes Baum auf gut angelegten Landstrassen, als Kommunikations-Rosen, entsteht.

Hierbei ist nicht in Ansicht gebracht worden, daß eine gute Landstraße, die in ein Gebürg führt, den Preis aller Produkte der Ebene niedriger stellt, z. B. den Preis aller Waren, welche der Handel herbeiführt. Angenommen nun, daß diese Waren, vermöge einer erleichterten Kommunikation, im Durchschnitt um 10 Prozent im Preis fallen: so werden die Gebürgbetrüher, wenn sie dabei für 100,000 Thaler verbrauchten, dieselben Waren für 90,000 Thaler haben, und folglich jährlich 10,000 Thaler entziehen, welche sie, noch Gefallen, für andere Gegenstände

vermehren können. Die Einfüsse des Landes werden also um 10,000 Thaler vermehrt sein; nebstverstanden, daß man niemals verachtetes Einkommen nennen darf, was dem Einen auf Kosten des Anderen zu Nutzen kommt. Wenn Kaufleute Gebirgswaren derselben Waren, welche sie früher für 100,000 Thaler verkauften, für 90,000 überlassen: so kann dies seinem Grund nur darin haben, daß für 10,000 Thaler an Transport Kosten gespart. Da der Kaufmann selbst gewinnen sie die gleiche Summe, und da er an den Kosten gespart 10,000 Thaler verminnen die allgemeinen Gewinne der Gesellschaft auf seine Weise; denn diese 10,000 auf der einen Seite gesparten Thaler, werden auf der andern wieder aufgegeben, und das, weil man dafür kauft, bezahlt gleichzeitig probatissime Dienste.

Es geht in der That über alle Berechnung hinaus, wie sehr sich in einem großen Staat das Einkommen durch erledigte Kommunikation vermehrt. Ludwig der Bayerische legte Stadtreichs Hauptstraßen mit großen Kosten an. Hätte man sich im siebzehnten Jahrhundert und zu Anfang des achtzehnten besitz auf den Straßenbau verstanden, so hätte dabei viel gespart werden können. Dicke befestigter haben die von Ludwig dem Bayerischen angelegten Hauptstraßen dem französischen Waller Werthelre verschafft, welche die darauf entstandenen Kapitale bei weitem übertroffen. Es war nur ein Betrieb von mangelsaftigen Einsätzen in die Stadtreichtheit, wenn ein großer König Dringlichkeit, für die Verbesserung der Hauptstraßen nichts thun wollte; einmal: weil er den von Ludwig dem Bayerischen, durch vermeidbare Fehler ausgeführten Druck verabscheute; zweitens: weil er der Meinung war, es

würde, nach Maßgabe schlechter Werke, bestie mehr in einem Lande verschw. Die Erklärung hat in dem Lande, von welchem hier die Rede ist, bewiesen, daß sich die Sache aber allen fühlbaren Druck zu Stände bringen ließ, und daß sie, zu Stände gebracht, Vorteile gewißer, gegen welche der Vergleich erwarteter Gewinne und Verluste nicht im Gange kommt.

In England scheint man den Bruns'sch angenommen zu haben, daß eine öffentliche Einrichtung (ein Gebäude, eine Brücke, eine Chaussee, ein Kanal u. s. w.) nur dann zu Stände zu kommen verdient, wenn dadurch die Kosten der ersten Auslagen und die Kosten der Unterhaltung gewonnen werden. Man hat also ein Vorurtheil gegen alle öffentlichen Einrichtungen, womit sich Privat-Gewinne nicht befassen wollen; mit einem Werthe, gegen Einrichtungen, welche nur dadurch zu Stände gebracht werden können, daß man eine Zulage zu den Kapitalen der Regierung, d. h. zu denen der Nation nimmt.

Wie fern ist diese Ansicht eine richtige zu halten?

Wenn die Zinsen der ersten Auslage und der Unterhaltung einer öffentlichen Einrichtung denjenigen entschreitet werden müssen, welche keinen Gebrauch machen, d. h. wenn Zölle, es sei unter welcher Gestalt es will, unvermeidlich geworden sind: so fühlen sich sehr Wider als geschreitet vom Gebrauch; und alle diese werden um die vielfältigen indirekten Vorteile gebracht; welche daraus hervorgehen können: Vorteile, welche, multiplizirt durch die Jahrhundertlange Dauer einer wichtigen Einrichtung, jede Verdienst übersteigen. Man erkennt also eine Reihe von Vorteilen, ganz vielleicht das Hauptverdienst der öffentlichen Einrichtungen.

früheren Einrichtungen aufmacht. Kommunikations-Werke — veranlaßt, daß sie richtig gebaut und durchgeführt sind — darf man, ohne alle Bedenken, zu dem allgemeinständigen Aufwand einer Gesellschaft rechnen; dann es entspringt daraus eine Verminderung der Produktionskosten, ein geringerer Preis der Produkte, und folglich ein Gewinn für die ganze Gesellschaft. Wer also auch die Theil der Privat-Werke zur Versorgung öffentlicher Einrichtungen mit sich bringen möge: so darf er doch nicht allein entscheiden, wenn von dem Nutzen dieser Einrichtungen die Rede ist.

Hieran knüpft sich die Frage: welche Theil der Gesellschaft soll für die Ablegung frequenter Landstrassen sorgen? und diese Frage bearbeitet sich, wie wir glauben, am besten auf folgende Weise. Es giebt drei Ordnungen von Landstrassen. Wenn sie die entferntesten Gölde des Reichs in Verbindung bringen, vorzüglich aber wenn sie bis ins Ausland hineinführen, so werden sie Heerstrassen genannt. Verbinden sie blos Gölde unter einander, ohne sich noch weiter zu erweitern, so nennt man sie Landstrassen schlecht weg. Gehen sie entweder von einer Stadt nach umliegenden Dörfern, so nennt man sie Feld- oder Landwege. Sollt man auch diese Klassifikation fassen, so ist nichts billiger und bei Sicherheit genügter, als daß die Gemeinden an gehalten werden, sogleich die Heerstrassen, als auch die sogenannten Landstrassen, welche ihr Gebiet durchqueren, auf ihre Kosten, und mittelst einer von ihnen bewohnten erheblichen Beitrag, zu unterhalten. Wollte man hingegen einwenden, daß diese Straßen auch von Deutzen benutzt wer-

ten, die nicht zur Preßung gehören, daß füglich auch diese zur Unterhaltung beitragen müssen: so würde dieser Einwand alle Kraft in der Betrachtung verlieren, daß der Zuschuß ein gegenseitiger ist, wenn man Preßungen durchsetzt, zu deren unterhaltsamen Strafmittel man nichts beigetragen hat. Die Hauptfahr ist, daß die Herr- und Landstraßen gut und mit so wenigen Kosten als immer möglich ist, unterhalten werden. Wer nun wieder dabei noch mehr beteiligt, als die Betreuhör einer Preßung? Um sicherlich reich einer Ver nachlässigung dieser Art durch entgegen gereicht, daß man die Unterhaltung in Entpreis giebt; dann dadurch erhält man die Verichtigung, von den Unternehmern zu fordern, daß sie ihre Verbindlichkeiten erfüllen.

Wie sehr man aber auch berechtigt seyn mögt, die Gemeinden zur Unterhaltung ihrer Straßen erster und zweiter Klasse zu verpflichten: so kann man doch nicht, ohne ungerecht zu werden, von ihnen verlangen, daß sie die Kosten der ersten Anlage bestritten sollen. Diese seyn eines Besitzes bedarf, dessen Gründer der ganzen Nation zu Gute kommen, und der sehr häufig das Vermögen einzelner Preßungen übersteigt würde, wenn diese so gelegen sind, daß der Straßenbau in ihnen mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist, deren Überwindung nur durch einen unmöglichlichen Aufwand bewältigt werden kann.

Was die Zell- oder Landwege betrifft: so würde, nach den so eben aufgestellten Grundsätzen, ihre Unterhaltung den Gemeinden zur Last fallen, durch deren Gebiet sie laufen. Doch dürften Gemeinden ein sehr schlechtes Unterhaltungsmittel abgeben: denn diese würden nur dem Land-

sonnen wir fast fallen, und die daraus entspringende Härde würde alpm ungleich sein, um nicht beschädigt zu werden. Auch diese Strafen sollten also in Entreprise gegeben werden, und die Arbeiten vor allen den Mitgliedern der Gemeinde zu Gute kommen. Auf diese Weise würden die Beiträge eines Dorfes in dem Dorfe selbst ausgegeben, und folglich gewiss verdient werden.

(Die Verfassung folgt.)

Blick auf die sittliche und politische Staats- tisch Mittel- und Unter-Italiens.

(Aus dem Französischen.)

Wort vor dem Herausgeber.

Der Aufsatz, den wir unsren Lesern hier mittheilen, ist auf dem Nummer und Titel der Revue encyclopédique übersezt. Da er in der Uebersetzung den sittlichen und politischen Zustand der ganzen italienischen Halbinsel umfaßt, so geben wir zwar eigentlich nur ein Exemplar. Dafür hoffen wir, wie wir glauben, der Leser dadurch nicht verloren.

Der Hauptbestandtheil Italiens, gleichsam der Kern dieser Halbinsel, ist und bleibt der Kirchenstaat; denn, nach wie Jahrhunderten und Italien geworden ist, daß sich auf diesem Kern hervorgegangen, reicher, so lange keine wesentliche Veränderung in der öffentlichen Sphäre erfolgt, daß Schicksal der Italiener auch füinstig bestimmen wird. Dabei dürfte es jedoch ja den außallmäßigen Zeichen der Zeit gehorchen, daß, in diesem Augenblick, ein Regierung von Mönchen der Zustand damit beschäftigt ist, der päpstlichen Regierung die Mittel an die Hand zu geben, wodurch sie, unter den Ereignissen der Zeit, ihr Daseyn retten kann. Daß die von ihnen vorgeschlagenen Mittel nicht geistlicher Art sind, versteht sich wohl von selbst; denn in dieser Verbindung hat die Regierung des Kirchenstaats nichts zu tun.

Das Einige, woran es ihr seit drei Jahrhunderten, d. h. seit dem Karls'schen Absatz, den für in diesem Zeitraum geblieben, fortwährend gehalten hat, ist die Kunst, das Material in dem sie übrig gebliebenen Machtergebnis so zu beharbeiten, daß Muße und Freude in derselben auch ohne die Dauerwirkungskunst sündiger Machtet gerettet blieben. Diese Aussage dürfte jedoch nicht leicht sein. Was sie zu einer sehr schwierigen macht, ist der Umstand, daß die Bewohner Rom's noch immer nicht die viscerationes entbehren gewesen seien, die ihnen in jenen Zeiten zu Theil wurden, wo die, von römischen Machthabern geleistete Welt keine andere Bestimmung hatte, als für sie zu arbeiten.

Da diese Zeit jetzt vorbei, als jene, vorüber zu sein scheint; so kommt es vor allen Dingen darauf an, daß die kirchliche Regierung sich mit den Prinzipien der Staatswirtschaft befasse. Wiewfern sie dazu aufgelegt sei, ist hier zu untersuchen: nicht der Ort? . . .

Würde es aber wohl eine allzu lächerliche Behauptung sein, wenn man, in Betracht der beobachteten Geschichte, welche die Staatswirtschaftslehre seit einem halben Jahrhundert gemacht hat, prophetisch erkläre: der Kirchenstaat, als solcher, d. h. in seiner bisherigen Individualität, werde seinen Untergang in den sich je mehr und mehr verbreitenden Prinzipien einer gesunden Staatswirtschaftslehre finden?

Machiavelli's Ausspruch, daß der Kirchenstaat von allen Staaten am schwierigsten verwaltet werde, hat seit drei Jahrhunderten an Weisheit — nicht verloren, sondern gewonnen; und dies geht ganz notwendlich zu, weil, während die körige Staaten immer sorgfältiger, d. h. mit Benutzung

aller gesellschaftlichen Reichtümern verhüllt werden sind, der Kirchenstaat auf demselben Punkte zurückgeblieben ist.

Verächtliche Sandberge derselben, welche ehemals reichliche Erze brachten, haben sich, in Folge der preußischen Verwaltung, welche die Betriebsamkeit, wenn auch nicht verhindert, doch nicht gehörig aufgezettel und unterstellt, in pestilentialische Schäpfe verwandelt, deren Ausbündnisse Sibir und andere entzerrende Krankheiten erzeugt. Andere Klätereien, welche das Wasser nicht verbessert hat, liegen unangebaut, nicht wegen Unfruchtbarkeit des Bodens, sondern wegen des geringen Gewinnes, den der Sandbau im Kirchenstaate gewährt. Der Papst selbst hat das Monopol, nicht bloß von allen vorzüglichsten Produkten des Sandbaus, sondern auch von allen Organischen, deren man am meisten bedarf. Was wird überläßt er, als Sandbäume, die Ausbildung und den Genuss dieses Monopols? Denjenigen unter den Nachbarn, die ihm die liebsten sind.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die päpstliche Regierung in dieser Beziehung noch schlechter verfährt, als die des Groß-Gouvernements. Man befürchtet nur folgenden Zug! Zu Rom wurde, vor nicht gar langer Zeit, ein Bäcker in Geldstrafe genommen, weil er sein Brot nicht zu dem geistlichen Service verkaust hatte. Man bestrafte ihn jedoch nicht, weil er die Bäcker überwohlt hatte; man bestrafte ihn vielmehr, weil er sich gegen die übrigen Bäcker und Verbrechend schuldig gemacht hatte, den Braten geßter und besseres Brot zu geben, als jenem. Was aber war die eigentliche Ursache der Bestrafung? Keine andere, als daß fast alle Bäcker Rom, Kardinälen angehören, die ihren Vertheil dabei finden, daß das Brot so thurer als möglich

verlaufen werde. Diese Kardinale — was sind sie? Romische Patriarchen, welche Kirchen führen.

Man begreift etwas von den letzten Umrissen im Kirchenstaat, und man begreift zugleich daß Einschreiten der weltlichen Regierungen in die Angelegenheiten Kirches Staats, wenn man ein solches Phänomen, wie daß so eben beschriebene, zur Anwendung gebracht hat. Das Einige, was der Regierung bei Kirchenstaat bisher unbekannt geblieben ist — wäre es wohl etwas Anders, als eine richtige Behandlung des Materialien? Diese muß also von ihr eingesenkt werden, wenn sie fortheben will.

Wird jedoch hier Einschreiten statt finden, ohne daß der Geist der weltlichen Regierung den Anschlag giebt über den Threologianus, dessen wesentlicher Fehler bisher darin bestand, daß er die Erscheinungen über beherrschen, als sich mit dem Geschehen denselben vertraut machen wollte? Es scheint daher dem bisher noch namenlosen Schüler Adams Smiths, welcher das Kardinale-Testigium mit den Prinzipien der Staatswirthschaft befreit macht, ein besseres Schicksal aufgetroffen zu sein, als Galili im siebzehnten Jahrhundert erfuhr, weil er, gegen den flaren Inhalt des alten Testaments, die Bewegung der Erde um die Sonne behauptete . . . *). Hier entgegen wie unserer Weisheit.

*) Theismus Auszügen zufolge ist die Regierung bei Kirchenstaat auf dem besten Wege. In einem Schreiben des Preußenkonsulents Berndt an den französischen Gesandten, Bruder von St. Fulcrin, d. d. Bonn den 3. Juni 1831, heißt es:

„Keine Heiligkeit hat, seit ihrer Erhebung, nicht aufgehört, sich mit der Erziehung besserer Konserven in der Kirche.“

Die Reise der Spaniänen läuft im mittäglichen Thore
bei Herzogthum Medina. Ein Jahr dieser hohen Berg-
gipfel verschwinden die schönen Regionen der Lombardie.
Auf der entgegengesetzten Seite leben stets getrennte Be-

den Bewohner je fröhlich... Die administrativen und rich-
terlichen Funktionen fallen nicht ausschließlich einer bestimmten
Staats verantwortlich werden, und das *modus proprio* der Freiheit
wird die grundlegende Zuständigkeit erhalten. Den Beamten wird
man ein Sohn entstehen, welchen gesetzt sie fühlt sich mit ihren
eigenen Bedürfnissen vorhin fröhlich und für höchste Tugend
blühen. Ein politisch abgeführte Sohn wird die Verwaltung
berühren den Stoffen der Staatsfahrt anstrengen, ohne jedoch die
gewöhnliche Person und die Gewerbelebenen nicht verhindern. Ein
Gesetz zu beruhigen, welches bestellt verfolgen werden soll, daß bei
Zurück der zahmthierischen Stoffe, der Staatsfahrt nämlich, nicht den
höchsten aufgeworfen werde. Nach die Personen werden Verwaltungs-
stellen und Kommissionen erhalten, diese Elemente und Weise die
Kommunal-Konföderationen werden. Die Freiheit der Richtung der
öffentlichen Verwaltung, die Regierung der Staatsfahrt, so wie die
finanz-Verwaltung, sollen hingeholt organisiert werden, und kein
verhindriger Grund gegen die Neutralität der Verwaltung, gegen
die gute Bewahrung der Staatsfahrt und gegen die Weise,
die bei der Erfüllung der Wege, so wie bei der Erziehung
der Freiheit beruhigen, den Werth führen soll, wird eingesetzt werden
kann. Die geistige und bauende Verhaklung der Sohne wird
in ausgewiesenen Institutionen ihre Unabhängigkeit finden. Wenn die
öffentliche Verwaltung in dieser Weise organisiert sein wird, unterliegt
es keinen Grenzen, daß Wissenschaft an die Führung der öffentlichen
Staats nicht helfen kann, ohne einen Privatstellen über den öffentlichen
Leben zu führen, und daß sprachlich zum Menschen über das allge-
meine Bild aufzutreffen. II. f. n." (Siehe die Allgemeine Ver-
fahre-Gezüchtigung Nr. 203. bei letztem Jahr.)

Was ich mit unverhinderbarer Gewißheit behaupten läßt, ist, daß
die Regierung der Kirchenstaat, wenn nicht Reform früher diag-
noster wäre, den Verbotenstaat, ihren Angen Leid, nie lassen
gelernt haben möchte.

töllungen. Tessin ist gleichsam die Schmiede des mittelglichen Italiens. Als Übergangsstück hilft es den Durchgangspunkt vom österreichischen Italien zu sein, was man das italische Italien nennen könnte, wenn es kein bestimmt durch seine Regierung, dem letzten befriedeter durch seine Sicht. Es ist ein Muster des Despotismus, das Wollförmchen mit Formen. Man hat es die Oase Italiens genannt, und in der That ist hier man hier freier. Bei dem Alten würde man sich freuen, wenn man hier etwas bedauert hätte, als ein erbetwires Despot. Die absolute Gewalt hat höchst keine andere Gedanke, als die, welche sie in dem individualistischen Charakter des Monarchen findet: eine sehr schwache Garantie des Wehrkund und der Sicherheit!

Wollte man nun fragen, welche Verwaltungssystem im Grossherzogthum Tessin in Kraft sei, so würden wir und wegen der Antwort in einer nicht geringen Bedenkenlichkeit befinden; denn Zwecklosen gäbe es nicht, wosfern die Konsuln nicht dahin gerichtet werden darf. Man hat sich beruhlt, die französische Organisation und die französischen Gesetze abzuschaffen. Ein Band würde nicht hinreichen, alle Theile der Gesetzgebung abzutrennen; es herrscht darin zuerst Zusammenhang nach Sicherheit. Es ist eine Art von Centrale, zusammengefasst und getrennt von allen Systemen. Wir werden uns nicht damit befassen, den Fässer in die Fässer einzufüllen, ohne Aufgang einzuführen; um so weniger, weil dies nicht der Zweck eines allgemeinen Werthalters sein kann.

Das Gebiet von Tessin enthält 6,324 (französisch) Quadratmeilen, auf welchen 1,230,000 Einwohner leben aber

aber begrenzen. Das öffentliche Einkommen beträgt ungefähr 17 Millionen Franken, die Stärke 4000 Mann.

Die Leute sind frei, wie die Hirsche im Hirsch; nur müssen sie sich nicht einfangen lassen, denselben verlassen zu wollen. Was Rechte, was Garantien anlangt, so haben sie vergleichsweise nicht. Da die Regierung nicht allein stark auf sie bedarf, so nehmen sie leicht ihren Entschluss, d. h. sie finden sich in ihr Schicksal. Nachdem sie sich an ein Beobachtungs-System. Die Polizei ist gründlich und der Unterdrückung herablassend. Man ist überzeugt, daß, wenn er sich zu einer strengen Maßregel entschließe, er gegen keinen Wollen und unter österreichischem Einfluß handle. Man unterweist sich dem Ratlosen; und hierin zeigt sich die Regierung der Schweiz im Gesicht der Österre. Was die Geistlichkeit betrifft, so wird sie frei gehalten; auch über sie eben keine Herrschaft. Bei Gelegenheit der Installation eines neuen Bischöfes, gab der Premier-Minister ein Beispiel heilsamer Strenge, indem er erklärte, daß die Bischöfe, welche dem Muscius in Dingen, die nicht zu ihrem Pastoral-Gerichtungen gehörten, folge lassen würden, ihrer Absetzung genug seien. Der Muscius, welcher mir großen ausdrücklichen Ausprachungen angelangt war, mußte sich also auf seine freilichen Gewissensbisse nimm becheiden. Nach sieht Leofano zu Stom nicht in dem bestimmt Grund.

Leofano's ganzer Handel ist in Sizien, und besteht sich fast ausschließlich in den Händen der Sizilianer. Dorthin bilben eine Kolonie, welche das Land zu ihrem Ver-

ihre verbrannte. Götzeno ist ein Freiheit. Die Freiheit der Götzenauer war schon zu Dante's Zeiten ein Wegenstand gefährlicher Beurteilungen. Die Verdüsse, welche dieser Dichter seinen Landsleuten deshalb macht, gelten noch immer. Der Geschäftsjug giebt das Geheim, wieviel er sehr reich ist. Man sagt, er kann alle Schäpe für indigliche Ursäße. Dazu widergespricht jedoch, daß er betrügerische Zwecken aufspart, um die Warenmenge aufzutrocknen.

Es giebt in Götzenau ein Institut; das einzige in Deutschland ist: das K. K. Kabinett des Herrn Wissenschaftsministers. Hier findet man alle Zeitschriften, welche Fachleute sich darin abgeben, so wie neue Bücher, wissenschaftliche und literarische Preise und Preisschriften. Dieser, jenseits der Alpen ganz unbeschreibbare Vorrat würde hinreichend seyn, um Götzenau die Entwicklung einer Dokt. Universität zu erwecken. Was die Regierung tut, entbehrt die Zustimmung der Götzenauer, deren Opferantritts-Gesetz sich mit einem Stoffwand für Letztere verträgt. Der Dichter dieser Unsteth ist zugleich der Herausgeber der Anthologie, bestreiten und unabhängige Journal in Götzenau. Der gegenwärtige Unrichter verbreiteret sich und schreit sich selbst über das plattte Land auf. Ganz anders sieht es von der Statistik; sind Wert ist eine Schenkung für die Regierung. Es hätte sich eine statistische Gesellschaft gebildet, es erschien eine Zeitschrift statistischen Inhalts; doch Statistik und Gesellschaft haben sich bald von dem Statthofe der Regierung getrennen. Das Geschäftsjugdum ist nunmehr in dieser Bezeichnung beschränkt auf ein Journal des Weltausbaus, daß man nunz es beklauten, von geschickten Händen verfaßt wird, und wohl dazu beitragen kann, die ge-

finden Sehens bei Sichtbund über die Blüten zu verbreiten. Eine Sparflasche ist für den unbegüterten Theil der Einwohner von Stoeni gesichtet werden, und der Geschäftszug hat sich sehr bereit gezeigt, sie zu unterstützen.

Portofino ist der Punkt Italiens, wo am Widerstand am rohigsten zu denken ist. Das Volk hat sanfte Gitter. Es ist durchsinn, fidleren Freundschaften ungewöhnlich und mit einem Zweck gefürdet. Wir reden hier von der Wehrheit. Es giebt zwar eine aufgestellte und einsichtswerte Wehrheit, welche noch mehr erwidern möchte; allein bisher hat sie sich auf fremde Wünsche befreundet. Wir glauben noch an ihren Patriotismus, doch ohne nicht an ihre Energie. In einem gegebenen Augenblick könnten die Sardianer zwar mühsamen zu dem großen Werte einer italiänischen Wiedergeburt; doch würde ihrerseits alles darauf hin-auslaufern, dass sie nicht bestimmen und die Wehrthätigkeit annehmen. Ihre Kette ist passiv, wie sie es immer gewesen ist; doch gehen sie dabei nie zurück.

Die Sullaner, ihrer Nachbarn, bilden eine Bevölkerung von 140,000 Einwohnern unter einem kleinen unangeführten Hause der spanischen Verwaltung, der seinen Hof, seine Gressieranten und seine Kammerherren hält. Das Volk scheint uns nicht eine eigenständliche Physiognomie zu haben, außer sofern es beträchtlich bis zur Neutrigur, untreulich und listig ist. So auf diese Charakterzüge kann man auf die Sullaner anwenden, was von ihren Nachbarn gefragt werden ist.

Uzzano ist von drei Teilen hier eingeteilt von den Staaten der Kirche, welche sich vom Königreich Rom bis zum Po schlagen. Dies ist ein Abgrund, in dem viele Italiener; ein Abgrund, in welchen so viele Geschlechter, so viele Generationen, so viele alte Geburten, eine ganze Civilisation versunken sind. Ein großer Mann hatte eine Brüder über diesen Abgrund geschlagen. Seine Brüder, seine Gesetze waren darüber gegangen; allein die Brüder ist gesammeingeschürt und der Abgrund hat seine Gesetze und seine Brüder verschlungen.

Mit dem römischen Staat steht das italienische Recht in seiner Einheit, d. h. in seiner Verbindung von jedem formidabigen Zusatz an. Die päpstliche Organisation ist ein Noll me längere. Man weiß nicht, wie man sie berühren soll; sie hat große Weitläufigkeit mit einem Griffe, welche, an die freie Luft getragen, in Stand versetzt. Mit uns Uzzano's Verwaltung als ein Fabrikant erschienen — welche Benennung soll man alldann der römischen geben? Sie ist ein Haar von ungleichartigen Institutionen, die sich unter einander bekämpfen, wie die Elemente vor dem Auge der Schöpfung. Und diesem Kampfe fröhlt entspringt eine Art von Gleichgericht; denn die Weisheit geht.

Es ist unverdinglich die Sache gewesen von einer zu Rom aufgebrachten Revolution. Wir haben nicht daran geglaubt; ja wir würden daran nicht glauben, wenn sie vor unserem eigenen Auge vorgeinge. Niemals würde eines Schriftverwalters thun wollen, den es nicht zulassen könnte. Es ist wie Gold, den Pygmalion durch unzähllich viele Gaben an den Hellen gesäkt haben.

Die Bevölkerung der ewigen Stadttheilt sich in

zwei große Klassen: auf der einen Seite die Geistlichkeit, auf der andern die Laie. Die Geistlichkeit hat das Ueber- gewicht, sowohl durch ihre Zahl, als durch ihren unmittelbaren und allmächtigen Einfluss auf die andrer Klasse; denn sie giebt ihr Gesetz. Die Geistlichkeit ist demnach der Staat; und welches Volk könnte wohl eine Regierung, die es er- nährt? Dieser Ecclologismus scheint uns stark; allia er läßt sich rechtseitigen.

Reines Handel beschränkt sich auf den Vermögenshandel, d. h. auf so viel als gar nichts. Ein gutes Drittel der Laie-Bewohner lebt, direkt oder indirekt, von den Geistlichen, welche die großen Reichtümern der Geistlichen in Klasse ansehen. Gehört es auch nur ein einziger Jahr an diesen Grundstücken: so würde dieses Drittel der Bevölkerung Hungers sterben; es erinnert an die Menschen gewisse Gesells, die von Zugobärgen leben. Ein zweites Drittel lebt im Dienste der Kardinäle, als Untertanen, oder Kleriken, Handelsmeister, Tischgenossen, Gehilfen, Kus- toden und was sonst noch; das Gefolge einer Emissary ver- wickeltigt sich ins Unerschöpfliche. Das letzte Drittel endlich hängt unmittelbar von der Regierung ab durch Prälaturen, Seminare, Einschulen, Schulen, deren Zahl sehr stark ist, mit einem Wert, durch alle Bande und durch alle Erwartungen, welche ein frisches Volk an eine absolute Regie- rung setten.

So ist Rom, seiner inneren Geschaffenheit nach. Nun läßt eine Nation das Gewisse nie für das Ungewisse scha- ven, und der Sturz der päpstlichen Regierung würde das Geschwinden der menschen Spätfolgen, welche die Männer mit so viel Sicherheit bewegen, nach sich ziehen. Sie mu-

ren, sie machen sehr viel Strom; diese löst sich jedoch am Ende auf in verba et voces, und mir einer möglichen Veränderung der Dinge ist es ihnen kein Ernst. Was verhindert das Volk betrifft, so frage man die Deputierten, ob sie nach länger Päpste und Kardinäle zu gewünschen und zu Ministern haben wollen; man wird ja hören, was sie antworten. Von einer Zeit vor andern giebt es kleine Bewegungen; aber sie sind ohne allen Erfolg. Sie röhren von jungen Trauflöpfen her, die verschuldet sind und nichts zu verlieren haben, die folglich keinen Anhang finden in der Gemeinschaftsüberzeugung. Wenn von Stom eine Unzufriedenheit ausbrechen soll, so bedarf es dazu einer Befreiung von Unzufriedenheit, die unter Fassungsvermögen übersteigt.

Unterstellt jetzt sich die Sache, wenn von dem Preisniveau der Stobé ist. In diesen giebt es zahlreiche Reime der Revolution; dann sie werden von der Regierung aufgequatscht, damit es ihr nicht an den Waffen fehle, die Bewohner der Hauptstadt an ihren Wagen zu fesseln. Doch auf welchem Abgrund schlägt sie, um so viele wie mögliche aber gemachte Betörtheit zu bestreiten? Ehemals schüttete sie auf dem Goldbrunnen der ganzen Welt; die Kronen aller Länder legten ihre Tribute zu ihren Füßen nieder. Heute zu Tage resparen sich die Kronen eine solche Würde, und der Staat ist auf seine eigenen Ölquellen zurückgebracht.

Die erste und sicherste unter diesen ist ein Territorium von 13.000 (französischen) Quadratmeilen, von einer weit besseren Ertragsbarkeit. Das Einkommen ist ungemein. Es schlagen es auf 50.000.000 Fr. an, ohne zu behaupten,

daß unser Angabe genau sei. Die Bevölkerung Stoms, beträgt 144,541 Einwohner; seit zwei Jahren hat sie sich um 2000 Seelen vermehrt. Die Gesamtbevölkerung des Kreisstaates beträgt 2,372,000 Einwohner; das Derttjäglich nur 6000 Mann. Der städtische Zustand ist beflagnadswert; Rücksicht der Gerechtigkeitspflege, öffentliche Bestrafung, Freudelei sind die umlaufende Münze. In dem zweiten zehn (Wienzlande) sieht es ähnlich zugestanden, aber wenig Ausführung; außerdem bildet er nur einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung. Versuchen wir jetzt, ein topographisches Bild von den Dertten zu geben.

Der alten Dingen muß bemerkt werden, daß niemals eine Hauptstadt in Bezug auf ihre Verhältnisse ungünstiger gelegen war. Die römischen Staaten haben auf der Karte fast die Gestalt eines unvollständigen Banj-Eisens, dessen Spitze nach unten gekehrt ist, und auf dieser Spitze ist Rom befindlich. Es kann nur dadurch zur äußersten Bedrängnis der Domänen, d. h. zum Pe gelangen, daß es über den Apennin geht. Doch auf dieser Seite hält Österreich die Waage für kein. Vermöge des Wiener Kraftes hat Österreich sich das Recht vorbehalten, in der Region von Ferrara Bestrafung zu halten, um Gebieter über den Pe zu sein, gerade wie es sich das Derttjä angewandt hat, um die Waren von Seiten der Österreich zu beherrschen.

Die vier Legationen führen den Werken von Pe sehr bis zum Pe. Die Marchen beharren sich, längs dem adriatischen Meere, bis ans Königreich Neapel. Die kleine Republik Genua Marine, ein politisches Spielwerk, liegt mitten darin, wie ein Juwelchen im Mörser. Vologna, die verachtenswerte Stadt der Legationen, ist beinahe eine hanf-

tische Stadt; denn hier genießt man einen höheren Maßstab von Freiheit, als auf irgend einem andern Punkte der päpplischen Staaten. Der gegenwärtige Segat (Kardinal Consalvi) wird als der Repräsentant der katholischen Partei betrachtet, so wie der Kardinal Albani (Stadt-Schreiber) für das Haupt der österreichischen Partei gilt. Wenn verfahrt Vologna, weil es diese Stadt fürchtet. Die Bergmänner haben sehr warmes Blut; Marchiavel lobt sie wegen ihrer Liebe für Unabhängigkeit, und Übersiegerung, deren Gegenstand die Freiheit ist, sterben niemals auf. Das Stadtwappen führt das Wort Libertas gebroppelt; und durch die ganze Stadt verbreitet und an allen öffentlichen Gebäuden befestigt, dient dies Wappen zu einer Aufzettelung an die Bürger. Wir bekannten uns zu Vologna an dem Tage, wo die französischen Oppositions-Journalen die erste Nachricht von der Revolution des Julius brachten; und wir hatten Gelegenheit, sie mit lauter Stimme an einen öffentlichen Ort zu rufen. Da erschauten wir denn nicht neug über die Wirkung, welche dies Vorlesen in den Bürgern hervorbrachte. Auf so energische Ausdrucksungen, auf so viel Sympathie mit der Sache der Freiheit waren wir nicht vorbereitet, nicht gefaßt. Im Stille verbreitete sich das Gericht, daß die Franzosen über die Alpen kommen würden, und dies Gericht wurde allenthalben mit Ergriffenheit aufgenommen.

So ist der öffentliche Geist in der ganzen Romagna, zu Ravenna, zu Focilli, zu Cesena. Er offenbart sich bei jeder Gelegenheit. Da Cesena und Focilli haben, im abgewichenen Sommer, mehrere Verhaftungen statt gefunden. Eine anhaltende Dürre, eine schlechte Ernte, verbunten

mit der Weltzübung eines unum, eben so verberblidchen als unterordnenden Zell-Eyzemus hatten die Gemüthe erblidet. Auch die Marchen sind seit longer Zeit im Zustande der Erhöhung. Wir Erzähler nehmen sic die Prinzipien der napolitanischen Revolution von 1820 an. Neapel hatte sich schwer vergangen. Dem Nachtheine nach ist alles in die eine Bahn gerüdigtert; allein dies ist die Stütze, welche dem Sturme vorangehe. Diese Bergbewohner sind eben so intelligenter, eben so charactriger, wie die Bewohner Neapels. Sie erhalten dieselben Gründsätzen, dieselben Hoffnungen; ihr Hass ist nur tiefer: denn sie werden weniger verachtet, und die Polizei beobachtet grausam auf sie. Wie die Neapler, so sind die Marchen bewölkt mit geheimen politischen Gesellschaften, welche mit dem übrigen Italien kommunizieren, so viel es unmöglich thunlich ist. Ancora, der einzige Hafen des Kirchenstaats am adriatischen Meer, bleibt, wiewidrig es auch verändige seiner Lage seyn möge, weit davor entfernt, Bologna's Privilegien zu genießen. Ein südliche geächtet Prohibito-System untergräbt seinen Handel. Der Markt von Gimigaglia, welcher eine von den vermöchtesten Quellsquellen des Landes bildete, nimmt mit jedem Jahre ab. Gehen wir über das apenninische Gebirge zurück, so kommen wir in Pistoja, welche nicht weniger wider die Hauptstadt erbittert sind. Pistoja, Verucchio, vor allen aber Vicchio trömmt von ihr mit einem Gross, mit einer Fülligkeit, welche in Erstaunen sezen. Sind sic minder aufgelistet, als Bologna, so sind sic deshalb nicht minder bestig. Die Depositionen findet sich nicht bloß bei den Eien; sie hat auch die niedere Weisheit regis-
sen. Civita-Bretta hat einen Hafen am mitteländischen

Waren; es nimmt den Mittelpunkt der Warenmünzen ein. Wie es steht, ist die Bevölkerung dieser Stadt ausdrückt von der bösen Lust (*aera-cattiva*) und von dem Friede, die sie belagern. Sie ist versteckt in ihrer kleinen laufendenischen Angelegenheiten. Niemand läßt sich durchaus nicht auf sie.

Was die Delegation von Grossmutter betrifft: so ist sie der mindiglichste Theil der polylischen Staaten, und zugleich der reichste, der unfehlbarste und am meisten geschäftsmäßige. Alle Staatsregenrechnungen haben seiner Bewohnerung eine wilde Prognostik gegeben. Diese Bewohner sind vorzüglich gegenwärtig zwar baunder gehalten; allein sie sind nicht unterdrückt; der Raum ist nicht mit seinen Wurzeln aufgetötet und erwartet zur günstigen Wind, um wieder aufzuschlagen. Diese straffen Bergbewohner sind gute Schäfer und würden treffliche Guerrillas abgeben. Sie geben Gesetze und eine Blinde gehören sie auch; fordert jedoch nichts weiter von ihnen.

Wir haben so eben eine Masse von furchtbaren Widerständen und Oppositionen gemessen. Sie suchen seit vielen Jahren, und verbergen unsichertheit an dem, wie die Menschenrechte sich an einer Klippe brechen. Wo aber findet denn dem die Kraft, so vielen Seelen ein Trost zu bieten? Welcher Zauber umgibt es? Wahrschlich, nicht seine materiellum Radum verschaffen ihm Macht. Seine Macht sind bei weitem weniger innere, als äußere: mehr geistlich, als physisch. Es steht sich auf seinen Waffen; auf eine lange aufgerichtete Herrschaft; auf eine Kraft der Vernunft; auf eine Macht des Altershundes, welche wie Verhängniß trifft; auf diese seltsame Identität von Staat und

von Stelligen, welche den ersten durch die zweite hebt, und das, was sonst in den Augen der Menge Verfasset und Vertheilt hat, durch das verschleiert, was in dieser Gotteshand und Heiligem ist. Es stützt sich auf die Unzulänglichkeit seiner Freunde, auf das Misstrauen, daß es auszuspielen so unerträglich verleihe, entlich auf ein heiliges Offizium, eine verborgene Gewalt, diese unrichtbare Inquisition, welche durch ihre Strenge und ihre Gehirnigk. schreit. Gedenken wir jedoch auch, daß die Unschärheit Desstreits und die Sache vor dieser Macht eine nicht minder trüste Stütze gewordet.

Bei seinen Freunden selbst verschafft kann sich die Waffe, wenn es diese bekämpft; denn ihr Geld ist's, wo durch es sich aufrecht erhält. Nehmt ihm diese Kraft, und seine Bewohner werden sich gegen die Regierung wenden und diese in Trümmer verschlagen. Panem et circenses! dies ist noch immer sein Geschen.

Wie wunderbarlich ist die Existenz dieser Stadt, welche noch immer mitten unter verschwundenen Herrlichkeiten Strafen reist, und so starr in ihrer Schwäche, so gebieterisch in ihrer Verzweiflung ist! Die halbe Welt ist wider sie verschworen; ihre Kinder wanden in ihrer Kreuze; ihre Bekehrungen, System selbst ist schrecklich berechnet; sie profiliert die Ausfüllung; sie verbietet die Freiheit des Gedankens ohne Unterscheidung; sie ist nur streng auf Größe; sie verachtet nicht zu verzeihen, noch zu wüthet, zu trüger Zeit. Zukünftiges, Widerspruch, Ungewandtheit führen den Verlust bei allen ihren Handlungen, und doch tritt sie siegreich aus allen Angriffen, allen Kämpfen; sie ist da, trüger in ihrer Gnade. Alles in ihr ist Geist, Lebendig-

kommen; Unterwerthlichkeit ist ihr Wahlberuf. Den Ver-
diensten eines wirklichen Jahrhunderts das in seinem Ge-
fördern nicht teilhat, bietet sie die veralteten Eremo-
nien und Friedhöfe des Mittelalters dar; auf die Ver-
herrungen dieses Jahrhunderts antwortet sie mit Segen-
sprednungen, auf sein Geschrei mit Misereere. Bei dem-
selben würden wir sie ungern stehen sehen. Wir lieben
ihre Eremothen, ihre veralteten Segensprednungen, ihre
Misereere. Ohne allen Zweifel würdthet mir die Eman-
ipation ihrer Verbünden; von ganzem Herzen wünschen wir
uns das Wohlgefallen ihrer geringsten Bürger freuen; denn
was es Menschen gibt, da sollt auch das Wohlgefallen nicht
fern seyn. Doch wünschen wir jedoch, daß Rom unan-
getastet bleibe. Es ist für das Ordinarien ein Ort der spa-
ngensfahet, ein Feld, wo große Schenken ein Wohl suchtn.
Wer möchte es ihnen verschließen? Gefallne Kämpfer,
franke Herzen, milde Geister bregen sich dabeiß; alle mög-
lichen sich gern in seine Einsamkeiten begraben und Ruhe,
Zorn und Trost dabeiß finden. Wie wollen Rom nicht
andere, als funfzig Generationen es gemacht haben: Rom
mit seinen Mauern und seinen Künsten; Rom mit seinem
päpstlichen Purpur; Rom mit seiner Würde.

Unterden wir nunmehr die beiden Länder Italienie,
das Königreich der beiden Sizilien, das grösste,
das schönste, das fruchtbarste der Inseln. 7,420,000
Einwohner bedecken eine Fläche von 31,800 (französischen)
Quadratmeilen, und ein Derr von 30,000 fälschlichem Gel-

dann tegelit darauf, mehr um über die Vereinabteilung eines Einkommens von 84,000,000 Franken zu machen, als zur Sicherung des Königreichs. Der Theorie nach ist die temporale und zivile Organisation handlich gut; in der Ausübung ist sie verschwimmungswertig. Als Gretinard auf den vorherigen Schein prahlte, begnügte er sich damit, die französischen Institutionen aufrecht zu erhalten, während mit Annahme des Großlandes, den er der Christlichkeit verließ. Bis zum Jahre 1821 gingte die Sache erfolgreich gut; es sah Despotismus statt, doch ohne Unterbrechung. Die Revolution hat die gute Sache des Landes verdorrt. Diese Unterthauen, sichtlich kombiniert und eben so schlecht gekleidet, vermachten von den Schwestern, scheiterte an den verratenen Bestrebungen des Absalb, des Weineires und des österreichischen Bogenes. So verzweigt es sich mit dem Ursprung des gegenwärtigen Gesetzes, das seit zehn Jahren mit übermäßiger Strenge und mit einer in Erstaunen schenenden Standhaftigkeit verfolgt wird. Wehe dem Wehr, das im Kampfe mit der Gewalt unterliegt! Es wir ohne Erfolg präsenten. Das napoleonische Welt giebt davon ein abschreckendes Beispiel.

Die Regierung selbst hat ihre Unterthauen in gleich großem Massen geheilt; die absolutum Idem auf der einen, die liberalen auf der andern Seite. Aller gegen Aller! Heute sind zur Gewalt und zur Gunst berufen; diese werden verfolgt, verstrickt, mit dem Leibe bestraft. Bis ins Heiligthum der Herzen werden sie verfolgt. Die Regierung flaniert sich an die Christlichkeit, diese an die Regierung. Christen leisten sich jeden Heiland.

Die Provinzen befinden sich in den Händen unbes-

Schönster Intendanten, einer Art von Weise's, ohne Ein-
 fluss für das Gute, allmächtig für das Böse, Richter der
 Regierungen, in ihrer Verurtheilung, irgend eine Klage über
 den Intendanten an die höchste Weisheit? Sie selber
 siehst du an das Tribunal des Intendanten, welcher der
 Gegenstand der Klage ist, und überlässt den Klagefüh-
 renden seiner Gabe. Was läßt sich von den Tribunalen sagen? Die Treu-
 tümen der Gewalt behaupten dieselben. Ehemals rechlich und
 mildefrochlich, rauszugehn sie, ohne zu erschrecken, Palais-
 Besche; denn sie sind nur einer von den tausend Ver-
 tretern der Weisheit. In der Châtellerau wurde ein Werk ver-
 äußert, und ein Beamter höherem Range, welcher der Re-
 gierung zogm seiner unabkömmligen Erfahrungen verhaftet
 war, wurde dieser That beschuldigt und auf die Bank der
 Klägerin gebracht. Eine Unschuld deckte Alles ein;
 allein der Mann war lästig und mußte aufgerichtet werden.
 Man hat viel gesprochen von einem politischen Pro-
 jekt, welchen die neapolitanischen Berichte, vor sieben Monaten, nach, ich weiß nicht wie vielen, Jahren
 von Verfolgung und Züchtigung entrichtet haben. Der
 verschämte Angeklagte trat ein größter der Weisheit, In-
 tendant in Kalabrien. Seine Verbrechen waren so entwic-
 kelt, wie das Menschliche. Die Kalabriken verloren end-
 lich die Geduld; ein Schrei der Missbilligung erhob
 sich von allen Seiten; der Intendant und seine Edi-
 reen wurden endlich verhaftet. Doch seine Schlachtopfer
 waren Karthago; doch er hätte der Gabe des Weisheit
 gehörat. Bedurfte es nun noch mehr zu seiner Verurtheilung?

Die Regierung verschleierte ihren Willen auf eine ungünstigste Weise: der Prozess wurde höchst indirekt; die Debatten nicht minder höchst geleiht. Das konservative Ministerium hatte sich, in einem Ueberzeugen Schon, für die Todesstrafe ausgesprochen; althin stand zwar eine Bande, und die Richter erklärten sich für eine Strafe, welche der Uebersprechung fast gleich kam. Die Wahrheit hatte zu seinem ersten Erschüttern, zum Verlust seiner in Kalabrien den General Paster, einen ehemaligen Kämpferhauptmann gebracht, der in der Gesellschaft die Formen und Gewohnheiten eines alten Handwerks beibehalten hatte. Wir brachten uns in Neapel, als diese entzündige Sache im Gange war, und wir haben Gelegenheit gehabt, alle Thatsachen an Ort und Stelle zu beobachten.

Tagliacozzo ist eine kleine Stadt auf der Gräte von Abouza. Ihre Wahrheit an dem Kirchenstaat erledigte den Rostrebanke-Handel, den die hohen Zölle zu einer Art von Unschendigkeits gemacht haben. Die Regierung ist jedoch unerschöpflich gegen diese Uebergriffe. Ein Eigentümer der Stadt, Vater einer zahlreichen Familie, wurde der Eigentümer mehrerer unanonymer Uebergriffe. Da er außerdem der Karbenarismus verdächtig war, so wurde er Rechts in seinem Hause verhaftet und nach Neapel geschleppt, um, von hier aus, ohne weiteren Prozess nach Tarentana transportirt zu werden: eine kleine Insel in der Nähe Giglione, welche zur Deportation dient. Dieser Schritt wurde in derselben Stadt mehrmals erneuert. Einer von unseren Freunden habe eine Reise nach Frankreich gemacht. Bei seiner Rückkehr wurde er vor das Polizei-Criminal gebracht, um Kenntniss zu geben über die Bewegegründe zu

seiner Stärke und über die Witterung seiner Zeit. Ein anderer wurde füllt auf eine anonyme Angabe verhaftet und ist lange in einem abschulichen Kerker festgehalten.

Doch unsere Freiheit steht; wir sind es übertrieben, so viele Unwill zur Sprache zu bringen. Ein langer Aufenthalt in den neapolitanischen Provinzen hat uns eingewöhnt zu alle diese empörende Wirkungen; eines ganzen Band können wir damit führen. Wir haben die geheimen Einflüsse der hohen Polizei von Neapel an ihre Agenten gelesen; und sind sehr tief in das Geheimniß ihrer Intrigen eingedrungen. Wir fühlen sind das Ziel ihrer Verfolgungen gewesen.

Die Giunta di Stato ist weniger ein Tribunal, als eine politische Inquisition. Wer in ihr reich bei verschloßnen Thüren abgeurteilt. Der Verdächtige findet sich allein einem Richter gegenüber; man konfrontiert ihn nicht mit seinen Zeuginnen; selbst ihre Namen wird ihm verschwiegen. Die Lage eines neapolitanischen Unterthans, welcher den Karbonarismus beschuldigt werden, ist eine verhängungsvoll; für ihn giebt es kein Heil in dieser Welt. Im Privatleben fliehen ihn seine Freunde als einen Verfolgten. Im bürgerlichen Leben ist alles wider ihn gerichtet: die Leibwärter, die Untertanen. Ohne Ruhmehn, ohne Blüte, ohne Sicherheit will er seinen letzten Zufluchtsort in der Religion finden; doch auch die Dienstherren der Religion sind gegen ihn gewaffnet. Will er in ein formles Band gehen? Er kann es nicht. Die Polizei macht an den Gedanken und föhrt ihn in die Heimat, wie in einen Kerker, gerad.

So ist der Zustand dieser unglaublichen Bande. Werin aber

aber hat dieser Zustand einen Grund? Wie wir glauben einzig und allein darin, daß die Regierung ein Regimen-Spielen beschlägt, tot, veraltet und verbraucht, seiner ursprünglichen Bestimmung nicht länger entspricht, und eine Opposition hervorruft, die, weil sie nicht unterdrückt werden kann, nur die Gestalt verändert, bis sie, ein gewisser Punkt, über alle Hindernisse fügt, die sich ihr entgegenstellen.

Was wir sonst noch über diese Königreiche zu beweisen haben, beschreibt sich auf Folgendes:

Es ist verschuldet. Das Eigenthum leidet unter schlimmen Auflagen; der Handel schmachtet; die Betriebsamkeit verdient kaum genannt zu werden. Die Aufnahme der italienischen Worte, welche ein Werthzug der Regierung ist, sieht man die ganze Nation entzweit durch die strengsten Gesetze. Das Wissenschaften ist allgemein verbreitet. Das Christentum genannt zu werden verdient, hat sich zurückgezogen in das häusliche Leben. Man beweint den Untergang der benediktinischen Dynastie, weil die Zeiten des Krieges weniger Leben und Webele mit sich gebracht haben, als die drei gegenwärtigen Frieden. Unaufhörlich wiederholt man, daß damals die Gerechtigkeit mit Unbescholtenheit vereinigt wurde. In Kalabrien besonders, daß durch die Revolution von 1821 so darf mitgenommen ist, durch die Gehrung am Patriere seien, und man weiß, daß es den Kalabren nicht am Much gebracht. Den Herzen der Neapolitaner ist durch die letzte Revolution jede Überkraft genommen worden; Österreich ist ein Schreckbild, wovor sie erschrecken; Frankreich dagegen erscheint ihnen als das Land, von welchem Rettung zu erwarten ist.

Seiner Befreite und sonst Parlemente beraubt, ist Sizilien der Wahl für Neapel preisgegeben, daß jene Insel durch Italienischen regiert. Noch hat ihm der alte Ferdinand einige Fragen des Code Napoléon hingeworfen, ob ihm diese passen nicht zu seine Lage und treiben noch dazu falsch verstanden und schlicht gebeugt, daß die Sizilie hat, daß die Zunisten-Klasse, der Theolog. Siziliens, sich ins Unentliche verneigt. Die Sizilianer und die Neapolitaner verabscheuen sich fast eben so sehr, wie die Lombarden und der Österreich. Beide bilden eine Verloppung, welche nicht verhalten kann. Zu übrigem liegt Sizilien, wie wir glauben, außerhalb der Bewegung Italiens. Europa hingelt sich bis zu einem gewissen Grade in Italien ab; in Sizilien ist es anders. Direkt halb-afrikanische Insel bildet den Übergang von Europa nach Afrika. Ihre Interessen liegen in ihr selbst konzentriert; sie liebt gleichzeitig gegen ihre Nachbarheit, und verlangt nichts weiter, als ihre alten Parkmuster und ehemaligen Freiheiten, denen sie durch Neapel beraubt werden ist. Man sagt, daß der neue Monarch ihr einen von seinem jüngsten Brüdern unter der Verantwortung des Generale Musiani zum Vice-König bestimmt habe. Desso schlimmer für sic!

Wie Rom, so liegt auch Neapel von dem Mittelpunkte seiner Staaten entfernt; doch hier heißt das Meer ein wenig diesem Ueberstande ab. Seine Bevölkerung von 400,000 Einwohnern macht Neapel zu einer Hauptstadt, die in seinem Verhältniß steht zu dem Ueberståe des Aborigenreichs: der Kopf eines Riesen auf dem Körper eines Zwerges. Indem die Hauptstadt, so zu sagen, alle Güter der Glieder in sich aufnimmt, verschepft sie dieselben. Nea-

gel verloren den Geist der Provinz; es steht zu hoffen in
sehr schwachen Erziehungs, und wir glauben, daß man
in einem gegebenen Augenblick bei weitem weniger auf
Neapel ordnen darf, als auf die Metropolitaner der Provinz,
weil diese mehr leidet, als Neapel, und weil sie mehr
Zahlkraft und Wuch in sich schlägt.

Wir überlassen es dem Leser, auf dieser sinnlichen Sta-
tistik verschiedener Staaten Italiens seine Folgerungen zu
ziehen; das Einige, was wir ihm gut sagen können,
ist, daß wir nach der Mutter mitversen haben.

U e b e r

Dr. Wilh. Butte's neuste Schrift,
Vorlesung:

Die Kritikfrage über das politische Haupt-Problem
aller Zeiten, besonders der neuesten europäischen.

Wir schämen uns glücklich, unseren Lesern ein Werk
empfehlen zu können, das schmälich irgendemand, der
es mit Andacht gelesen, und den Hörern legen wird, ohne
dem Verfasser das ehrenwerte Zeugniß zu geben, daß sein
politischer Geschichtkreis sich durch ihn zugleich erweitert und
aufgeklärt habe.

Dies Werk ist die seit wenigen Tagen erschienene
Schrift, welche in der Ueberschrift dieses Aufsatzes bezeich-
net ist.

In ihrer höchsten Einfachheit war die zu lösende Auf-
gabe keine andere, als die Frage zu beantworten: „ob daß
was seit den letzten Julisch-Zugr. des abgewichenen Jahr-
tausend in der europäischen Welt vorgegangen ist, der fast all-
gemeinen Verwirrung genäß, zu einem universellen Kriege
führen werde, oder nicht.“ Da nun ein Wahr von eigen-
thümlichen Anschauungen auf die Beantwortung einer sol-
chen Frage nicht eingehen kann, ohne den Dingen dieser
auf den Grund zu bringen, als es wohl hergebracht ist: so
sehen wir Herrn Wilh. Butte (der seinem Schaffen
und seinem sorgfältigen Nachdenken zu allen Zeiten mehr
verkannt hat, als dem gläubigen Studium Staatswissen-

sthetischer Komplizen) die Sache gründlicher aufzusäften, als die Publizisten des Tages, denn es in der Regel nur um Errettung des Publikums zu thun ist.

Wollte aber der Verfasser rede verstanden werden: so blieb ihm nichts anderes übrig, als den Schlüpfel zu der besonderen Chiffre zu geben, worin seine politischen Grundanschauungen dargestellt sind.

Dies nun ist in einer Einleitung geschrieben, wonin, auf wenigen Seiten, der Begriff des Staats, von dem Verfasser als der ewige und allein wahre angeschaut, mehr ausgedeutet, als unmöglich erscheint wird,

Wodurch ihm nun nämlich alle Politiken von dem Begriff des Staats aufgehen und dahin zurückgeführt werden können. Da es nun, möglichstweise, nur einen Begriff des Staats geben kann, den man sehein den ewig und allein wahren nennen mag: so ist der Staat — der gegebene — dem Verfasser:

„Eine unter der Idee möglichst vollständiger Vollpersönlichkeit, auf ihr unterworfenem Gebiete, durch gesellschaftlichen Intelligenz-Organismus verbunden und individualisiert (als relativ in sich geschlossenes Volk) dargestellte Menschheit.“

Eine solche Definition bedarf zu ihrer Nachkettigung einer näheren Erklärung, und diese giebt der Verfasser in nachfolgenden Sätzen:

- 1) „Der Staat ist in seinem Wesen eine Kollektiv-Person, zu nennen: Volk.“
- 2) „Die Haupt-Aufgabe des Staats, sein oberster Zweck, ist die Errettung möglichst vollständiger Vollpersönlichkeit.“

- 3) „Die Selbstständigkeit der Weltgesetze hat zunächst drei Hauptmerkmale, welche als Macht, Recht und Zivilisation die drei Kategorien des Staates sind.“
- 4) „Der Staat ist ein Organismus; Organismus aber ist Einheit des Mannichfältigen, und umgekehrt, Mannichfältigkeit der Einheit.“
- 5) „Es gibt viele große Haupt-Arten des Organismus, neuen die Eine als Organismus engsten Sinn der Natur-Organismus heißt; der andere Intelligenz-Organismus genannt werden soll. Natur-Organismus ist da, wo die Einheit des Mannichfältigen (und umgekehrt) von der Natur außer dem Menschen und unabhängig von seiner Reflexion bestehend, das eingeschlossene originelle Natur-Leben lebt. Intelligenz-Organismus ist da, wo solche Einheit des Mannichfältigen (und umgekehrt) als schubende Schöpfung des Menschen für sichlich lebt.“
- 6) „Das Höchste des Natur-Organismus und seiner nächsten Verbindung mit dem Intelligenz-Organismus ist die Familie, in welcher die Familie in dem Wasser des Herrschenden an die Spitze steht, und ihm das Mannichfältige der Familienangehöriger gehorsamlich und dienlich unterweist.“
- 7) „Der Intelligenz-Organismus hat selbst wieder drei größte Verzweigungen, zu nennen: Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft . . . Kunst ist die Einheit des Mannichfältigen der in entsprechenden Werken hervortretenden inneren Geschauung. Das Kunstdenk Lehr in dem Künstler, und in denen, die es wichtig

- schauen. . . Wissenschaft ist die Einheit des Mannichfaltigen der Begriffe. Das Wissenschaftsleben lebt in seinem Schöpfer, und in denen, die es verstehen und begreifen. . . Die Gesellschaft ist: Einheit des Mannichfaltigen in bewusster Gesamtheit. Die Gesellschaft lebt in ihren Mitgliedern, mindestens in ihnen gemeinsamem Zweck. Die Errichtung dieses Zwecks ist der Geschäftigkeit des Gesamtmenschen; die Erfüllung derselben ihr Gemeinschaftsvertrag. Eine Gesellschaft bedarf einer Gesamtmittelkraft."
- 8) „Die innige höchste Einheit, zugleich das höchste aller Intelligenz-Organismus, ist der Staat, dessen bewordene Gesamtheit durch alle Gesamtheiten, indirekt alle in die Öffentlichkeit trittende Einzelheit hier schützend, dort rehend umfaßt. Der, der Gesamtheit der Volkspersonen gebietende vorstehende Wille heißt Souveränität. Wie ohne Willen keine Einzelperson in wahre Persönlichkeit, eben so ohne Souveränität keine Volksperson als Volk; nur daß man auf diese Wahreheit nicht für Volks-Souveränität im heut allgemein üblichen Sinne folgere.“
- 9) „Der Staat ist nicht bloße Menge von Menschen, sondern eine als Volk, oder als Volksschaft individualisierte Menschheit, welche das Prinzip der physischen Keimpfianzung und des beharrlichen Nachwuchses in sich trägt, damit ihm möglichst einzige Dauer werde. Hiermit sind dem Staat, als Volksperson, Freude, Kinder, Ehegatte, kurz alle das Volk und diejenigen Menschen, unsfähige in Volkswise indirekt verbunden.“
- 10) „Das Etwas der Staat, als Zivilisat.-Organis.

- und Schöpfung des Menschen, wohnt im Natur-Organismus des Landes . . . Das Land, dessen vollkommenster Begriff Natur, Gedanke und Menschen-Verwohnung erfordert, verfült in Boden somit Zugehörig und in Einwohnerschaft. Die dem Staats-Verfassende Intelligenz wandelt den Boden um in Gebiet, die Einwohnerschaft (Nation) in ein Volk. Ein unentbehrlicher Kunst-Ausdruck für den Art der Staats-Intelligenz, in welchem sie den Boden in Gebiet, die Einwohner und die Einwohnerschaft in Bürger und in Volk umstellt, erfüllt sich der Ausdruck *Staats-Art*, eine Übersetzung nach eigener Züge bezeichnend.¹¹
- 11) „Die Einheit des Staats teilt sich dann nach an oberster Stelle im dem Dualismus, welcher als Gebiet (als nochtentige Substitution der sibjektiven Volkspersönlichkeit) und als Volk angesehen wird. Der so häufige synonime Gebrauch von Land und Staat, von Nation und Volk, ist als leicht und häufig falsch verneinend zu verurtheilen.¹²
- 12) „Die Übergangszeit der Gebiet-Organisation mag von der Volks-Organisation hier nur hervortheben: daß sie sich erhebt auf die Organisation der Gouvernanz mit dem Gouvernem, und auf die des Volks integren Einheit mit den Gedanken. In dem Gouvernem aber sie bestreitenden Staatsbienerschaft steigt der Gouvernanz herab zum Volk und popularisiert sich; in den Gedanken erhobt sich das Volk und steigt hinauf zum höheren Verfahre mit der Gouvernanz . . . Gouvern und Volk sind die Ur-Formen des Staats, zwischen welchen die Wette, Formen, Staatskunst und Staats, beziehen

liegen. Die Souverän und das Volk sind die Haupt-Pole des Staates, um welche sich das Gang des öffentlichen Lebens, als um seine Achse dreht (West und Ost); Staatsverwaltung und Gesetz sind die Neben-Pole (West und Ost) mit schmauernden nicht konkurrenzierenden Gründen. In dem Weite des Staates fallen Welt und Souverän in einen Begriff, und stehen zusammen namentlich in dem Gebiete gegenüber. Sohalb Welt und Souverän, auf deren Beziehung das ganze Leben des Staates beruht, in schöpferischem Begriff gesetzt und unterscheiden werden, können sie auch niemals zusammenfallen."

13) „Die Weise der Organisation der Souveränität mit den Männern bestimmt die Geschicklichkeit des Staatsform; die Weise der Organisation des Volkes mit den Männern bestimmt die Staatsverfassung. Die kluge Verwaltung der Staatsform (ob republikanisch &c.) mit der Staatsverfassung (ob liberal &c.) ist noch mehrtheiliger und vereinender, als die so eben erwähnt bezeichnbar gemachte Verwaltung der Begriffe von Land und Staat.“

14) „Die Organisation der Souveränität und des Volkes sind die bei weiteren sublimsten Aufgaben der Staats-Intelligenz. In allen geviliertesten Staaten gehört der Welt-Organisation an, die Organisation der Gemeinde (Komunal-Ordnung); in Präfekturale-Staaten verbirbt sich damit die Wähler-Ordnung (Wahlgesetz) basirt auf Wahl-Zensur. Gemeinde-Ordnung und Wähler-Ordnung erschöpfen den Begriff der Organisation des Volkes eingeten Staates.“

15.) „Die Erreichung möglichst selbstständiger Weltpersönlichkeit ist der oberste Zweck des Staates, der alle anderen wahren Staatszwecke in sich schließt und sich unterordnet. In dem Maße, wovon dieser Zweck erreicht aber verfehlt wird, soll man reden von „Reipublica salus et calamitas publica.“ Die Staats-Zurechnung, als das organisierende Prinzip, ist mit der Erreichung dieser Gesamtziele beschäftigt. Das Gesamtziel aber wird von der Zurechnung zu Staate gebracht, je nachdem sie die Kunst versteht, die ihm in dem gegebenen Staate verliegenden Natur-Verhältnisse in Staats-Verhältnisse zu transformieren, und zwar hinsichtlich der drei Kategorien des Staates, also: Macht, Recht und Zivilisation.“

16.) „Wöglichst selbstständige Weltpersönlichkeit ist der Kompass des wahren Staatszwecks für erforderliche höhere Fähigkeit auf dem Ocean der Politik und der Weltgeschichte, wo eine seige engberige Rückensahrt schlechthin nicht mehr auftritt.“

17.) „Sterne und unsichtbare Beleuchtung der Gebilde des Weltpersönlichkeit, sofern Willens durchgeführt in wohlverstandenen Egoismus, ist die Religion des Staates . . . Wenn alle Staaten, und jeder ins Besondere, ihrem mehrverstandenen Egoismus leben, so ist ihnen allein geholfen.“

Nach diesen Grundanschauungen, als Prämissen genommen, ist dem Verfasser der Staat nicht der platonische Mensch im Kreis, dem die Errichtung des Zwecks der Menschheit zur Aufgabe erscheilt ist. Doch weniger soll, noch ihm, der Staatszweck sich darauf beziehen, den

Zögern ist ihrem begehrten Auskommen förderlich zu sein: das Einzige, was Mängellos von ihm forderte. Der Staat, als *Intelligenz-Organismus*, ist ferner wesentlich verbunden von dem *Natur-Organismus* der Familie, welche nicht nur nicht die älteste und älteste natürliche Gesellschaft, sondern gar keine Gesellschaft ist; denn, von dem Augenblick an, wo die Familie in ihren erwachsenen Gliedern sich als Gesellschaft zu erkennen beginnt, hört sie auf Familie zu sein. Der Staat ist auch schließlich kein Vertrag; und die Wahrheit, daß nicht nur einer Charta ein Vertrag zwischen Staat und Welt besteht, führt leider zu großem optischen Betrug, den eine richtige Theorie der Staatsfreiheit wissenschaftlich aufzulösen muß. Aber so wenig ist der Staat richtig begründet, als eine Menge von Menschen unter Begriffsgespen: eine Definition, welche von Kant herrikt, und von der Weisheit der heutigen Staatswissenschaftlichen Gelehrten in Deutschland adaptiert werden ist. Selbst die Wahrheit, daß das allgemeine Wohl der Staatsfreiheit sei, gewinnt nur dadurch einen bestimmten Sinn, daß man die Art des im Staat zu verwirklichenen allgemeinen Wohls, d. h. die möglichst selbstständige Weltgesetzmäßigkeit ausdrückt, als wodurch sich die Staatsfreiheit von jeder andern unterscheidet.

„Wenid der richtigen, eben von dem Staat aufgestellten Begriff, lösen sich alle Haupt-Probleme mehrerer Staatsbildung weitestens leicht und durchaus gründlich. Die Frage über Krieg und Frieden unterliegt ausschließlich der Entscheidung des Staates. Jede ungünstige Verhandlung oder Einvernehmen um Kriege, von Seiten des Welt- und seiner Söhne, trogt gar von Seiten der Staatsmänner,

hat etwas an sich, das dem Majestäts-Werbrechen vergleichbar ist, und die Vollkörperlichkeit sehr bestimmtigt. Solche Veranforderungen sind in dem Prinzip ganz gleich der Weigerung des Waffenbienstes, wenn einmal Krieg erklärt ist.²¹

Auf dem Mittheilten ersicht der Leser, daß der Verfasser „der Kriegsfrage z.“²² am reehtigsten zu dem Schriftsteller gehört, der, weil sie im verba magistri geschriften haben — sollte dies auch nur auf angreicherem Untergrund geschehen seyn — in einem sofern anders gezeichneten Gewande das wiederholen, was ihre Vergangenheit zur Sprache gebracht haben.

Dass die Staatswissenschaft je mehr und mehr aus dem Zustande des Kenntnissalters, in welchem sie sich nur allzu lange befunden, hervortritt, und sich, gleich der Ökonomie und anderen physischen Wissenschaften, zu einer Erdeung erhebe, deren Grundlage der Beweis durch Thatsachen ist — diese Erscheinung des neunzehnten Jahrhunderts lässt sich schwerlich in Zweifel ziehen. Beispiel bereits in der Gegenwart gezeigt ist, lässt sich an diesem Verte nicht aufeinander führen. Sprich, daß, zur Verdrängung des Hypothetischen und Willkürlichen aus der Staatswissenschaft, dieselbe Wehrhebe angewendet werden müsse, welche die physikalischen Wissenschaften in die Region der Erden eingeführt hat, d. h. daß man sich endlich entschließen müsse zu einer mühsamen Vergleichung der Thatsachen, um durch eine geschichtliche Koordination derselben sich zu derjenigen zu erheben, welche, als die allgemeinste, sich als Prinzip oben anstellt. Dringt man nun dieser in die Annahmen des Verfassers ein, so macht man leicht die Entdeckung, daß dies

sein Verfahren gewesen ist; wieviel er sich desselben nicht immer bestechlich bewusst gewesen zu seyn scheint, da seine Ausführungen es kaum noch so scheint eine in der Schule des Metaphysizismus angemessene Gerechtigung verleiht. Wie dem aber auch sei: übereall ist zu merken, daß der Verfasser die Thatsache über den Erbanten stellt, und diesem nur in sofern eine Ungnadenheit und Niedigkeit zuschreibt, als die Thatsachen (in seinem Falle, die gesellschaftlichen Erscheinungen) derselben entsprechen. Wir tragen daher auch kein Bedenken, die Abhandlung, mit dem Inhalt wir den Fehl bekannt zu machen übernommen haben, einen wissenschaftlichen Werth beizulegen, der weit hinausreichen wird über die Spanne Zeit, für welche die Abhandlung selbst geschrieben ist.

Der Verfasser hat für gut befunden, die Erörterung der Haupt-frage, d. h. derjenigen, welche in dem gegenwärtigen Augenblick alle des Markenlandes thüre Europa beschäftigt: „eb nämlich für den Julius-Zagen des abgewickelten Zahrs ein Krieg preußischen Frankreich und Europa wahrscheinlich aber wohl gar nekrentig sei.“ Erörterung am vorangehen zu lassen, welche in den drei ersten Abschnitten seiner Schrift enthalten sind. Die erste dieser Erörterungen betrifft den Begriff des Krieges. Ihm genügt weder Cicero's *Certatio per vim*, noch Hugo Grotius' *status per vim certantium, quo tales sunt*. Eben so wenig genügt ihm die in einem deutschen Werke, betitelt: „über Krieg für wahr Krieg,“ gegebene Definition, nach welcher der Krieg das äußerste Mittel der Staaten ist, um mit Gewalt zu erlangen, was auf einem friedlichen Wege nicht zu erlangen war. Unter

Krieg soll man, nach unserem Verfasser verstehen: „die bei Waffengewissen einsetzende thaläthliche Verfassung auf die Entscheidung der Waffen.“ Durch diese Definition sind alle, wie auch immer blutige, Kriege, welche nicht zwischen verschiedenem Waffen durchgeführt werden, freilich auch der sogenannte Bürgerkrieg, aufgründen. Wir verfolgen sind jedoch nicht weiter, um Raum für andere Würtheilungen zu gewinnen. Sodt bemerkten Grunde begnügt wir uns mit der bleichen Angabe, daß von den beiden nächsten Abschnitten der eine „das für den Krieg im Allgemeinen“, der andere „das Wider den Krieg im Allgemeinen“ verhandelt: Abschnitte, welche der Verf. nicht in sich aufzusuchen wird, ehe dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß seine Wiederaufzugsgabe sehr umfassend ist, und daß, verzöglich in dem zweiten dieser Abschnitte sein sympathischstes Gefühl nicht hinter dem Schauspiel zurückbleibt, das er in dem ersten, wo es eine Waffassung des Krieges, als Urtheilungs- und Bildungsmittel des menschlichen Geschlechtes in den Händen der Mutter, galt, an den Tag gelegt hat. Wir halten uns nicht bei den Redensprüchen auf, welche dem Verfasser in dieser doppelten Beziehung gemacht werden können, weil und nichts noch mehr am Herzen liegt, als dem Verf. mit einer, wie wir glauben durchaus neuen Theorie der Ordnungen bekannt zu machen, welche, indem sie auf den Einschätzungen des Verfassers von dem Staate aufgezogen ist, allgemein bekräftigt zu werden verdient.

Entwickelt ist diese Theorie in dem zweiten Abschnitt seiner berühmten Schrift, wo es einer Widerlegung der Grunde gilt, welche, während der letzten Sitzung der

französischen Departementen kann er zur Wehrfertigung bei Kriegszeit zur Speise gebracht werden. Zu diesen Gründen gehörte: „dass Frankreich, vor allem, seine natürlichen Gründen haben müsse, wozu dann natürlich die Rheinengebiete erforderlich seien.“ Bekanntlich hat diese Behauptung einen Streit zwischen den deutschen und französischen Publizisten veranlaßt, wodurch unentschieden geblieben ist, weil das, was, sowohl von der einen als von der anderen Seite, zur Speise gebracht wurde, alpin sehr von der Oberfläche geschnitten war, um nicht seiner eigenen Schärfe zu erliegen. Wachtern um unsrer Verfasser alleid, was in dieser Zeit über natürliche Gedny, so wie über historische und Sprachgedny — soll man sagen gründlich aber gefaßt werden ist? auf die Kapelle der Kriul gebracht hat, mit er schriftschriftlich ein und entscheidet die strenge Frage nach seinen staatsrechtlichen Nachvolumen, wie der Leiter sie eben Ihnen gelernt hat, auf folgende Weise: „Wer rechnet? — sagt er — wijn unfern Geschichtswerken die besten Geschichts-Mittheile der ältern, mittlern und neuer, sogenannter politischen Geographie zur Hand, auch Schirge- und Sprach-Karten, betrüfsum aber kaum einer Gewinde, um mich zu überzeugen:“

„Dass, so lange es Geschichte giebt, noch nie irgend ein bedeutenderer Staat innerhalb der eben angegebenen natürlichen Gründen bestanden habe.“

„Staaten, die sich in mehrere Sänder theilten, und Staaten, die offenbar mehrere Sänder halb ganz, halb zum Theil in Ein Gebiet vereinten, finden sich, aber sind vielmehr ausschließlich da. Die Geschichte kennt gar keinen

Staat, welcher, sich der Idee des Staates — der schiff-
förmigen Vollkommenheit — nur etwas mehr nährend, innerhalb solcher natürlichen Ordnungen bestehen habe, über dem Mängel-Defektus wir so viel und so schamlos schre-
ben. Es würde überflüssig sein, für den Beweis dieses
Gehwands, welches sich Jahrtausende hindurch behauptet hat, in das Einzelne von Nachweisungen einzugehen, und es kann
flogisch jedem Geschichtskundigen überlassen werden, einen
der gewissen Staaten aufzufischen und anzuführen, welcher in beweisbarem Verhältniß gegen die Wahrheit unserer oben
ausgeführten Behauptung zeige."

„Es ist aber mit der Unausführlichkeit dieses Geh-
wands die höchste Vermuthung begründet: „Dass die
europäische Staaten-Wissenschaft und Staatskunst
über das, was hinsichtlich der so vielfach blutbefleckten
Gesetze der natürlichen Ordnungen der Staaten vertheilt,
begrebet und bestritten wurde, durchaus eines Prin-
zipiis ermangelt, und das hierin beide dem Jherchum ver-
folgen seyen, welche den Staaten Ehre ist.“ Der Man-
gel an solchen natürlichen Ordnungen — welche als von den
Menschen unabhängig bestehende Naturgehaltungen (Schirg,
Görres &c.) den Herderungen des Theorems, aber der ver-
meintlichen Theorie nach, den Staaten vernichtet werden
müssten — prägt sich in der Geschichte und Staatskunst nicht als
Ausnahme, sondern als eine Regel, die, näher betrachtet,
gar keine Ausnahme bildet, so zwar, dass dieser vernicht-
liche Mangel die historische Rolle eines obersten Gesetzes
der äussern Staatenbildung spielt.“

„Wäre denn Blutergießen für das Streben, solche na-
turliche Ordnungen zu gewinnen, von heute ab ein Ende, ohne
dass

daß es eines Prinzipes der Versöhnung über natürliche Gedanken der Staaten bedürfe, so möchten Sie unbesonnenen Verdächter einer wahren Theorie in Ihre Weise seufzen. Aber so ist es nicht. Nach dem, was die neuesten Zeitungen so eben wieder von der widerholt seitlichen Versöhnung Königs Philipp des Ersten, bei Gelegenheit des an seinem gescheiterten Namenstage statt gehabten Empfangs des diplomatischen Corps, berichten, wird augenscheinlich kein französisch-europäischer Krieg zur Erweiterung des französischen Gebietes ausbrechen. Ja, man darf erwartet, daß so lange Philipp der Erste und Friedrich Wilhelm der Dritte leben und regieren, die französischen Gebiete Frankreichs jenseits des Rheins, nicht wieder in blutige Frage gestellt werden. So höchst eiferlich dieser ist, so ist es gleichwohl nicht unzweckend für die Dauer, und Herr Mauguin und Sennarim haben vollkommen recht, wenn sie behaupten, die Ruhe von Europa werde so lange unsicher seyn, als Frankreich seiner natürlichen Gedanken entspreche, aber — was hier gleich viel ist — zu entbehren glaube. Wie die Sache augenscheinlich liegt, hat zwar das ministeriell gewolligte französische Gesenntum die Rheingrenze noch nicht in Anspruch genommen, hat sich aber doch auch noch niegennd gegen den bereits so alten und tief gewurzelten Weltglauhen Frankreichs an die Wahrheit und Natürlichkeit dieser Grenze erklärte. Was uns am rechten Ufer betrifft, die wir gegen diesen Glauben anstrengen, so wissen wir mit unseren bestehenden Thesen, dass wir behaupten wollen, nichts anzugeben, was sie über ihr Bedürfniß des Besitzes natürlicher Gedanken eines Bessern befähige. Die

erwäge Behauptung, daß der Rheinstrom seine Natur gebe; sei, welche der, daß die atmosphärische Luft keine Flüssigkeit sei, gleich geachtet werden müssen. Die, namentlich in Winden und Stürmen oft so rasch strömende atmosphärische Luft ist freilich kein Wasser, und wo sich in ihr tropfbares Flüssigkeit bilden, hört der Begriff „Luft“ auf, jedoch dem viel weiteren Begriff der Flüssigkeit unbestrahlt. Eben so ist der Staat kein Gehirn, aber doch unverkennbar ein natürliches Hemmniß, wie man es mit dem Worte „Gränzen“ bezeichnet. Daß der Mensch Söhne und Töchter kann, um sich durch Staatshemmniß möglichst zu vermehrern, vernichtet hier den Begriff der Naturgränze so wenig, daß er vielmehr gerade in der Hochentwickeltheit solcher Saurier und Geschlechtern, als Transport-Mittel, sehr klarer hervortritt. Daß Unternehmen, eine so grundfalsche Ansicht, wie die, welche die natürlichen Gränzen der Staaten betreffend, Staats-Wissenschaft und Staats-Kunst mit einander gemischt haben, in einigen Zeiten definitiv zu berichtigten, mag wohl zu dem Gewagtesten gehören, was ein Scheisskeller unternehmen kann, und man muß dafür den Mund haben, sich dem größtthümlichen Tadel schriftstellerischer Anmaßung auszusetzen. Der Unfassbar ist sich dieses Wuthes bewußt; er betrachtet nicht um Unterstellung; der Kompaß des einzigen und allein wahren Begriff des Staates, den er vor sich hat, wird ihn leiten. Wer verurtheilthafte folgen will, der folge: es soll ein schon oft rechtvorsichtig geworben und körperlich mit neuen Verdolungen drohender Jüngling siegreich bekämpft werden. Wir haben alle Theoreme gegen uns, aber die Geschichte haben wir für uns, und die ihre

Natur nach unzweckmäßig philosophische Ansicht des Staats wird den Urtheil zugabe geben. In je wenigen Wörtern der Zweck erreicht werden kann, desto besser. Daß diese wenigen Wörter sich an das oben beschriebe Wesen des Staats werben anlehnen müssen, erwartet man mit Sicherheit, und wenn die Vertheidigung des in großer Schönheit schreibenden Zweckes der natürlichen Bedürfnisse des Staates an der Oberfläche gewisser Ansicht des Staats zu finden wäre, so würde sie gewiß lange gefunden werden seyn."

"Der Staat ist Intelligenz-Organismus. Das Verthum konnte den Staat in seine Eigenschaft eines Organismus verhünen, und die Unterscheidung dieser Eigenschaft reichte nicht aus, so lange man ihn von Natur-Organismus schwer zu unterscheiden nicht verstand. Was zum Verstehen dieser Behauptung erforderlich ist für unsrer vernünftigen Zweck zurückhaltend in der Einleitung (Nr. 5 u. 10.) gesagt, und was, in sofern sie Einiges hier unverständlich seyn sollte, jetzt detaillir nachgelesen werden. Schöpfer und Bildner des Staates ist der Mensch; Gebiet und Volk machen nicht aus der Erde, wie es der Zweck (im Gegensatz des Staates) Boden und seine Einwohnerschaft von Unterscheiden thut. Der Zweck, oder der Zweck des Staates ist: das Schaffen und Bilden möglichst selbstständiger Weltpersönlichkeit, deren Kategorien sind: Macht, Recht und Zivilisation. (Einheit. Nr. 3.)"

"Wir fragen vor Andern: „Was sind Gründen im Allgemeinen?“ Die kurze, allzu wahre und praktischste Antwort liegt in der Definition der Gründe, als: „Alleben-
gaeng vom Wechseln. Fragt man noch weiter nach der

Wesentlich der beiden die Gruppe definierenden Hauptmeriten, so sind Wechsel — Veränderungen, und Übergänge — Vermittelung des Zusammenhangs des in Veränderung Getrennten. Das Ganze des Mannigfaltigen des Organismus der Geburte ist erhalten in Wechseln, die sich von der materiellen und körperlichen Seite als Veränderungen im Raum, von immaterieller und die Reihenfolge der Funktionen betreffender Seite als Veränderungen in der Zeit darstellen. Das Ganze der Einheit des Organismus — das Verhalten ihres Verfalls in Wirkheit — beruht dagegen darauf, daß jede darin geäußerte Veränderung mit den übrigen Veränderungen zusammenhängt. Die deutlichste Ausbildung des Wechsels der Gruppen — auf welchen, wie oben angezeigt, die Mannigfaltigkeit des Organismus wie dessen Einheit beruht — gewährt der artikulierte Zirkel, und so kann der Mensch die Wahrheit der obigen Definition der Gruppe recht eigentlich an seinem zehn zehngliedrigen Hingeren leben und erkennen. Es wird aber hier gleich auf den ersten Blick erkannt, daß die Gruppe den Dualismus der Trennung und der Verbindung in sich tritt. Durch die drei Gelenke meines Menschenkörpers erhält er drei je enge unter sich verbundene Glieder, die, eben durch Trennung von den anderen, innigere Geschlossenheit in sich erhalten, während diese Trennungen und Verbindungen des Mannigfaltigen jedes Ganges Einheit konstituieren. Niemals wird man von der Gruppe sagen mögen: „Sie trennt, indem sie verbindet, und sie verbindet, indem sie trennt.“

Hierbei ist nicht mehr klar, als daß die Gruppen

innigt dem Organismus angehören, der zunächst mittritt ihrer, seine Natur und Mannigfaltigen und das Einmessen legt oder entfaltet. Ist dem aber auf völlig unvergleichliche Weise also, und weiß man ferner, daß der Organismus — in welchen sich das Universum von thunlicher und geistlicher, von materieller und immaterieller Seite darstellt — jene zwei große Haupt-Unter-Teile Natur-Organismus und das Intelligenz-Organismus hat (Von Leit. Nr. 5.), so schaut man auch altheit ganz deutlich in diese Verhältnisse dieser Theorie:

„Daß eine rohe Übertragung von Natur-Gedanken — verglichen Gebinge, Städte, Sprachen sc. sind, und welche den Natur-Organismus des Landes konstituiren — schlichthin nicht passend seyn, steht auf Intelligenz-Organismus, genannt Staat.“

„Der unmittelbar in Natur-Verhältnissen wurzelnde Staat, kann Naturgedanken — grundsätzlich natürlicher schlechthin genannt — keinerwegs ganz und allzeitig verhindern, eben so wenig kann der, sich nimmer in seinen und rehen Naturverhältnissen vollenden Staat, dessen Natur eine Intelligenz ist, nur auf nördliche Gränzen jener Art angewiesen seyn. In der Restitutio der natürlichen Gränzen der Gebiete, muß der menschlichen, dem Staat erschaffenden, Intelligenz ihr erlaubter Anteil vorbehalten.“

„Heute erscheinen wir den in seiner Wurzel aufgedeckten so großen Reichtum neuerer Staats-Kunst, den die betreffende Wissenschaft bei ihren falschen Begriffen von dem Wesen des Staates zu berichtigen nicht vermochte, der den Staaten allzuviel Statutegedanke als natürliche postulirt,

während er gleichzeitig kein Natur-Organismus ist und kann soll. Die natürlichen Ordnungen des Staates müssen gesucht werden in seiner intelligenten Natur, und sie müssen sich also von der Staats-Zureiligenz trennen (Einheit, Mr. 10.) darstellen. Die unverkennbare Tendenz der Natur-Ordnungen der Länder ist die: daß Landes Kräfte für möglichst vollkommenen Einseitigkeit der Produktion also zusammen zu nehmen, daß durch Weichheit der Länder und der ihr entsprechenden Mehrheit solcher ausgebildeten Einseitigkeiten Mannigfaltigkeit der Produktion (Weichheit in der Einheit und umgekehrt) entstehe, und daß in dem damit gegebenen Verhältniß gegenseitiger Ergänzung, aber also gesetzen gegenseitigen Beschränkung und Unterdrückung, Erd-Organismus sei. So heißt es denn „Non omnia sart omnia tellus!“ Ein jörd eigentlich, innerhalb Naturordnungen beschlossene Land, hat kennach Einseitigkeiten seiner Produktion, die man säßig Ellipsen nennet, und die sich aufgliedern mit Pleonadenen, wozu Handel und Weltwirthschaft beruhen. Solche Ellipsen und Pleonadenen finden sich offenbar und handgreiflich auf dem Lande — dieses relativ in sich geschlossenen Theil-Ganzen des Natur-Organismus der Erd-Welt — physischer Seite, d. h. an dessen Geben und umwirbaren Sphäre (Wirk-Stand sc.). Solche Ellipsen und Pleonadenen finden sich ferner eben so, nur etwas verfeinert, auf dem Lande physischer Seite, d. h. in den Natur-Ordnungen seiner Einwohnerchaft, und jede Nationalität ist eine Einseitigkeit. Ein Land ist gesegnet in dem Maße, in welchem es, durch die unvermeidliche Einseitigkeit seiner Produktionen, sich aus andern Ländern verschaffen kann, was ihm

abgeht. Suchst Du — um in die Region des Physischen zu treten — das Ausprechende, so gibst nach Frankreich, hier findest Du es von der äußeren Haltung des Körpers seiner Bewohner bis zur Höhe der Kunst und der sogenannten sozialen Wissenschaften (sciences exactes), und von dem Unüblichen bis zur Auszeichnung, wie auf weiter Erde nirgends. Das Komfortabelste, das glückliche Besingen der Natur durch besonnene Entgrenzung ihrer eigenen Fristen, gelingt nirgends wie in England; eine Anlage zur Behauptung seiner Persönlichkeit ohne Prahlerei, wie in dem Engländer, findet sich nirgends. Den Italiener ziehtet Geschmac und Kunstselig aus. Die italienischen Improvisatoren sind in ihrer Art einzig; selbst in dem Impressionismus der Tapferkeit machen sie, bis jetzt jedoch noch nicht ganz gelungne Versuche, in dem Versage zu oft gescheit von den dreben, unverdächtlichen Dichtestreichern. Die Heimath des wissenschaftlich Lieben und Hohen ist deutsche Sprache und Art; hier werden die Bank-Noten größer, nachdrückig abstrakter (d. h. von einer gewissen Summe des Einzelnen abgezogen) Ideen angestiftet, die der Laien der Wissenschaft — der gemeine Mann höchst Schicht — feilich nicht zu würdigen versteht, die aber dennoch ihr Publikum finden und die dem, der es versteht sie wechseln zu lassen, ganz Wissen von Würze geben. Gewöhnlich werden dergleichen unfehlbarlich deutsche Werke im Auslande realisiert, wie z. B. die über Kopernikus, des Schöpfers der neuern Astronomie. Wie man mit der Erfindung nach deutschem Pulver schießen müsse, lenkte wir aber erst von den Trümpfen, und die deutsche Buchdruckerkunst

vermag es noch immer nicht, sich des Presswanges zu entziehen, weil es im Rücken Pressfreiheit giebt, gegen welche sich aber doch wohl andere Mittel finden lassen." 11

"Kurz: Leben kann ist, und zwar in dem Maße, in welchem es stärker als Leib aufgebildet erscheint, d. h. seines innerhalb Naturgründen beschlossen liegt, eine mehr oder weniger starke Einseitigkeit. Die Ausweitung auf Staatenbildung folgt gleich nachher." 12

"Seinem Wesen nach ist der Staat — Volksperson, mit zugehörigem nachvomtigem Altersstadium des Besitzes (die Definition der Einheitung). Das Ideal der Staatenbildung kennen wir, eben so die Masse, welche dabei die Intelligenz als das organisirende Prinzip tricht. Wirk der Einzel-Person der Zustand der Humanität, eben das ist der Kollektiv-Person des Volks der Zustand der Intelligenz-Bethätigung für Volksgesamtheit." 13

"Der Zustand der Humanität ist die goldne Mitter zwischen zwei Extremen, deren eins Stöheit, das andre Überfeinerung heißt. Der Zustand der vorzugsweise Intelligenz-Bethätigung, in der eben beschriebenen Stellung, ist gleichfalls eine goldne Mitter zwischen dem Menschen in rohe Naturverhältnisse, und zwischen einer aufschwanzenden Erhebung über sie, einer Verklärung ihrer, in welchen der Staats-Organismus wohnt. In dem Zustand der Stöheit frischt der Mensch, in dem der Humanität ist er: in dem der Überfeinerung wird er ein Schlemmer, ein Gressir anbeter ist, der die Erde aufzufressen und verloren wüchte, wenn er sie nur zu selchem

Genuß zurückzu führen, und wenn nicht verbaut werden müßte. Im Zustande der Weisheit liegt sich der Mensch in Höhlen und Schlechen, sichleschen hämm, und heißt seine Feigenslauer mit dem Vieh; im Zustande der Humanitätwohnt er. In dem einen dieser Zustände genügen ihm Schamlosch, übertriebene, ungemeinig rohe Thierselle, in dem anderen Fleibet er sich, wo möglich, nach Jahrzeit und Witterung; dort schreit und trinkt er, hier spricht er in vergnüglicher und anmutiger Ziele. In dem einen Zustande begnügt sich der Mensch, in dem anderen schließt er die Ehe des Vertrags und gewinnt die Freiheit des Lustes durch unverhülltes Gefühl, bis hinauf zum Neidigsten."

"Der Naturzustand des Menschen (der allmälig) ist ihm ein unnatürlicher!"

"Die Weisheit völlig parallel läuft die:

"Allseitige Naturgränen sind dem Staaate (dem Intelligenz-Organismus) die unnatürlichen."

"Kinder- und Schiregränen, führt sie zu der Höhe der Sprach-Gränen, sollen sich — jenseit mit Weiß und Ziel, daß seine Un-Wahr ververtretet! — durchstreugen, in eben der Weise und eben der Art, wie es artifische, formlose und sichtliche verschließende Konfessionen thun mögen. Ein jeder Staat ersten Ranges, der nur auf die Einselngkeit eines Landes beschränkt wäre, aber dem es gelinge, so viele Kinder mit möglichst mächtigen allmäligsten Staatengränen in kleinen Gründen zu einigen, daß es gleichsam eine vollkommen in sich geschlossne Welt darstelle, würde zweitentig höchst einselng, er würde ein

Japan seyn, daß Hand der Menschheit wieder in ihm
größeren erscheinen."

"Auf der Höhe des Staudamms, zu dem wir uns
hiermit erheben haben, verliest man die Weltgeschichte in
ihren Staatenbildungen, wo, wie bereit oben bemerkt,
auch noch nie ein größter Staat innerhalb allseitiger
Naturregeln gehalten zum Vortheil kam. Diese Zustim-
mung der Weltgeschichter ist so entschieden, daß die Er-
kenntnisse unserer staatenwissenschaftlichen Kompendien, Weis-
heit und die ihr hier nachhinkende Politik begreiflich erscheinen
müssen."

"Es gibt allerdings ein Extrem der Fortreibung von
allen Naturregeln. Dieses Extrem zeigt sich besonders
da, wo das Staatsgebiet aller Rundung (Ozeanischen) erlangt, und wo die Kontinuität des Gebiets häufi-
ger und stärker durch fremdes Gebiet unterbrochen wird.
Daher weiß schwächer Staats-Zentren, auch hier vorsichti-
g nachsprechen, und es dahin zu bringen, daß die Ver-
schiebung im Leben des Staats lange nicht in dem Grade
sichtbar wird, wie sie sich auf der Karte darstellen mög.
Wie den zwischenliegenden Staaten lassen sich Kommu-
nikations-Verträge abschließen, die sich in der Ver-
theilbarkeit für beide Dörre verhüten. Wicht der grös-
ste Staat dann nach Grundsätzen der Willigkeit die Hand,
so muß sie der kleinere bereitwillig annehmen, und findet
daraus damit eine Stütze für die relative Selbstständigkeit,
in der er sich befangen sieht. Will der kleinere Staat sich
besser handfestig reißen, so hat der größere kein Mittel,
wie er nicht einmal unmittelbar in seiner Herrschaft zu
suchen braucht, um solchen Eigentum zu brechen. Wo gro-

graphisch von dem Hauptkörper getrennte Teileinheiten bekommen, da hat die Intelligenz des Staats-Organismus ein herrlichstes Werkzeug in dem Natur-Organismus vor sich, das sie nur auszufassen und genial nachzuwirken braucht. So wie nämlich die Natur denjenen von dem Hauptkörper des Samen-Systems getrennten kleineren Welten, gestattet, mittels Täuschung eines stärkeren relativen Schwerpunktes, eine Bewegung um die eigene Achse gestattet, ohne sie dadurch die ihm selbst nachordnigen Bewegung um den tieferen, absoluten Schwerpunkt des Hauptkörpers zu entziehen, eben so muss es die Intelligenz eines Staates erthmen, der sich mit einzelnen seiner Teileinheiten in demselben Zell befindet. Nur dadurch können die Machttheile einer solchen, einmal unabänderlich gegebenen Trennung möglichst vermehrt, und durch einzelne, gelegentlich habe ich zu erinnende Machttheile, bis auf einen gewissen Punkt ausgegliedert werden. Ein vollständiges Amalgamations-System kämpft in solchen Zellen mit der Natur, und allz, was ich habe zur Empfehlung einer durch solche Amalgamation vollständigem Staats-Einheit segnen lässt, gilt doch nur unter der Bedingung der Unführbarkeit."

"Bei Staaten, die sich, auch stärker in relativer Selbstständigkeit befangen, leicht wohl finden, kann die natürliche Geduld nur durch möglichst Forthalten an Entwicklung und Erlebung der Industrie des Zusammenarbeitens gesucht werden. Staaten, auf breiter vorstreblicher Stufe relativere Selbstständigkeit, können sich über der Hülle der Besitzungen als Gründhüter, aber feste Mauerlagen-Pächter gegen ersten feindlichen Angriff bestimmen. Die Festung ist eine Intelligenz-Gehirn."

„Was die Staaten absoluter Selbstständigkeit be-
trifft — von welchen in Europa Frankreich, mit dem
wir es hier zu thun haben, das vollkommenste Muster auf-
stellt — so entscheidet sich die Frage über seines Staats-
gebietes natürliche Gräze einzig daran:“

„Ob eine Gebiete-Erweiterung der Verbesser-
förmung selbstständiger Volkspersönlichkeit,
unter den Grundsätzen der Macht, des Rechts und
der Selbstständigkeit (dem Volke bei gegebenen Staats-
angelegenheiten) Civilisation, wünschlich, wohl
gar notwendig ist.“

„Ein Staat, an welchen einmal der politischtheoretische
Begriff absoluter Selbstständigkeit ergangen ist, und der sich
mit dieser Stelle befugt hat — durch deren Begehung zu
gleich die Existenz und Fortsetzung von Staaten relativer
Selbstständigkeit bedingt ist — muß solche Gräzen ha-
ben, welche ihm die Bedingungen einer freieren Entwick-
lung unter den drei obigen Bedingungen darreichen. Was
ein solcher Staat zu thun habe, wenn er sich durch seine
befreienden Gehütn an freier Entwicklung in jenen Hin-
sichten, oder auch nur in einer derselben stärker beeinträchtigt
sollte, und wenn dem Weile durch eingehende Ver-
folge nicht abzuheben wäre, was er sobann thun müsse,
um nicht in dem Range seiner Expansiv-Kraft zu
erschließen, dass bedarf es einer besonderen ausdrücklichen
Gesetzgebung. Sollte ein fröhlicher Weitthabere an der Spur,
und ein ehrlicher Staatsmann am Staatsmutter, so versteht
dass sich beider im Laufe der Zeit herabziehende spätere Ge-
legenhör nicht ungenugt.“

Wer vermöchte sich eines solchen Staatsmentes zu versagen? verjünglich wenn er die Beweisungen gesehen hat, welche der Verfasser von S. 141. seiner Schrift diesem Staatsmenten hinzugefügt hat? Wir rufen mit ihm auf: „Welcher Philosophie, Geschichte und Erfahrung können die Staatsmänner ihre Politik vertrauen, die, ohne zu wissen, was ein Staat überlaut absoluter Selbstständigkeit, wie daß heutliche Frankreich, seine natürlichen Gründen hat, in unbesonnerster Monarchien-Sprache zu wahrhaft mutwilligem Kriege herausfектen?“

Das Resultat ist: „Frankreich ist in dem ersten Theile seiner natürlichen Gründen, worin es sich einer heutlichen Weltgesellschaft und gerechterer Thutrichtung in allen den Kategorien der absoluten Selbstständigkeit des Staates erfreut. Eine Wiederherstellung dieser natürlichen Gründen Frankreichs würde, bei der jetzigen Lage von Europa, ihm selbst nachtheilig, und unvereinbar seyn mit den allseitig wünschenswerthen Eogrungen eines dauerhaften Friedens, unter den zivilisierten Völkern Europas.“

Wäre minder sorgfältig, widerlegt der Verfasser jenes in der Deputisten-Kammer Frankreichs leidenschaftiger Weise aufgesprochne Argument, nach welchem „die neue Dynastie nicht eisennarisch, sich nicht halten kann ohne Krieg.“

Es ist in der That fast unvergeßlich, wie die Oppositiionspartei der französischen Deputisten-Kammer nach den Erfahrungen, welche die Jahre 1814 und 1815 gegeben haben, zu bemerken pflegt von Napoleon Bonaparte aufgesprochenen Grundsätze habe jüngstesem thonen: „Näß (politisch) führe die Marzahl einer neuen Dynastie bestätigen.“ Was allernächst Gültigkeit hätte für einen Monarchen, der

seiner militärischen Virtusfunde ohne verbünt, und seinen Stühnburgt jedes menschliche Gefühl zum Opfer brachte — wie sonst dies Gültigkeit haben für einen König, der, verschreckt im Alter, einem Geschlechte angehört, dessen Bestimmung nie das Erbtem war? Was der Verfasser über diesen Gegenstand braucht, ist höchst leidenswürthig, er schließt mit folgenden Worten:

„Fest man das hiermit Gesagte zusammen, so erscheint die Behauptung: „daß die neue Dynastie, deren Stifter Ludwig Philipp der Erste ist, nicht ohne Krieg einzutragen kann,“ nicht bloß unverkennig, sondern sie ist heutige französische Welt sogar beleidigend. Die Befestigung einer Dynastie durch vermeidlichen Krieg mag passen bei einem rohen, aber in lächerlichem Weise eitelen Welt, von welchem mit Voltaire gesagt werden möge: „Ces sous sont pleins d'honneur.“ Oben dies mag gelten, wenn das Staats-Oberhaupt noch rechte aufgebrachte Rechte strebt: ein Erbtem, das der Krieg mit seinen öffentlichen Vorlegerhiten beginnigt. In dem uns vorliegenden kontraten Walle verdient noch besonders erwogen zu werden, daß man von dem neuen Monarchen eine Art von Popularität fordert, für die man noch nicht die rechte Gelegenheit gefunden hat. Wie jedoch aber ein Monarch auch nur innerhalb weit erfreulicherer Ordnungen der Popularität sich nicht hingeben, und sein Welt zugleich in vermeidlichen Krieg, ja in einem solchen Krieg stürzen, dessen kleinster Zweck kein anderer wäre, als seine Familie als Regenten-Dynastie zu befestigen. Was wäre das für ein mehr als finstern, unbesonnenes Volk, dessen Wahnsinnigkeit und treuer Schersam nicht andern zu erlangen mehr,

als durch Friedensbruch, der in einem Kriegsspiel ruhte, welches am Ende doch wieder Frieden — den Friede des Kriegs — zum Resultate geben mögte? Und was wäre das für ein Europa heutiger Zeit, besonders wie sie sich in Frankreich entwickelt hat, der Kront und Export nicht für eine Würde hätte, wohl aber für einen so bedeutenswerten Besitz, daß er dessen Sicherung für Privatzwecke, um den Preis verschwendet zu vergangenden Blutbündnis Gotts zu erlauben genügt seye? sc. n.

Wir müssen es dem Leser überlassen, zu erfahren, was der Verfasser zur Entkräftigung jener Argumente beibringt, wen zwischen daß eine hervorinommen ist von der Hochmuth, Wollust beipflegungen, die im Kreisraum auf Frankreichs liberalen und herzöglischen Geist sich in die Rebellen geworfen haben, daß andere von der Voraussetzung ausgehe, daß überall an Recht und Frieden nicht eher zu denken sei, als bis entweder der französische Nationalismus den europäischen Nationalismus oder dieser jenen besiegt habe. Das letztere Argument anlangend, bemerkt der Verfasser mit ungemeiner Richtigkeit, „daß Frankreichs Verschwörungen auf dem Gebiet der Freiheit unvergleichbar größt sind, als seine bisher darauf gemachten Verschärfen.“ Er sieht ferner hinzu: „Die Geschichte von der Zerstörung der Bastille an, bis zu den Julius-Tagen, giebt unbestreitbare Zeugnisse in überragster Weise, und seit den Julius-Tagen hat sich wiederum so Wunderlich ereignet, was mehr die Zahl der Verstorbungen, als die der Erfolge verneidet. Das Privatrat der Paris-Räume, das Wahlgremium der Deputierten-Räume, das Gangs der Theorie von der Welle-Gouvernementsräte, die Frage: Ob es eine Staatsverfassung geben

könne, in welcher der Monarch, Kraft eines Vertrages, und durchaus streng an diesen gebunden, als Garde an der Spitze sichem sollte? — alle diese Gegenstände müssen noch einmal auf die Tafte gebracht werden, wo es kommt, wenn die rechten Kenner an das Gegegn kommen, ganz gewiß noch eine Menge Spuren geben wird. Europa ist in seinem Zweige seines Wissens und der gelegenen Geschäftsführer so arm, als in der eigentlichen Publizität höheren Sinnend, und der Bund der Staatenwissenschaft und Staatskunst — ohne welche letztere nicht mehr heutiger Zeit vollständig Entwickeltheit zu lassen vermag — ist noch sehr neu und unvollständig. Wen kann das französische Volk — wie es momentlich in Deutschland so viele thun — ungemein heischägig und ein entschiedener Freund wahrer Freiheit seyn, ohne dasselbe auch nur im Mindesten negirt schärfer auf dem Gebiete der Staatsverfassung und der Freiheit bereits gemachten Fortschritte zu beneiden . . . Und was betrifft nun wohl die eigentlichen Kriegs-Herrsche, Absolutismus als mit Sklaverei gleichbedeutend zu begründen. „Absolute Staaten,“ sagen sie, „sind solche, die keine Verfassung, keine Garantien haben.“ Nicht doch! Alle zivilisierten Staaten haben notwendig eine Verfassung, und werden sie auf den Standpunkt der Zivilisation gesammelt seyn, wenn sie einer Verfassung und aller Garantien entspringen. Was diese Staaten nicht haben, ist eine geschriebene Verfassung an deren Stelle aber bei ihnen eine herkömmliche sitzt. Nicht alle zivilisierten Staaten hatten das Unglück Staatsfeind, eines längeren Zeitraum hindurch Gewalt an ihrer Spitze zu haben, die nicht ihrem Ehrgeize und mit ungemeiner Verachtung ihrem

ihrem Privat-Vergnügen, als den schwirrigen Neigen-
ten-Pflichten lebten. So hat sich Frank in manchen, darin
gleichförmigeren Staaten eine gewisse Festigkeit der Ver-
hältnisse des öffentlichen Lebens gestaltet, die, als römis-
chem Mauertor gleich, unausgerückt weit steht steht und
befürtrage, als vieler Wohntore. Herzöamlche Verfa-
sungen pflegen nicht beschweren zu werden. Was die
Garantie der Schwere werth ist — und was sie in der
politischen Gehäre werth seyn kann — darüber ist man
hauptsächlich belehrt . . ."

Was bringt dem Leser zu dem Urtheil, daß
die Motiven digkeit eines französisch-russischen, aber
eines europäisch-französischen Kriegs schlechthin nicht be-
sitzt. Sehen aber in den letzten Zeiten von einer Befehl-
sung der siegenden Armee die Weise gewesen ist, giebt es seine
Meinung dahin ab, daß diese Befehlungen, abgesehen von dem
Prinzip der Staatswirtschaft unterstellt, in der Ausfüh-
rung schreieriger werde behunden werden, als sie auf den
ersten Blick es zu seyn scheinen dürfte. Die Frage: ob es
nicht dennoch bald Krieg geben dürfte? brantzecket Herr
Wolff. Zumal auf folgende Weise:

"Wir von der einen Seite einen Abgrund, von der
anderen einen herlich geblühten Weg neben sich steht, kann
sich freilich keinesfalls in den Abgrund stürzen; wenn man
aber weiß, daß der so Gefüllte bei Verlust, und sein
muthwilliger, zu unkeinemem Spiele mit seinen Kräften
und zum Experimentiren aufgelagter Knabe ist: so muß
man auch vertrauen, daß er den guten Weg einklägeln
werde. Allerdings hat der Knabe das mit dem höchsten

Bei seinem Grilez zusammenhangende Vertreter, den gewöhnlich Urteilsprungsgerüinden getragen entgegen handeln zu können; die Gefahr, daß der Mensch sich dieses traurigen Vertrags bediene, ist jedoch, auf vielen Ursachen, in der Sphäre der Politik bei weitem weniger groß, als in der des Privat-Schmied. Dies gilt ganz besonders, wo an der Spitze von Staaten absoluut Selbständigkeit der Gouvern. Monarch ist, den keine Stellung über eine Menge ähnlicher Erbenschäften erhebt, oder der, insfern er von vergleichbaren befallen wird, noch innerhalb seines Privat-Schmieds dafür leicht eine Menge von Abhängen findet. Der Übergang selbst kann nicht umhin, sich zu zeigen, wenn nur die bei schleschem Erfolg eintratende Schmach der öffentlichen Demuthigung, die vor allem der Übergang hoch anständige, dem Verstande gehörig aufgedeckt vorliegt . . .¹¹

Wir überlassen es dem Urtheil des Lesers, zu bestimmen, ob diese Gründe ausreichen. Ganz unverläßig wird der Krieg, wenn er zum Nachdruck kommen sollte, neber von dem Wuthwillen Ludw. Philipp des Ersten, noch von dem irgend eines europäischen Monarchen ausgehen; ob er aber deshalb auszkräften werde, scheint uns eine Frage, die nur dann mit Ja! beantwortet werden kann, wenn derjenige, der in Frankreich den Monarchen-Titel führt, in der nächsten Sitzung der Kammer durch den überwiegenden Verstand seiner Minister dahin gelangt, der Gouvern. Frankreich zu werden, d. h. die Volks-Gouvern. nicht in diejenigen Schranken zurückzudrängen, wozin ein traherhaft allgemeiner oder den Vorherrn nicht umfassender Willen sich leichtsam beweisen kann.

Der fünfte Abschnitt des von uns empfohlenen Werks führt die Übersicht: „Wersch einer funktionsreichen Zusammensetzung dessen, wesen die Wohlthat und Ehrensache eines dauernden und diesen Friedens des größten Genußes abhängig erscheint.“ Der Verfasser hat dieser Übersicht das Motto hinzugefügt: „Was dem Menschen die Güte, das ist den Staaten der Friede.“ Eine Analyse dieses Abschnitts würde uns weit über die Grenze hinausführen, die reich und zu sagen haben. Wir bemerken also nur, daß der Verfasser nichts noch Dringender empfiehlt, als „daß die Staats-Intelligenz, schaarend in das Bedürfniß der vorgefahrene Zeit, sobann fundig der Wichtigkeit und der Gefahr der neuerdings zu einer Macht gewordnen öffentlichen Meinung, einen festen Bund zwischen Staats-Kunst und Staats-Wissenschaft schließe.“ Wir bebauern mit ihm, so wie er mit uns, „daß gerade das Studium der gesellschaftlichen Phänomene, trotz den Fortschritten, welche die Politik, als Wissenschaft, seit den letzten drei Decennien gemacht hat, noch so allgemein auf Universitäten hinstan gehabt wird, wie wohl es keinen Zweiten höheren Rangord geben sollte, der sich nicht mit denselben beschäftigt hätte.“

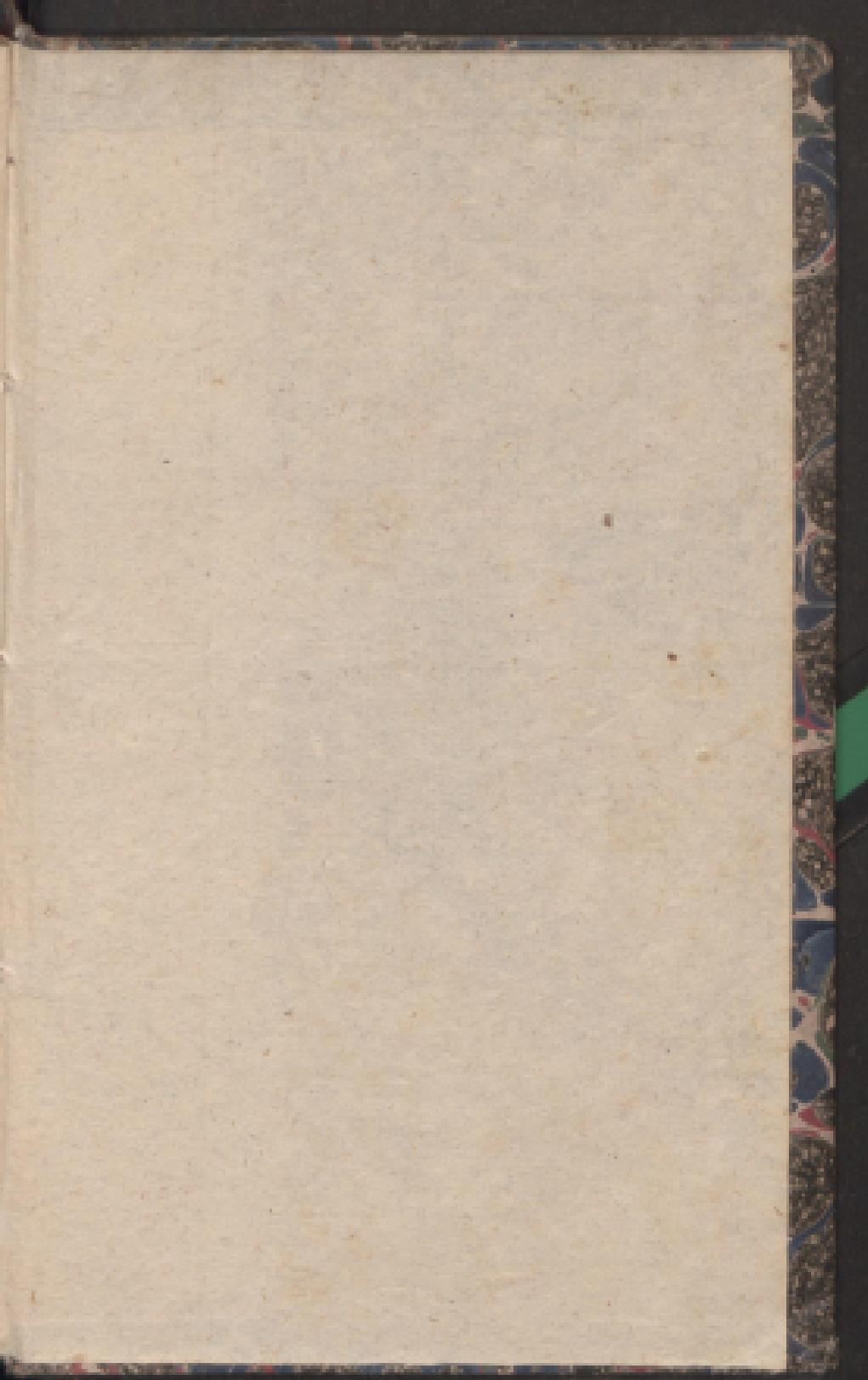
Was wir zur Empfehlung des uns vorliegenden Werks gezeigt haben, wird sich hoffentlich durch sich selbst rechtfertigen. Doch können wir schließlich nicht umhin, unser Erstaunen darüber zu erkennen zu geben, wie der Verfasser eines so gründlich gebildeten und im dichten Geiste der Wissenschaft verfugten Werkes dazu kommt, sich als einen interimsistischen Dozenten der Staatswiss-

senſchaft in Bonn zu charakterisiren, nachdem er eine, wie wir glauben, nicht unbeträchtliche Reihe von Jahren hindurch ordentlicher Professor eben dieser Wissenschaft an der Königlich-Bayerischen Universität Landshut gewesen ist.

Q.









BIBLIOTEKA + + +

ДА ВНИВЕРСИТЕТСКА

040 942 1837

W. T. RYVINS

Digitized by srujanika@gmail.com